This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

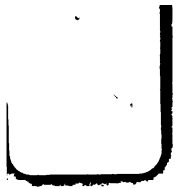
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07574619 2



Wenn's nur schon Winter wär'!

Von **Oſip Schubin** iſt im gleichen Verlag erſchienen:

Erlachhof. Roman. Zweite Auflage. 2 Bände.
Preis geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 9.—

„O du mein Oeſterreich!“ Roman. Zweite Auflage. 3 Bände.
Preis geheftet ℳ 10.—; fein gebunden ℳ 13.—

Ein müdes Herz. Erzählung. Dritte Auflage.
Preis geheftet ℳ 2.50; fein gebunden ℳ 3.50.

Gebrochene Flügel. Roman. Zweite Auflage.
Preis geheftet ℳ 6.—; fein gebunden ℳ 7.—

Maximum. Roman aus Monte Carlo.
Preis geheftet ℳ 6.—; fein gebunden ℳ 7.—

4596

Wenn's nur schon Winter wär'!

Roman

von

Ossip Schubin.

Dritte Auflage.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1897.

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
237351A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Fräulein Marie von Olfers

in herzlicher Verehrung

zugeeignet.

Bonrepos, Mai 1897.

„Ah! das ist ja der Franz — das freut mich!“ und sie streckte ihm die Hand entgegen mit der Miene einer huldvollen Königin, die sie einem Unterthan zum Kusse reicht, das heißt flach, mit schlaffen Fingern und die Palme nach unten.

Er that, was von ihm erwartet wurde, das heißt er beugte sich sehr tief über die schöne Hand und streifte sie mit seinen Lippen. Offenbar wäre es ihm undenkbar erschienen, diese Hand unter andern Umständen zu berühren.

Sie war eine bildschöne Erscheinung von hoher, schlanker Gestalt mit großen, grauen Augen in einem schmalen, stolz geschnittenen Gesicht, das die allererste Jugend bereits überschritten hatte. Um ihre Züge schwebte jenes kaum zu schildernde, abgedämpfte Etwas, jene leichte Mattigkeit und Abnahme an Frische, die verraten, daß der erste Glanz des Lebens für ein junges Mädchen verglommen ist und das Blut unter der feinen Haut nicht mehr so hoffnungsfreudig wie ehedem durch die Adern strömt.

Die erste Enttäuschung ist in die Seele des Mädchens gefallen — oder ist die Seele einfach müde geworden im vergeblichen Erwarten eines schönen und großen

26X24

Glückes, auf das sie ein Anrecht zu haben geglaubt hatte?

Um die vollen, schwermütig abwärts gebogenen Lippen und die großen, von dicht bewimperten Lidern halb verschleierten Augen zeigte sich dieses erste Hinwelken der Jugendfrische am stärksten. Aber Abnahme an Schönheit war dabei keine zu bemerken, im Gegenteil hatte diese Schönheit für den Kenner den Höhepunkt ihres Zaubers noch gar nicht erreicht.

Sie hielt ein Lawn Tennis-Racket in der Hand, trug eine blaßblaue Leinwandbluse, die genau wie ein Männerhemd gemacht war, einen ziemlich kurzen, weißwollenen Rock, unter dem ihre schmalen, mit gelben Halbschuhen bekleideten Füße hervorsahen, und auf dem Kopf einen ganz formlosen Hut aus Binsengeflecht mit einem Lederstreif umschlungen, hinter den sie eine bei einem Spaziergang gefundene Vogelfeder gesteckt hatte. Ihre Haltung war stolz und frei und dabei doch etwas müde, oder vielmehr gleichgültig, als ob ihr kein Ziel mehr erstrebenswert dünke.

Er mochte um zwei bis drei Jahre weniger zählen als sie — war sehr braun, mit einem freundlichen, überrascht glücklichen, dabei etwas beklommenen Ausdruck in einem sehr hübschen Gesicht. — Der Kopf saß ihm gut auf den Schultern, er hielt sich schulgerecht gerade, die Hand an die grünen Streifen seiner hechtgrauen Jägerhose gepreßt. Die momentane Lage dieser Hand hatte etwas, das den Respekt des Untergebenen einer höher gestellten Person gegenüber betonte. — Daraus allein hätte man den ungeheuern Abstand zwischen seiner und ihrer Gesellschaftsstufe erraten.

Im übrigen hätte diese Hand ebenso wie das ganze Aeußere des jungen Menschen dem aufmerksamen und sachkundigen Beobachter zu denken gegeben.

Er war offenbar ein Kind des Volkes — aber ein Kind des Volkes, in dessen Adern sich ein Tropfen blauen Bluts herumtrieb — von dem vielleicht seine nächsten Angehörigen nicht mehr wußten, wie er hineingeraten war. Die aristokratische Beimischung mochte vielleicht sehr weit zurückdatieren — leugnen ließ sie sich nicht. Die lange, zugleich zarte und kräftige Form der Hände, der feine Bug der Nase, der Schnitt der Augen, die Kleinheit der flach am Kopf anliegenden Ohren und der Schwung der vollen, dunkelroten Lippen — alles führte darauf zurück; nur mischte sich in das alles die Abkunft vom Volk — von jenem Teil des Volks, das sich in gesunder Beschäftigung voll und frei entwickeln kann.

Sie war die Comtesse Irene Lurytsch, Tochter des Grafen Lurytsch und von mütterlicher Seite eines Fürsten Enkelin; er war der Sohn eines einfachen Försters — eines jener Autodidakten, die durch ein instinktives Verständnis der Natur theoretisches Wissen ersetzen — und mütterlicherseits der Enkel eines einfachen Waldhüters. Auch war er der Milchbruder des Vetters der jungen Gräfin gewesen, später sein Spielgefährte und Teilnehmer an allen seinen Studien.

Wenn auch seither viele Jahre vergangen sein mochten, so erinnerte sich die Comtesse Irene doch noch gut, wie oft sie ihn in der Kinderstube ihrer Vettern getroffen hatte.

Sie war sehr leutselig gegen das Volk, die Comtesse Irene — und den Franz hatte sie immer gern gehabt

„Geht's gut, Franz — was macht die Mutter?“ fragte sie.

„Ich danke, wir sind zufrieden, gnädigste Comtesse — Mütterchen wird sehr stolz sein, daß Comtesse sich ihrer erinnern.“

„Grüß . . .“ fing sie an und stockte plötzlich. Sie war gewohnt gewesen, den jungen Menschen zu duzen, wie die Töchter und Söhne aller Untergebenen, die um sie herum aufgewachsen waren. Aber irgend etwas an ihm machte, daß sie das „Du“ ihm gegenüber nicht mehr anwendbar fand. „Grüßen Sie die Mutter von mir, Franz,“ verbesserte sie sich lächelnd, worauf sie hinzusetzte: „Uebrigens will ich die treue Seele nächstens einmal besuchen — ich habe Ihre Mutter immer sehr gern gehabt, Franz.“

„Die Comtesse sind zu gut,“ murmelte er. Er strahlte vor Seligkeit.

„Wir könnten anfangen!“ rief jetzt eine Stimme vom andern Ende des Lawn Tennis-Platzes zu den beiden hinüber. „Spielst du mit dem Franz, Iren'?“

„Sehr gern,“ erklärte die junge Gräfin — „ich bin überzeugt, daß er vorzüglich spielt.“

„Woher weißt du das?“

„Ich hab's erraten.“

Es war nicht schwer zu erraten. Junge Leute, die aus der Försterei oder dem Wirtschaftshof ins Schloß befohlen werden, um für einen gerade fehlenden Tennispartner einzuspringen, spielen immer vorzüglich.

Man stellte sich in Positur.

„Ready?“ fragte die alte Fürstin Derzheim, die den Unparteiischen machte, aus ihrem mit rot und gelbem Zwillich austapezierten Strandstuhl heraus.

„Ready!“ — Das Spiel begann.

Im östlichen Böhmen war's — fast an der mährischen Grenze, und der Lawn Tennis-Platz befand sich in einem Park, der sich um ein sehr altes Schloß herum über das Plateau eines felsigen Berges hinzog. Es war ein idealer Lawn Tennis-Platz, von hohen alten Bäumen umschattet — Fichten, zwischen deren Dunkel hie und da der weiße Stamm einer Birke aufleuchtete. Die Luft war zugleich feucht und schwül. Ueber das blaue Himmelsviereck, das über den grünen Laubmauern des Tennis-Schlachtfeldes sichtbar war, schwebten ein paar grauweiß schimmernde Wölkchen, und das glänzende Smaragdgrün der Birkenblätter, sowie der starke Duft der Fichten verriet, daß es kürzlich geregnet hatte.

Es regnete seit einiger Zeit alle Tage. Obgleich man sich im Juli befand, war die Natur frisch wie im Frühling. Zum erstenmal seit langem hatte man heute einen halbwegs trockenen Lawn Tennis-Platz, den man nicht unbenutzt lassen konnte. Leider hatte man Mangel an standesgemäßen Tennis-Spielern. Die Fürstin Benedikta Derzheim spielte mit dem Hofmeister gegen die Comtesse Irene Lurytsch, die den Forstamtspraktikanten Wranny zum Partner hatte. — Die Damen waren ungeschickt, der Hofmeister — einer von den ewigen Hofmeistern, die als Gespenster einer von aristokratischem Wohlleben erstickten Begabung in alten Schlössern umgehen, in denen ihnen die Schüler längst über den Kopf gewachsen sind — der Hofmeister war faul.

Nur Franz Wranny, der junge Forstmann, spielte „wie ein Engel“.

„Ja, wie ein Engel,“ erklärte die alte Fürstin

Derzheim, die, wie schon erwähnt, den Umpire machte. Sie war eine sehr alte Frau mit einem von weißen Puffscheiteln umrahmten rosigen Gesicht, das jenen etwas kindischen Optimismus verriet, welcher sich hauptsächlich in einem eigensinnigen Vorübersehen an unbequemen Wahrheiten äußert. Wie die meisten Optimisten war sie gutmütig, aber oberflächlich — nebenbei so ganz befangen von ihren Standesvorurteilen, daß sie nicht einmal deren Existenz ahnte. Ihre Denkweise erschien ihr als die einzig richtige, und sie begriff gar nicht, daß irgend jemand eine andre haben konnte.

„Wie ein Engel spielt der Franz!“ wiederholte sie ein Mal über das andre, während sie den jungen Mann wohlgefällig durch ihre Lorgnette betrachtete. Dann, ihn in einer Pause des Spiels an sich heranwinkend, fragte sie: „Wo hast du denn das gelernt, Franz?“

Der junge Forstmann wurde sehr rot. „Ich habe ja immer mit den Prinzen gespielt, wenn die Herrschaften hier waren — und wenn die Herrschaften abwesend waren, haben wir manches Mal mit meinen Vettern geübt, Durchlaucht.“

„Deinen Vettern? . . . wer sind denn deine Vettern?“

„Die Söhne des Stallmeisters und des Gärtners, Durchlaucht.“

„Richtig — du bist ja mit dem ganzen Personal verwandt, gehörst zum alten Schloßinventar, bist ein echter Djibocher. — Siehst du, so gefällt mir's — immer im Gleichen weiter vom Vater auf den Sohn, immer auf derselben Scholle kleben — das bringt Segen — da werden lauter brave Leute daraus! — Du wirst auch noch einmal das ehemalige Revier deines Vaters

übernehmen — 's wird dir gut gehen bei uns. Trittſt du ſchon dieſen Herbſt in den Dienſt?"

Er blickte etwas unſicher zu Boden. „Nein, Durchlaucht — dieſen Herbſt komm' ich zum Militär."

„Zum Militär? Ja, 's iſt deine Zeit — und hat ſich denn das nicht irgendwie ... hm! ... vermeiden laſſen?" Die alte Dame machte, humoriſtiſch zwinkernd, eine Gebärde, als ob ſie etwas heimlich beiſeite ſchieben wollte.

„Wir haben's nicht verſucht, Durchlaucht — ich freu' mich auf den Dienſt."

Wieder, wie vor der Comteſſe Irene, ſtand er in offiziell ſtrammer Haltung da, aber im Laufe des Geſprächs hatte er um ein kaum Merkliches ſich aufzurichten begonnen.

„So, du freuſt dich auf den Dienſt?" rief überraſcht die alte Fürſtin aus. „Aber, Kind Gottes, bedenke nur, wie dich das aufhält die drei Jahre!"

„Hoffentlich wird's mit einem Jahr gethan ſein," murmelte der junge Forſtmann. Bis jetzt war er nur ſoweit ſchüchtern vor der alten Fürſtin geweſen, als es ihm die anſtändige Beſcheidenheit gebot. Jetzt wurde er ſichtlich verlegen.

„Mit einem Jahre? ... was meinſt du?"

Die Fürſtin begriff erſt nicht, dann plötzlich zog ein verdrießlicher Schatten über ihr früher von Wohlwollen und Freundlichkeit ſtrahlendes Geſicht. Er blickte zu Boden. „Meine Onkel wollen mir das Freiwilligenjahr zahlen," murmelte er ſtotternd — „ſie hatten es mir verſprochen für den Fall, daß ich die Prüfung gut beſtände — und als Schüler der Forſtakademie ſteht mir das Recht zu."

„So, so!“ Die Unzufriedenheit auf dem Gesicht der alten Dame trat deutlicher hervor. „So, so! Das heißt, du dienst auf den Reserveoffizier — du willst hoch hinaus ... möge es dir gut bekommen! Was mich anbelangt, so mag ich die Leute nicht, die hoch hinaus wollen im Leben — 's wird gewöhnlich nichts Gutes daraus.“

„Der Franz wird eine Ausnahme bilden,“ fiel hier mit einer männlich klingenden, rauhen, aber überaus gutmütigen Stimme eine alte Dame ein, die neben der Fürstin Witwe saß. Sie schien noch um ein paar Jahre älter als diese und bildete im übrigen den strengsten Kontrast zu ihr.

Obschon sie saß, sah man sofort, daß sie sehr groß sein müsse.

Ihre schönen Züge waren von starkem, männlichem Schnitt. Der Blick in den Augen war hell, fast scharf, aber das Lächeln um den Mund voll unbeschreiblichen Wohlwollens. — Sie hatte nichts von der wehleidigen Gutmütigkeit, die den Schmerz aus dem Wege schiebt, weil sie seinen Anblick nicht ertragen kann — sie geizte offenbar ebensowenig mit ihrer Hilfe wie mit ihrer Teilnahme.

Ihr Anzug war, wie der der meisten ernsten alten Damen, die mit ihrer eignen Existenz abgeschlossen haben und nur noch für andre leben — fast vorweltlich. Ihre Kleiderschnitte datierten um mindestens dreißig Jahre zurück. Sie trug ein karmeliterbraunes Wollkleid mit einer glatten, kurzen, ziemlich schlecht sitzenden Taille, schwarze Filet-Halbhandschuhe und eine an ihrer Broche über der Brust herunterhängende Uhrkette. —

Sie war die Schwägerin der Fürſtin — die Prinzeſſin Karoline Derzheim — und ihre vornehme Herkunft verriet ſich, ohne daß man beſtimmen konnte durch was, deutlich genug, trotz ihrer altmodiſchen und ſchäbigen Toilette, trotz ihrer ſchwerfälligen, faſt plumpen Geſtalt.

„Der Franz wird eine Ausnahme bilden," verſicherte ſie aufmunternd. „Wir kennen ihn ja von Jugend an, er iſt ein braver, ſolider Menſch, der ſich nicht leicht den Kopf verdrehen läßt — nicht wahr, Franz?"

„Hoffentlich, Durchlaucht!" murmelte der junge Menſch, der plötzlich ausſah, als ob jemand ſeinen ganzen frohen Lebensmut ausgelöſcht hätte.

„Spielen wir noch eine Partie, Irenerl?" fragte, um die linkiſche Situation etwas zurechtzurücken, die Fürſtin Benedikta. „Diesmal ſpiel' ich mit dem Franz, du kannſt mit dem Barteſchowsky ſpielen."

Barteſchowsky war der Hofmeiſter.

Von neuem ſchwirrten die Bälle durch die ſchwüle, duftige Sommerluft. Franz Wranny leiſtete das Unmöglichſte — er fing die ſchwierigſten Bälle, ſervierte mit der größten Gentilität — aber jetzt lobte ihn kein Menſch mehr.

„C'est ennuyeux," murmelte die Fürſtin Witwe ihrer Schwägerin zu.

„Was?"

„Daß dem Burſchen der Ehrgeiz in den Leib gefahren iſt."

„Qu'est-ce que cela peut bien te faire?" entgegnete die Fürſtin Karoline.

Sie hatte den Fuß in einen Bügel von Bindfaden geſteckt und netzte energiſch an einer Nachthaube.

„Wir haben so auf ihn gerechnet. — Mir war's gleich von Anfang zuwider, daß er die höhere Forstschule absolvieren sollte. Das war die Idee des Felix. Ich kann die gelehrten Forstleute nicht leiden," erklärte die Fürstin Witwe; „ein echter Förster kennt sein Wild und seinen Wald von Jugend auf wie ein Indianer und lernt ihn nicht kennen aus Büchern in einer muffigen Forstschule. Ich hab' immer gehofft, daß er Leibjäger werden würde bei Willy," fuhr die Fürstin französisch sprechend fort — das flinke Französisch der österreichischen Aristokratie, in das sie sich nie scheute, ein deutsches Wort hineinzuflicken, wenn es ihr gerade paßte. „Il lui faut quelqu'un, un peu gesetzt, der sich um ihn kümmert. Le petit wäre wie geschaffen gewesen zum Leibjäger, er hat ganz das Zeug dazu — avec cela qu'il est très joli garçon."

„Ah, pour cela, oui," erklärte die Fürstin Karoline, in ihrer Netzarbeit innehaltend, um den jungen Forstmann zu mustern.

„Take care!" flüsterte jetzt an die beiden Damen herantretend die Gräfin Irene mit ärgerlich blitzenden Augen — „er versteht jedes Wort, siehst du nicht, wie ihm die Ohren brennen?"

„So! — Französisch versteht er auch," ärgerte sich die alte Fürstin, diesmal ins Englische übergehend — „das ist ja außerordentlich erfreulich — unter diesen Umständen werdet ihr besser daran thun, ihn nicht mehr zum Lawn Tennis aufzufordern — ihr könnt euch ohne ihn behelfen!"

Kurz darauf wurde fernes scharfes Wagenrollen vernehmbar. „Die Herren sind zurückgekommen von

der Entenjagd" — erklärte die Fürstin Benedikta Derzheim — worauf sie auch alsbald erschienen in bequemen, abgetragenen, grauen Leinwandanzügen, dicken Wollstrümpfen und Schnürschuhen, so räubermäßig aussehend als möglich. Es waren ihrer vier: zwei ganz junge und zwei in reiferen Jahren. Die beiden Herren in reiferen Jahren waren der Gatte der Fürstin Benedikta, ein vornehmer, eigensinnig und beschränkt aussehender Kahlkopf, von dem nicht viel zu sagen ist, als daß er mit imponierender Würde seine vielfachen ehelichen Mißgeschicke zu ignorieren verstand, und der Fürst Felix Derzheim, der zweite Sohn der Fürstin Witwe, unverheiratet und Onkel des regierenden Fürsten — ein fein gegliederter, zart aussehender, blasser Mann von fünfundvierzig Jahren, mit kurz geschnittenem, ins Graue hinüberspielendem braunem Haar und scharfen, großen, aber aristokratischen Zügen; die zwei jüngeren — Prinz Pips, Bruder des regierenden Fürsten und Milchbruder Franz Wrannys, ein hübscher, aufgeweckter Dragonerlieutenant — und endlich der regierende Fürst selbst.

Leute, die auf der Straße an ihm vorübergingen und denen man ihn, seiner hohen Lebensstellung erwähnend, als eine soziale Sommität zeigte, äußerten sich gewöhnlich dahin, daß sich die Natur geirrt, indem sie ihn zum Fürsten gemacht habe.

Er sah entschieden nicht so aus, wie sich ein ehrsamer Spießbürger einen Kavalier vorstellt. Ein aufmerksamer Beobachter aber hätte ihm sofort nicht nur den Aristokraten, sondern den hohen Aristokraten angemerkt.

Er hatte kurzes, krauſes, rötliches Haar, war groß und ſtark, faſt dick, mit breiten Schultern und Hüften, der Kopf klein, die Züge gewöhnlich, die Augen ſchmal, die Naſe etwas ſtumpf, der Mund unter dem keck gekräuſelten kleinen Schnurrbart ſtark aufgeworfen, die untere Lippe in der Mitte geteilt, das Kinn breit und voll.

Das Merkwürdige an dieſem Geſicht war der Ausdruck — ein Ausdruck von ſanguiniſchem und cyniſchem Hochmut!

Sein Hochmut wurzelte keineswegs in ſtarren Standesüberzeugungen. Seine Standesüberzeugungen waren nach allen Seiten hin lückenhaft; aber ſein Standesbewußtſein war intakt. Er hatte ein Recht auf den Hochmut und betrieb ihn als Sport. Es war, wenn er ſich bei guter Laune befand, ein ungemein fröhlicher verwegener Hochmut, der, ſich die merkwürdigſten Excentricitäten gönnend, keine ſchwächlichen Bedenken, keine Angſt vor dem: „Was werden die Leute ſagen“ kannte und infolgedeſſen über die Wahrung jeglicher Würde erhaben war. Aber, wenn ſich die Laune des Fürſten einmal verdüſterte, dann wurde es ein grauſamer, verletzender Hochmut, ein Hochmut, der ſich kaltblütig, machtbewußt in raffinierter Menſchenquälerei äußerte. Er war im ſtande, einem Menſchen weh zu thun aus Laune oder Verdrießlichkeit — wie ein unartiges Kind einem Maikäfer die Beine ausreißt.

Und ſo war Willy Derzheim ſtreng genommen in vieler Beziehung ein Ungeheuer von einem Fürſten — aber Fürſt war er doch — Fürſt durch und durch!

Prinz Pips war der einzige unter den vier Herren, der Franz Wranny mit einem herzlichen Händedruck

begrüßte — die drei andern beantworteten nur mit einem mehr oder minder freundlichen Kopfnicken seine ehrerbietige Verbeugung.

Die Partie war unterbrochen. Die beiden Lawn Tennis-Spielerinnen ebenso wie die vier Jäger setzten sich zu den Damen auf die Schattenseite des Tennis-Platzes, und die Herren fingen sofort an, von ihren Jagdabenteuern zu erzählen, wobei sie besonders die Eigentümlichkeiten ihrer Hunde hervorhoben.

Plötzlich aus dem allem heraus schrie der junge Fürst über den Platz hinüber dem Forstmann zu: „Du, Franz!"

„Durchlaucht?"

„Du könntest hinüberspringen ins Schloß und den Koch fragen, ob er den Eiskaffee nicht selber ausgetrunken hat. Wenn noch was übrig geblieben ist, könnte er ihn uns schicken, und Ribiseln und eine Melone."

„Zu dienen, Durchlaucht."

„Lauf schnell, ich sterbe vor Durst. Aber dann komm wieder — ich möcht' dir noch einen Auftrag geben an den Fuchs."

Der Fuchs war ein Revierförster in Djiboch — er hatte das Djewitzer Revier. Und während Franz Wranny mit der Geschmeidigkeit seiner jungen Glieder im Eilschritt davonsprang, blickte ihm der junge Fürst leicht zwinkernd nach, lehnte sich in seinen Reckelstuhl zurück und sagte halb gähnend: „Was das für ein schöner Kerl ist, der Franz! schad', daß ich ihm seine Figur samt dem G'fries, das drüber sitzt, nicht abkaufen kann. Möchten sich da die Comtessen in mich verlieben!"

Es gehörte zu seinen verschiedenen hochmütigen Prärogativen, daß er viele Dinge plump heraussagen durfte, die sich andre Leute kaum zu denken erlaubten.

„Ja, ein schöner Bursch' ist er," sagte die Fürstin Karoline — und nachdenklich fügte sie hinzu: „Wenn ich nur wüßte, wo er's her hat!"

Sie war eine alte Jungfer, und wie fast alle alten Jungfern, die nicht zimperlich sind, sprach sie von heikeln Dingen mit mehr philosophischer Gelassenheit als eine Frau.

„Er ist doch der Sohn von Pipsens Amme," wendete sich jetzt die Fürstin Benedikta an die Fürstin Karoline.

„Ja, er ist mein Milchbruder," sagte der Prinz Pips.

„Seine Mutter ist übrigens die bravste Person im ganzen Ort," erklärte die Fürstin Karoline; „ich habe sie erst kennen gelernt, nachdem sie den Wranny geheiratet hatte, habe aber nie gehört, daß man ihr nur das Geringste hätte vorwerfen können. Wenn da" — die Fürstin lächelte humoristisch — „eine Verwandtschaft mit uns existiert, so muß sie weiter zurückdatieren."

„Aber Tante!" flüsterte der Fürst Felix, indem er einen unruhigen Blick auf die Gräfin Iren' warf — „Tante Karolin'!"

Er sagte das in einem Ton, der so viel bedeutete als „was sind das für Gespräche vor einem jungen Mädchen!"

Gräfin Irene saß indessen mit dem gewissen resignierten „Ich-seh'-nichts-und-hör'-nichts-Gesicht" da, das junge Mädchen ihres Standes aufzustecken belieben, wenn sich ihre verehrliche Umgebung in der Konversation

ein wenig vergaloppiert hat — aber um ihre schönen Lippen zuckte ein leichter Zug von Ironie, der soviel bedeutete als: „Mir ist das alles nicht neu, und ihr wißt, daß es mir nicht neu ist, aber, wenn ihr durchaus verlangt, daß ich aussehen soll, als ob ich an den Storch glaubte, so thu' ich euch den Gefallen."

„Uebrigens, Willy, was ich sagen wollte," begann hier der Fürst Felix von neuem, „ich glaube, es ist wirklich Zeit, daß du aufhörst den Franz zu duzen."

Der junge Fürst schob seine Brauen bis in die Mitte der Stirn hinauf und sagte ärgerlich: „Jetzt soll ich auch noch mit dem Franz Geschichten machen, Onkel! Das ist wirklich viel verlangt — dem ist gar nicht darum zu thun. Den trifft der Schlag, wenn ich ihn ‚Sie' anrede — ich versichere dir, Onkel Felix, es wäre ihm unangenehm!"

„Im ersten Augenblick — wahrscheinlich, aber später wird er dir's Dank wissen!" erklärte der Oheim.

„Ich habe über dieses ‚Du=' oder ‚nicht Du=Problem' auch schon nachgedacht," mischte sich an diesem Punkt der Prinz Pips ins Gespräch — er war ein Idealist und dafür bekannt, daß er in Dingen der Humanität immer übers Ziel schoß — „aber ich bin noch nicht mit mir einig geworden, was da zu thun ist. ‚Sie' zu ihm zu sagen, kann ich mich nicht entschließen. Ich denke, das Beste ist, ich fordere ihn auf, zu mir auch ‚Du' zu sagen!"

„Das würde ich entschieden thun," versicherte die Fürstin Benedikta mit humoristischem Ernst. Sie wußte, daß die naive Ueberschwenglichkeit des Prinzen ihren würdigen kahlköpfigen Gatten in die höchste Aufregung

verſetzen würde, und das machte ihr unter allen Umſtänden Vergnügen. Sie rieb ſich heimlich die kleinen Hände, und ihre feinen Naſenflügel zuckten wie die eines Häschens, das friſches, grünes Gras wittert.

„Das iſt unmöglich, das iſt ganz und gar unmöglich!“ erklärte ihr Gatte Fürſt Ferdinand Derzheim, Chef der zweiten Linie — „ich begreife wirklich nicht, wie du ſo einen Einfall haben kannſt, Pips.“

Prinz Pips wurde feuerrot. „Nun, gar ſo unſinnig iſt die Sache nicht,“ verteidigte er ſich, „er iſt ein ganz gebildeter Menſch — er hat die Forſtakademie abſolviert — nächſtes Jahr wird er Offizier.“

Fürſt Felix ſchnitt dem jungen Enthuſiaſten mit einer freundlichen, aber energiſchen Handbewegung die Rede ab. „Es ginge überall anderswo, daß du ihm das ‚Du‘ antrügeſt, aber in Djiboch, wo er aufgewachſen iſt, geht das nicht,“ erklärte er.

Das Erſcheinen von zwei Dienern, die den Nachmittagsimbiß, die ſogenannte Jauſe*) brachten, machte dem Geſpräch ein Ende.

Der Hofmeiſter hatte ſich davongeſchlichen. Franz Wranny, der den Dienern auf dem Fuß gefolgt war, ſtand in reſpektvoller Diſtanz von den mit großem Appetit ſchmauſenden Herrſchaften neben den Tennis-Buben. Die alte Fürſtin winkte dieſe Tennis-Buben, einen nach dem andern, zu ſich heran und beſchenkte ſie mit Kuchen. Der junge Fürſt ſteckte ſeinem Hunde Leckerbiſſen zu. Nur Franz Wranny wurde behandelt, als ob er gar keinen Magen habe. Prinz Pips hatte

*) Oeſterreichiſch für Veſperbrot.

schüchtern gefragt, ob man ihn nicht zur Jause einladen könne, war aber von den höheren Autoritäten teilweise lachend, teilweise achselzuckend abgewiesen worden. Fürst Felix schien unruhig, kam aber zu keinem rechten Entschluß.

Die Comtesse Irene lag nachlässig ausgestreckt in einem sehr niedrigen Windsor Chair mit halb geschlossenen, schläfrigen Augen. Plötzlich hob sie die schweren Augenlider, und aus dem Schatten, den ihr breitkrempiger Strohhut über den oberen Teil ihres Gesichts bis in die halbe Wange warf, blickte sie zu dem jungen Forstmann hinüber.

Und da ereignete sich etwas ganz Sonderbares. Die Gräfin Irene Lurytsch erhob sich, nahm ein Glas Eiskaffee, füllte einen Teller mit Obst und Kuchen, und an den jungen Mann hinantretend, fragte sie ihn: „Essen Sie denn gar nichts? Früher hatten Sie eine Leidenschaft für Eiskaffee!"

Als sie wieder mit demselben hochmütigen und gelassenen Gang, der ihr eigen war, ihren Platz neben den andern erreicht hatte und sich gleichgültig darauf niederließ, murmelte die alte Fürstin Karoline: „Du bist doch ein fabelhaft guter Kerl, Iren'!" Die Fürstin Benedikta lachte, Fürst Ferdinand runzelte die Stirn, und Prinz Pips ärgerte sich, daß er diesen Ausweg für sein hart bedrängtes Zartgefühl nicht gefunden hatte. Fürst Felix aber sah auf die geschwärzten Spitzen seiner gelben Schuhe herunter und schien noch unruhiger als zuvor.

* * *

Die Nacht hatte ihre Schleier über die Welt gezogen — die nie ganz undurchdringlichen Schleier einer

ſchönen, wenn auch mondloſen Julinacht. Von tauſend Sternen durchflimmert ſpannte ſich der dunkelblaue Himmel über die dunkelgraue Erde. Um etwas heller grau als der niedrige Buſchwald, den ſie durchzog, ſchimmerte die Straße durch das allgemeine Düſter. Hie und da ragte aus dem niedrigen Geſtrüpp eine ſchlanke Kiefer auf und ſtreckte die verſchwommenen Umriſſe ihrer breiten Krone dem Sternenhimmel entgegen. Es war ſehr ſtill. Nur in den Blättern regte ſich das Leben, ſie wiſperten leiſe, und manches Mal hörte man plötzlich das Aufhuſchen eines unruhigen Wildes.

In der Ferne pfiff ein Eiſenbahnzug ſchrill und kläglich. Sein von Stöhnen und Puſten begleitetes Rollen weckte die einſame Stille. Es wurde ſchwächer und ſchwächer, verhallte ganz — alles ſchlief ein — nichts war zu hören als das Flüſtern der Blätter und der raſche, regelmäßige Hufſchlag von zwei flinken Pferden, die mit einem leichten, offenen Wagen zwiſchen dem niedrigen Buſchwerk hinrollten. Auf dem Bock ſaß in einfacher Livree mit niedrigem Hut der Kutſcher, ohne Diener zur Seite.

In dem Wagen befanden ſich der Fürſt Ferdinand und die Fürſtin Benedikta Derzheim, die ihrem derzeitigen Aufenthaltsort, Schloß Luſchnitz, zuſtrebten. Die Wagenlaternen bohrten zwei lange weiße Streifen in die graue Luft hinein. Der Fürſt trug eine leichte engliſche Tuchmütze und rauchte eine vorzügliche Zigarre. Man ſah ihm ſeine Vornehmheit, ſeine Langweiligkeit und Pedanterie ſelbſt in dem Dreiviertelduntel der Sommernacht an.

„Wir werden, glaube ich, bald Hochzeit feiern in der Familie," ſagte er mit ſeiner etwas umflorten, leicht ſchnarrenden Stimme. Er legte allen ſeinen Ausſprüchen eine große Wichtigkeit bei, und die meiſten Menſchen waren höflich genug, ihn in ſeiner Selbſtgefälligkeit zu beſtärken. Nur ſeine Gattin weigerte ſich, ſeinen Illuſionen Vorſchub zu leiſten, und bemühte ſich, wo es irgend anging, ihm zu beweiſen, daß, was er ſagte, überflüſſig oder unrichtig ſei.

„Ja, die Familie bereitet ſich entſchieden darauf vor, das ſieht ein Blinder!" erklärte ſie ihm jetzt. „Ob die Vorbereitungen zu was führen werden, das würde heute ein Seher noch nicht vorausſagen können!"

„Nun, ich denke, die Anzeichen ſprechen dafür," ſagte der Fürſt etwas gereizt, „Irene ſteht zwar im ſelben Alter mit Willy und hat wenig Vermögen — aber ſie iſt ſehr ſchön, ſie wird ſehr gut repräſentieren, ſie..."

„Mit einem Wort," ſchnitt die Fürſtin Benedikta dem Gatten die Rede ab, „für ihn iſt ſie gut genug — c'est mon opinion!" und mit einem Blick auf den Rücken des Kutſchers fügte ſie, eine deutſche Redewendung keck ins Franzöſiſche überſetzend, hinzu: „Vous oubliez toujours, que les cochers sont au moins des murs!"

„Ce qui veut dire?" fragte ärgerlich der Fürſt.

„Qu'ils ont des oreilles!"

„Leider!" lamentierte, dem Beiſpiel ſeiner Gattin folgend, in franzöſiſcher Sprache der Fürſt; „wenn's nach mir ginge, wäre alle Dienerſchaft taubſtumm."

„Cela compliquerait tout de même un peu le service," entgegnete die Fürſtin trocken.

„Vielleicht, aber andrerſeits wäre es ſehr bequem,"

behauptete der menſchenfreundliche Kavalier; „übrigens,“ fuhr er franzöſiſch fort, „ſcheinſt du diesmal meiner Anſicht zu ſein, Benedikta!“

„In wiefern? . . . in Bezug auf die hervorragenden Reize einer taubſtummen Dienerſchaft?“ fragte die Fürſtin mit ihrer exaſperierenden Schlagfertigkeit.

„Nein . . . in Bezug auf die bevorſtehende Hochzeit.“

„Ich ſehe gar nichts Bevorſtehendes dabei!“

„Nun, es iſt wahr, daß er ihr vorläufig noch nicht ſtark die Cour macht,“ erwiderte Fürſt Ferdinand, „er iſt im Augenblick zu ſehr abgelenkt durch die Jagd — aber bei einem ſo ſchönen Mädchen wie Irene übt die bloße Nähe ihren langſamen, ſicheren Einfluß. Es braucht ihr nur jemand anders Aufmerſamkeiten zu erweiſen, ſo wird er ſchon anbeißen!“

„Anbeißen?“ . . . (der Fürſt hatte das Wort mitten aus ſeinem altmodiſch korrekten Franzöſiſch heraus, deutſch gebraucht.) — Die Fürſtin wiederholte es mit grimmigem Humor. „Anbeißen? — le mot est charmant. Du ſprichſt von Irene Lurytſch rein wie von einem Köder, den die Wicki (Fürſtin Witwe) vor dieſer reizenden Willy-Forelle tanzen läßt. — Anbeißen! — ich habe gar keinen Zweifel, daß er Luſt haben wird, anzubeißen — die Frage für mich iſt, ob ſie Luſt haben wird, ſich anbeißen zu laſſen!“

Der Fürſt zuckte die Achſeln, und mit der Hand die Bewegung machend, mit der man einen Zweifel niederſchlägt, ſagte er: „Ta, ta, ta — man überlegt ſich's, ehe man einem Majoratsherrn einen Korb giebt.“

„Selbſt einem Majoratsherrn zweiter Güte! — das ſollte ich eigentlich aus Erfahrung wiſſen,“ erklärte die

Fürſtin. „Aber die Iren' iſt nicht wie ich, die hat ein tüchtiges Stück Romantik im Leibe; wenn ſie vielleicht heute Luſt hat, Fürſtin Derzheim zu werden, ſo kriegt ſie morgen Angſt davor, Willy einen Kuß geben zu müſſen. Willy hatte ganz recht, als er es heute beklagte, nicht ſo wie ſein ehemaliger Spielkamerad Franz Wranny auszuſehen. Wenn er ſo ausſähe, ſo wäre ich überzeugt davon, daß er von der Iren' keinen Korb zu befürchten hätte. In dem Fall würde ich Iren' auch ganz und gar nicht bedauern. Sapperment, iſt das ein ſchöner Burſch!"

„Wer?"

„Der junge Menſch, der mit mir Lawn Tennis ſpielte, als du von der Entenjagd zurückkamſt."

„Ah, der kleine Jäger — ich hab' ihn gar nicht angeſehen — je ne m'occupe jamais des domestiques."

„In dieſem Fall hatteſt du unrecht," entgegnete die Fürſtin, „der kleine Jäger war eines Blickes wert. Der kleine Jäger iſt der ſchönſte Derzheim, den's ſeit dem armen Raimund gegeben hat!"

„Ah! — dieſe Aehnlichkeiten bemerkt man nicht — es iſt unpaſſend, ſie zu bemerken," erklärte wegwerfend der Fürſt.

„Aber, wenn ſie gar ſo auffallend ſind, ſo geben ſie zu denken, dieſe Aehnlichkeiten!"

„Man beſchäftigt ſich nicht mit ſolchen Problemen, ſie ſind nicht intereſſant," verwies ihr der Gatte.

„Merkwürdig, wie die Anſichten verſchieden ſind," bemerkte mit aufreizender Sanftmut die Fürſtin, „mich intereſſieren ſie ſehr — ich denke mir, daß hinter dieſem ſchönen Geſicht eine wunderſchöne Liebesgeſchichte ſtecken

muß — und du weißt, wenn es sich um Liebesgeschichten handelt, werde ich noch heute schwach!"

Der Fürst schwieg.

„Majoratsherren fallen nie so aus," murmelte Fürstin Benedikta nach einer Pause, und dann setzte sie mit einer besonders gefühlvollen Betonung hinzu: „Leider!"

Diesmal war es ihr endlich gelungen, den Gatten gänzlich aus dem Gleichgewicht zu bringen.

„Du bist unmöglich!" rief er heftig — und den Rest des Weges verhielt er sich still. —

* * *

Nach dem hier genau angeführten Gespräch zwischen der Fürstin und ihrem Gatten wird es niemand entgangen sein, daß die Fürstin nicht eben zu den Korrekten unter ihren Standesgenossen gehörte.

Im Gegenteil. Sie war wirklich eine recht sonderbare Fürstin. Dies sagte ihr der Fürst jedesmal, wenn er in jenen höchsten Grad von Entrüstung hineingeriet, den ihm nur ein Verstoß gegen das Dekorum abzwingen konnte.

Sie hatte den guten Humor und den schlechten Ton einer Wiener Lokalsoubrette. Nebenbei hatte sie einen ziemlich bewegten Lebenswandel hinter sich, den ihr Gatte mit dem ganzen schwerfälligen Gewicht seiner durchlauchtigen Persönlichkeit deckte in der irrtümlichen Ueberzeugung, seinem Nächsten ein X für ein U vormachen zu können.

Er deckte die Fehler seiner Gattin nicht aus Liebe — das hätte sie unangenehm berührt — sondern aus

pedantiſchem, ſozialem Anſtandsgefühl, was die Fürſtin einfach ergötzte.

Dieſe auf ſo unedle Baſis geſtützte Nachſicht wirkte anregend auf ihren Sinn für Humor und legte ihr keinerlei Verpflichtungen auf.

Wenn der Gatte einen tragiſchen Ton anſchlug und ſich auf ſeine Verdienſte ihr gegenüber berief, lachte ſie ihm einfach ins Geſicht.

Ein nachahmungswertes Beiſpiel für junge Frauen und ein empfehlenswerter Umgang für junge Mädchen war ſie nicht — aber ſie hatte ihre guten Eigenſchaften. Sie machte keine Flauſen. Im Gegenſatz zu den meiſten Sünderinnen aus der großen Welt war ſie weder prüde noch ſcheinheilig. Auch ſchnitt ſie nicht jeglicher Mediſance mit einem ſtrafenden „Das glaub' ich nicht" die Rede ab, was ja manche Sünderinnen im vergeblichen Bemühen, allen böſen Zungen das Handwerk zu legen, aus Prinzip zu thun belieben. Sie freute ſich im Gegenteil herzlich an einem witzig erzählten kleinen Skandal und entſetzte ſich nie darüber. Sie prahlte bei der Beurteilung ihres Nächſten weder mit drakoniſcher Strenge noch mit ſüßlichem Wohlwollen. Die Schwachheiten der Menſchen kamen ihr ſo natürlich vor, daß ſie ſich wunderte, wenn die Menſchen keine hatten. Wenn ſie an ihnen durchaus keine entdecken konnte, ſo dachte ſie, daß dieſe Menſchen im Verheimlichen ſehr ſchlau waren, oder waren ſie dumm und verſtanden es nicht, das Leben zu genießen. Die Moral war in den Augen der Fürſtin Benedikta nur eine immenſe Fopperei, von der ſich die Menſchen ſeit Jahrtauſenden hinters Licht führen und um ihr gutes und natürliches Recht

betrügen ließen. Sie machte sich nicht das geringste Gewissen daraus, sich ihrer Tyrannei zu entziehen; aber sie verhielt sich immer höflich gegen die landläufige öffentliche Meinung und vermied es, in Konflikt mit ihr zu geraten.

Erst in allerletzter Zeit hatte sie ein von ihr nicht vorhergesehener Zufall kompromittiert, und sie war hierdurch auf den polnischen Gütern, wo sie mit ihrem Gatten ehemals den Sommer und Herbst zu verbringen pflegte, unmöglich geworden, wenigstens für eine Zeit.

Infolgedessen hatte er jetzt mit ihr in Böhmen sein Zelt aufgeschlagen. Die Fürstin Witwe in Djiboch war anfangs über diese Nachbarschaft entsetzt gewesen. Aber das Leben in Djiboch war sehr ernst und einsam, und Benedikta war „zu amüsant" — überdies lag ihr Leben eigentlich hinter ihr. Was konnte es schließlich einer alten Frau anhaben, wenn sie diese gute Benedikta empfing.

Nach und nach gewöhnte sie sich an den Verkehr. Sie vermochte ihn schließlich nicht von einem Tag zum andern abzubrechen, nur weil jetzt ihre Nichte Irene Lurytsch — weil ein junges Mädchen bei ihr zum Besuch war.

* * *

Fast um dieselbe Zeit, da die Fürstin Benedikta ihren Gatten sprachlos gemacht hatte, sagte Fürst Felix Derzheim aus einem langen, nachdenklichen Schweigen heraus: „Die Geschichte will mir gar nicht gefallen!"

Er befand sich seinerseits nach ganz entgegengesetzter Richtung als die Ferdinand Derzheims auf dem Heim-

weg, und da die Garniſon ſeines Neffen Pips in der Nähe ſeiner Herrſchaft Misnitz gelegen war, ſo hatte er den Dragonerlieutenant mitgenommen.

Der Fürſt kutſchierte ſelbſt und zwar auf einem Dogcart, den er direkt aus England bezogen hatte.

Wie die Vögel flogen die ungariſchen Jucker unter der kundigen Lenkung des Fürſten über die breite, mit hohen Kieferwäldern beſetzte Straße.

Zum erſtenmal, ſeit er mit ſeinem Neffen ausgefahren war, hatte der Fürſt eine Bemerkung gemacht und zwar die ſchon erwähnte: „Die Geſchichte will mir ganz und gar nicht gefallen!“

„Welche Geſchichte?“ fragte etwas verwundert Prinz Pips.

„Die Geſchichte mit dem Wranny!“

„Ich verſtehe nicht,“ fragte immer erſtaunter der Neffe.

„Mein Gott! Du verſtehſt nicht — ihr verſteht alle nicht!“ rief ärgerlich der Fürſt, „ich begreife euch einfach nicht. Auf der einen Seite verwöhnt ihr ihn wie einen Schoßhund, auf der andern ignoriert ihr ihn wie einen Bedienten. Da man ihn füglich nicht auffordern konnte, ſich mit uns zur Jauſe zu ſetzen, ſo hätte ihn der Willy nach Hauſe ſchicken ſollen vor der Jauſe!“

„Ach Onkel!“ verſuchte der gutmütige Dragonerlieutenant den älteren, klügeren Mann zu beruhigen. „Der Franz ſah mir gar nicht unglücklich aus, und die Jauſe hat er ſchließlich auch noch bekommen.“ Prinz Pips lachte leicht vor ſich hin. „So etwas iſt auch nur die Iren' im ſtand,“ fügte er hinzu, „aber es war ſehr lieb von ihr, nicht wahr?“

„Natürlich war's lieb!“ murmelte der Fürst, „nur ...“ er verstummte plötzlich. Es war gerade die Episode mit der Gräfin Irene, die ihn verstimmt hatte, aber es fiel ihm zur Bezeichnung der kleinen Begebenheit kein Wort ein, das auszusprechen ihn nicht geärgert hätte. Der Ausdruck „unpassend“ hatte sich ihm auf die Lippen drängen wollen, doch hatte er ihn abgewiesen. Wie konnte ein Akt einfacher, reiner Barmherzigkeit unpassend sein! Wie konnte überhaupt irgend eine Freundlichkeit, die Irene Lurytsch, seine Nichte Irene dem armen Franz Wranny bewies, „unpassend“ sein? Das war ausgeschlossen. Sie war nur seine Nichte im zweiten Glied — Tochter eines Vetters. Aber sie stand seinem Herzen sehr nahe, sie war sein besonderer Liebling gewesen von Jugend an.

Im Grunde genommen hatte er ihr Benehmen heute nachmittag anbetungswürdig gefunden, aber es hatte ihn doch etwas dabei geärgert, und das war die Art, wie es auf den jungen Forstmann gewirkt hatte.

„Hast du den Blick gesehen, mit dem er ihr gedankt hat, als sie ihm die Erfrischungen brachte?“ fragte er aus seiner neuerlichen Versonnenheit heraus den Neffen.

„Er wird sich doch nicht erlauben ... Onkel Felix, das wäre einfach niederträchtig!“ ereiferte sich Prinz Pips.

„Es war ganz und gar nichts Niederträchtiges dabei,“ entgegnete der Fürst sehr ernst, „nicht die Spur von einer Frechheit war in dem Blick, von dem ich sprach, nur eine so grenzenlose Exaltation, daß mir's kalt über den Rücken lief.“

„Aber Onkel Felix — ich glaube, verzeih mir, es ist wider den Respekt — aber ich glaube, du hast dir Grillen in den Kopf gesetzt — der Franz ist ein Goldmensch. Er hängt an uns allen, er springt ebensogut für mich ins Feuer, wie für Iren', er würde sich nie erlauben, einen Unterschied zu machen. Du beurteilst ihn, glaube ich, ganz falsch."

Fürst Felix mußte lachen. „Ich will deinem Freund Franz nicht zu nahe treten, Pipsl," versicherte er dem jungen Menschen wohlwollend, „'s ist mir gar nicht eingefallen. Aber begreifst du denn nicht, wie rasend viel Hochmut in deiner Verteidigung des armen Kerls steckt?"

„Hochmut ... ja ... wenn ich hochmütig bin! ..." entrüstete sich diesmal ernstlich der junge Idealist.

„Ja, du bist hochmütig, gerade so wie die Iren'. Ist es vielleicht nicht hochmütig, den Zündstoff, der schließlich in jedem jungen Menschen vorhanden ist, in diesem Fall so vollkommen zu ignorieren, wie ihr beide?"

„Aber Onkel! ..." Die Augen des Dragoneroffiziers wurden so groß, daß sie durch die Dämmerung glänzten. „Wenn du das von diesem Standpunkt auffassest, so hört ja alles auf."

„Es ist immer peinlich, gewissen Dingen, die man aus Bequemlichkeit blind hingenommen hat, ins Gesicht zu sehen, und in diesem Fall vielleicht ganz besonders," erklärte der Fürst, „aber 's ist doch vielleicht besser, sich über die Sache klar zu werden. Ihr fühlt alle den Wunsch in euch, die unteren Klassen durch kleine Verwöhnungen für ihre Verkürztheit zu entschädigen. Ich weiß, daß es schwer ist, sich das zu versagen. Es ist

ja so eine ungeheure Herzensberuhigung für unsereinen — was es für die andern ist, darüber denkt ihr nicht weiter nach. Heute ist der Franz infolge Iren's Herablassung noch der glücklichste Mensch in ganz Djiboch — in kurzer Zeit wird er einer der unglücklichsten sein auf der ganzen Welt. Der Bursch ist mir ebenso sympathisch wie euch allen. Und ich versichere dir, ich war neulich, als ich auf der Jagd länger mit ihm plauderte, geradezu überrascht und entsetzt über den Grad von Bildung, den er teilweise durch den Verkehr im Schloß, wo er von Kindsbeinen an immer gesteckt hat, erworben, und von den Kenntnissen, die er sich durch seine Freundschaft mit dem Hofmeister und dem Abbé angeeignet hat. Er spricht fließend französisch sowie englisch und kennt seinen Goethe und Shakespeare so gut wie ich, das heißt viel besser als du. Und es läßt sich nicht leugnen, daß er angeborene physische Distinktion besitzt. Vorläufig hat er uns gegenüber noch die Manieren, die sich für den Neffen unsers alten Stallmeisters ziemen — aus alter Verehrung für die, die er noch immer „seine Herrschaft" nennt. Aber das kann nicht andauern. Unbewußt ist er längst aus seinen Verhältnissen herausgewachsen — in kurzer Zeit muß ihm das Bewußtsein seiner schiefen Lage kommen — und was dann?"

Prinz Pips schwieg einen Augenblick nachdenklich — dann den Kopf hebend, sagte er: „Vielleicht hast du recht, Onkel Felix ... ich glaube, das heißt ich fürchte, daß du recht hast. Aber, was ist zu thun? — Ich kann doch nicht mir nichts, dir nichts auf einmal unfreundlich werden gegen den armen Franz! Das bring' ich nicht übers Herz!"

„Ich auch nicht," brummte Fürſt Felix, „aber ich denke, ihr ſeid es ihm ſchuldig, euch ein deutliches Bild von ſeiner Zukunft zu machen. So kann es nicht weiter gehen!"

„Ich bin nicht beſonders ſcharfſichtig," erklärte nach einer kleinen Pauſe treuherzig Prinz Pips. „Natürlich biſt du der erſte, dem ich ein Wort darüber ſag' ... aber Gedanken mach' ich mir darüber ſchon lange. Wenn ich mit ihm beiſammen bin, kann ich mich des Gefühls nicht erwehren, daß ich einen nahen Verwandten vor mir hab'. Ich frag' mich immer, wie die Tant' Karolin', wo hat er's her?"

Die Hände des Fürſten zuckten ſo, daß die Pferde zur Seite ſprangen. Im nächſten Augenblick hielt er ſie an.

„Da iſt der Karl," ſagte er kurz. Seine Stimme klang rauh und abweiſend.

An der Ecke eines Seitenwegs erblickte man im Licht der Wagenlaternen einen Reitknecht mit zwei Pferden.

„Adieu, Pipsl! ſchau bald einmal zu mir hinüber nach Misnitz."

„Adieu, Onkel! danke für freundliche Weiterbeförderung."

Der junge Dragoner hatte ſich aufs Pferd geſchwungen und trabte ſeiner Garniſon zu.

„Ja, wenn ich nur wüßte, wo er's her hat!" murmelte der Fürſt vor ſich hin, indem er jetzt ſeinen Weg allein fortſetzte. „Hab' mich's oft gefragt. Meine Mutter behauptet, es ſei Atavismus, aber die Aehnlichkeit iſt zu ſchlagend, als daß ſie von einem

Urgroßvater herrühren könnte! — Er ist ja dem Raimund geradezu wie aus dem Gesicht geschnitten. Armer Raimund!"

* * *

Ein gelber, ziemlich abgeschobener, aber außerordentlich leicht gebauter Jagdwagen wartete, mit zwei Füchsen bespannt, auf dem großen Sandplatz vor dem Schloßportal, und der Büchsenspanner des jungen Fürsten beschäftigte sich damit, die Gewehre in dem Wagen unterzubringen, während sich der Kutscher auf dem Bock fast den Hals verdrehte, um ihm mit weit aufgerissenen Augen eine entsetzliche und aufregende Schauergeschichte zu erzählen.

Der Kutscher, ein aufgeweckter und sehr junger Bursche, war der Sohn des Stallmeisters und ein Vetter des viel besprochenen Franz Wranny.

„Es ist schrecklich," endigte er seinen Bericht, „was daraus wird, weiß ich nicht. Hätt' mir's gern von der Nähe angesehen — was willst du, wenn Seine Durchlaucht befiehlt, so gehorcht unsereins —, mich wundert's, daß der Fürst nicht hinunter fährt, aber es geht mich natürlich nichts an."

Auf der Terrasse an der Westseite des Schlosses waren indessen die Fürstin Witwe, ihre Schwägerin und der junge Fürst um den Jausentisch versammelt.

Die Jause war wie das erste Frühstück eine Mahlzeit, bei der man es mit der Pünktlichkeit nicht sehr genau nahm in Djiboch — jeder kam und aß, wann er wollte. Der Fürst mußte ziemlich spät gekommen sein. Er saß zwischen verschiedenen leer gegessenen Tellern und beeilte sich in beängstigender Weise, ein kolossales

Stück Melone zugleich mit ausgiebigen Quantitäten geſtoßenen Zuckers zu vertilgen. Er trug einen grünlich grauen Tuchanzug und dicke wollene Strümpfe. Offenbar war er im Begriff, ſich auf den Hochſtand zu begeben.

„Iſt denn das nicht die Feuerglocke?“ fragte plötzlich, unangenehm berührt und ſich nach der Richtung des Städtchens umſehend, die alte Fürſtin. „Es brennt gewiß wieder einmal dort unten.“

„Ah bah — es wird einfach jemand geſtorben ſein,“ mutmaßte der junge Fürſt; „ſoviel ich weiß, herrſcht ja wieder eine recht flotte Typhusepidemie in unſerm gebenedeiten Djiboch. An etwas müſſen die Leut' ſterben.“

„Das Waſſer iſt ſchlecht — es ſollte alles daran geſetzt werden, den Ort mit beſſerem Waſſer zu verſehen. Durch eine Waſſerleitung wäre ja vielleicht zu helfen,“ meinte die Fürſtin Karoline.

„Von dieſer Waſſerleitung hab' ich ſchon gehört, wie ich ſo hoch war,“ entgegnete der Fürſt, indem er die Hand etwa drei Schuh über den Boden hielt. „Iſt's ſo lange gegangen, ſo wird's wohl noch eine Weile gehen.“

„Wie du ſo hoch warſt, war die Bevölkerung um zwei Drittel weniger zahlreich, die Not natürlich nicht annähernd ſo groß wie jetzt. Heutzutage iſt die Waſſerfrage in Djiboch eine Lebensfrage,“ erklärte ruhig die Fürſtin Karoline.

Sie und der Fürſt Felix waren die einzigen in der Familie, die den Mut hatten, dem Majoratsherrn die Wahrheit zu ſagen, vielleicht, weil ſie die einzigen waren, die nie etwas von ihm beanſpruchten.

„Ja, heute ist die Wasserfrage in Djiboch eine Lebensfrage!“ wiederholte mit Humor der junge Fürst. „Ueber dieses Thema hat bei unsrer letzten Konferenz der Suchy (einer seiner Beamten) eine lange Abhandlung gehalten. Sie war sehr lehrreich — aber vorläufig nicht von großem Nutzen. Wir haben kein Geld. Der neue Wildpark hat mich so kolossal viel gekostet, daß ich für dieses Jahr wirklich nicht noch an eine zweite große Ausgabe denken kann!“

„Und war die Einrichtung des Wildparks vielleicht auch eine Lebensfrage?“ bemerkte jetzt eine leise, jedoch deutlich vernehmbare Stimme von eigentümlich verschleiertem und zugleich metallisch vibrierendem Timbre. Es war die Stimme der Gräfin Irene, die in Reitrock und Bluse, einen breitkrempigen Matrosenhut auf dem Kopf, eine Gerte in der Hand, zu einem Ritt gerüstet in der Glasthüre des Gartensalons stand, der an die Terrasse anstieß. Offenbar hatte sie einen Teil des Gesprächs gehört. Die beiden alten Damen sahen sich betroffen an, der junge Mann aber lachte über die Worte seiner Cousine wie über einen guten Witz; dann zu etwas ganz anderm übergehend, rief er:

„Du, Iren', der Wenzl hat sich vorige Woche den Hals gebrochen, der Vincenz hat sich den Fuß verstaucht, und der Johann — oder Gustav — ich weiß nicht einmal, wie das Rindvieh heißt, kurz, der neue Reitknecht ist noch nicht ausprobiert. Der Stallmeister ist ein altes Inventarstück, das keinen Dienst mehr versieht . . .“

„Um's kurz zu sagen — du hast keine Begleitung für mich,“ fiel die Gräfin Irene dem Vetter ins Wort,

„darüber brauchſt du dir keine Skrupel zu machen, das iſt kein Unglück.“

„Und hätteſt denn du Irene nicht begleiten können?“ fragte hier die Fürſtin Karoline mit leichter Ironie.

„Danke für die gnädige Zurechtweiſung, Tante,“ erwiderte mit einer Verbeugung der junge Fürſt, der heute bei vortrefflicher Laune ſchien, „aber ich verdiene ſie nicht. Für Irenens Begleitung iſt geſorgt — ich habe den Wranny beſtellt. Er iſt vollkommen verläßlich und reitet famos. Es iſt dir hoffentlich nicht unangenehm, Iren'?“

„Oh nein ... nur ... es iſt doch nicht gerade ein Reitknecht ... man weiß nicht ...“ Irene unterbrach ſich.

„Ach, haſt du dir die Bemerkung des Onkels Felix zu Herzen genommen?“ lachte der Fürſt; „ich verſichre dir, das iſt unnütz. Der Onkel reitet allerhand Steckenpferde. Wir nennen ihn nicht umſonſt Onkel Don Quichotte. Wenn man auf den hören wollte, hätte man viel zu thun. Du brauchſt wirklich keine Geſchichten zu machen mit dem Franz, Iren'. Er erwartet's nicht und iſt's auch gar nicht gewohnt. Er wird dir den Weg zeigen, wenn's notwendig iſt, im übrigen wird er hinter dir herreiten, wie jeder andre.“

„Für wann haſt du ihn beſtellt?“ fragte Irene.

„Für fünf Uhr.“

„Es iſt ein Viertel auf ſechs vorbei. Die Pferde wurden mir noch nicht gemeldet,“ meinte Irene. Zwiſchen ihren Brauen zeichnete ſich eine Falte.

„Nun, pünktlich iſt er gerade nicht, dieſer gute Franz!“ bemerkte ärgerlich der Fürſt. Faſt zu gleicher Zeit rief die alte Fürſtin Karoline entſetzt aus: „Es brennt, ich

hab's ja gesagt, hört ihr das Trompetensignal der Feuerwehr — Herrgott! Dort steigt der Rauch auf. Es brennt im Städtchen unten — und bei der Wassernot — es ist gräßlich!"

„Aber ich bitte dich, Tante, ob ein paar von den alten Baracken zusammenbrennen oder nicht, das wird noch nicht das Aergste sein," entgegnete der Fürst gleichmütig, worauf er in den Gartensalon trat, um zu klingeln.

Ein kreidebleicher Diener eilte herbei. Auf die Frage des Fürsten meldete er: in der Felsenstraße brenne es, drei Häuser stünden bereits in Flammen.

„Sind die Feuerspritzen ausgerückt? Ist der Direktor auf dem Posten?" fragte der Fürst.

„Die eine Feuerspritze ist ausgerückt, zu der andern können sie den Schlauch nicht finden," erklärte der Diener, „der Herr Direktor ist in Prag — der Herr Verwalter aus Geltschin ist da — er hat aber den Kopf verloren — er thut nichts als die Hände ringen und schreien! ... Das Unglück ... das Unglück ...!"

„Ist das eine Wirtschaft!" rief der Fürst verdrießlich. „Also ist niemand dort, der den Kopf beisammen hat?"

„Ich bitt', Durchlaucht, der Franz, der Wranny ist hinunter."

„Ach so ... na, wenn der unten ist, so ist alles in schönster Ordnung. Der kennt sich aus und ist sehr praktisch. Jetzt begreif' ich auch, warum die Reitpferde nicht vorgeführt worden sind. Der Franz hat dich offenbar im Stich gelassen wegen des Feuers, Iren'. Bitte, sei nicht böse."

„Böse? — deshalb?" — Die Augen der jungen

Gräfin wurden plötzlich sehr groß und hefteten sich voll auf ihren Vetter.

„Und verzeih ... daß ich nicht statt seiner einspring', Iren' — ich muß mich beeilen, sonst versäum' ich meinen Bock. — Küss' die Hand!"

Eine große Verstimmung verriet sich auf den Gesichtern der beiden alten Damen. Irene hielt die Arme über der Brust gekreuzt und lächelte eigentümlich.

„Ja, willst du denn nicht hinunter zu dem Feuer, Willy?" fragte die Fürstin Karoline.

„Zu was — das sind ja doch nur Flausen — mich dem Volk zeigen und mir zweitausendmal den Ellbogen küssen lassen? Ich genier' die Leut' nur, der Franz besorgt alles, was zu thun ist, und befiehlt alles, was zu befehlen ist, zehnmal besser als ich. Adieu — Adieu, Iren'!"

„Weidmanns Heil!" sagte die Gräfin Irene, immer mit demselben eigentümlichen Lächeln und die Arme über die Brust verschränkt.

Die beiden alten Damen blieben stumm, der junge Fürst sah verlegen und herausfordernd von einer zur andern, rief seiner Cousine ein kräftiges „Weidmanns Dank" zu und verschwand.

* * *

Eine gedrückte Stimmung war nach dem Abgang des jungen Fürsten bei den drei Damen zurückgeblieben.

Als die alte Fürstin das leichte Räderrollen vernahm, das den Majoratsherrn seinem Vergnügen zuführte, runzelte sie die Stirn und griff nach ihrem Riechfläschchen.

Die Feuerglocke tönte ununterbrochen, langsam,

ſchwerfällig; dazwiſchen hörte man das harte, laut klirrende Raſſeln einer Feuerſpritze und ganz undeutlich und verworren das Klagen und Schreien der aufgeregten Menſchenmenge. Der Geruch von Rauch und verbranntem Stroh ſchlich ſich in die reine, duftige Parkluft herein.

Die Damen ſahen ſich an.

„Ich möchte doch hinunter zu den Leuten," begann die Gräfin Irene. „Auf den Dächern herumkriechen und Feuerwehrarbeit leiſten kann unſereins freilich nicht, aber es wird ſo viele Menſchen geben, die ſich um ihre armen kleinen Exiſtenzbedingungen fürchten, denen wird man ein wenig Mut zuſprechen können. Ich will mich nur umkleiden."

Die alte Fürſtin Karoline erklärte, das junge Mädchen begleiten zu wollen.

Die Fürſtin Witwe wollte in den Stall hinüber telephonieren laſſen, damit der Ponywagen für die beiden Damen angeſpannt würde. Aber die Damen lehnten ab. Das Anſpannen dauerte ihnen zu lange — ſie hatten Eile hinunterzukommen. Die Fürſtin Karoline war trotz ihrer körperlichen Schwerfälligkeit noch immer rüſtig zu Fuß, und die Gräfin Irene gehörte zur neuen, durch Sportsübungen von Jugend auf abgehärteten Generation, die lief überhaupt wie ein Reh.

Eine unheimliche Atmoſphäre ſchwebte drückend über dem Städtchen. In den Thüren der kleinen Läden ſtanden die Menſchen, die durch ihr Gewerbe feſtgekettet waren, ſtreckten die Hälſe vor und ſpähten nach Nachrichten. Hie und da lief jemand im Sturmſchritt vorüber der Unglücksſtätte zu — die einen ganz ſtill, nur

keuchend vor Eile, die andern laut jammernd und die Hände ringend.

Die Luft wurde grau von Rauch, rotglimmende Getreidekörner und Holzsplitter fielen den beiden Damen vor die Füße.

Der Brandgeruch meldete sich immer stärker — jetzt sah man bereits die Flammen in langen, rot und blaugrünen Zungen unter dem Rauch hervorbrechen — der Lärm wurde entsetzlich. In das Prasseln des Feuers mischte sich das Stürzen der Balken, das Knistern des brennenden Strohs, das Heulen und Schreien von Menschen, die ihr Hab und Gut vernichtet wußten, und die aufgeregten Ausrufe von Neugierigen, die gekommen waren, um zuzusehen. Diese schienen sich an dem schauerlichen Schauspiel heimlich zu ergötzen, und ihr Entsetzen machte ihnen eine Art Vergnügen.

Sie schrieen fortwährend: „Ist das ein Unglück!" und dazwischen machten sie einander triumphierend auf jede schreckhafte Einzelheit aufmerksam, die sie entdeckt hatten.

Vier oder fünf Häuser waren bereits dem Feuer vollständig zum Opfer gefallen. Von den Dächern sah man überhaupt nichts mehr als die Ueberreste des Gebälks, an dem die züngelnden Flammen herumleckten.

Als sich die Damen der Brandstätte näherten, flog eine Schar weißer Tauben mit roten Funken an den Flügeln aus einem brennenden Haus empor — höher — höher, dann senkten sich die Vögel wie von einem Zauber angelockt und umkreisten das Feuer. Einer wurde matt, von Rauch betäubt flog er in die Flammen hinein. Eine Kuh brüllte ängstlich — Hunde bellten,

die ganze Straße war verstellt von unordentlich durcheinanderliegenden Einrichtungsstücken, die von den Einwohnern zum Teil durch die Fenster hinausgeworfen worden waren. Dazwischen lief über Staub und Spreu in schmalen, schmutzigen Bächen das massenhaft abfließende Wasser der Feuerspritze.

In der Ferne erblickten die beiden Damen Franz Wranny. Er stand auf dem Dach einer langen, schmalen, mit Stroh gedeckten Hütte, auf die die roten Feuerfunken massenhaft herunterſprühten, ohne daß sie bis dahin Feuer gefangen hätte. Neben ihm rittlings auf dem Dachfirst saß der Besitzer der Hütte — ein sehr alter Mann, der sich bis dahin bemüht hatte, sein Hab und Gut mit Kannen voll Wassers, die er sich heraufreichen ließ und die er bedächtig über das Strohdach ausgoß, gegen das verheerende Element zu verteidigen.

„Es geht nicht, Onkelchen, Ihr müßt hinunter," redete Wranny ihm zu — „wir müssen das Dach einreißen, sonst brennt das ganze untere Städtchen zusammen. Ihr müßt hinunter!"

Der Alte antwortete kein Wort, klammerte sich noch fester an das Strohdach. Da nahm ihn Wranny um den Leib und schob ihn hinunter einem andern Manne zu.

„Laßt mich!" murmelte der Alte, als er sah, daß es keine Hilfe mehr gab, „ich geh' schon."

Er ging mit schlaff hängenden Armen und tief gesenktem Kopfe, beständig vor sich hinmurmelnd „mein Hüttchen, mein Häuschen ... das nehmen sie mir — mein armes, liebes Häuschen — mein altes Häuschen!"

Franz Wranny sah sich einmal mitleidig nach ihm um, dann führte er den ersten Axthieb gegen das Dach.

Eine Schar von Männern folgte seinem Beispiel — ein Balken krachte zusammen — noch einer! Die Hütte verwandelte sich in einen Schutthaufen. Man schob so viel als anging von dem Holzwerk aus dem Weg, um dem Feuer die Nahrung zu entziehen.

Der alte Mann saß zusammengekrümmt in einiger Entfernung und hielt sich die Augen zu. Bei jedem Axthiebe zuckte er mit einem Wehlaut zusammen, als ob er selbst getroffen worden wäre.

Nachdem der hauptsächlichste Teil des Zerstörungswerkes vollbracht war, trat Franz zu dem armen Teufel, klopfte ihm auf die Schulter und sagte sehr weich: „Nehmt Euch's nicht so zu Herzen, Alterchen, wir wollen's Euch wieder aufbauen, Euer Häuschen — alle wollen wir Euch helfen — mit den alten Steinen wollen wir's Euch wieder aufbauen."

Plötzlich wendete Franz den Kopf. Ein herzzerreißender Schrei übertönte mit einem Mal jeden andern Lärm. Von zwei Männern festgehalten drängte sich ein Weib an das Haus hinan, das als das letzte in der Reihe an die Hütte stieß, die sich soeben in einen Schutthaufen verwandelt hatte. Das Haar hing ihr in unordentlichen Strähnen ums Gesicht, ihre Kleider waren zerrissen. Sie gebärdete sich wie eine Wahnsinnige und stieß einen schrillen Schrei nach dem andern aus, wobei sie vor Anstrengung blau im Gesicht wurde.

„Was giebt's?" fragte Franz.

„Herr des Himmels!" schrie ihm ein Mann zu, „sie hat ihre Kinder dort oben in der Dachkammer eingesperrt und kann den Schlüssel nicht finden, und das Haus brennt schon!"

„Um Gotteswillen!“ rief die Fürstin Karoline.

Ehe sich irgend jemand dessen versehen hatte, war Franz um die Ecke gebogen und in das Haus hinaufgerannt, in dessen oberes Stockwerk von rückwärts eine hölzerne Treppe führte, deren mit Schindeln gedecktes Vordach bereits brannte.

Es war ein ziemlich hohes Haus, ein ehemaliger herrschaftlicher Schüttboden, in dem Armenwohnungen eingerichtet worden waren.

Kaum daß Wranny hineingedrungen war, fing die hölzerne Treppe hinter ihm Feuer.

Vorn auf der Straße wartete die Menge, in den hintersten Reihen die beiden Damen aus dem Schloß.

Jeder hielt den Atem an und blickte mit gespannter Angst nach dem brennenden Hause, worin Wranny verschwunden war, und aus dem jetzt die wuchtigen Axthiebe tönten, womit er die Thüre aufsprengte, hinter der sich die beiden Kinder befanden.

Nur hie und da machte sich ein jämmerliches, verängstigtes Wimmern unter dem Volk vernehmbar.

Endlich zeigte sich Wranny an einem Fenster des zweiten Stocks, ein kleines Kind auf dem Arm, ein etwa fünfjähriges an der Hand. Die Leute jauchzten ihm zu, als ob die Kinder bereits gerettet wären!

Aber sie waren nicht gerettet.

„Eine Leiter!“ schrie er, „rückwärts ist kein Durchkommen mehr — eine Leiter — rasch!“

Aber keine Leiter war da! . . .

„Ihr Dummköpfe, hat denn keiner daran gedacht, eine Leiter herbeizuschaffen, während ich drinnen die Thür einhieb?“ rief er jetzt zornig mit blitzenden Augen.

„Wir ſchicken in die Fabrik!“ ſchrieen die Leute hinauf, „die Leitern ſind alle zu kurz.“

„In die Fabrik, das dauert mindeſtens eine Viertelſtunde, eh' die Leiter kommt, iſt alles vorbei!“ rief er zurück; „könnt ihr denn nicht zwei kurze Leitern finden, die ihr zuſammenbindet?“

Die einen liefen hierhin, die andern dorthin. Erſt konnten ſie keine Leitern finden und dann keinen Strick.

Wranny ſtand noch immer am Fenſter, das eine Kind auf dem Arm, das zweite an der Hand. Die Kinder ſchrieen — er liebkoſte ſie und ſagte ihnen beruhigende Worte. Die Feuergarben legten ſich über das Dach.

Blaß und hilflos ſtand Irene Lurytſch da, mit ſtarr gefalteten Händen, des Schrecklichen gewärtig, das ſich vorbereitete — das unvermeidlich ſchien. Eine Schwäche überkam ſie, es wandelte ſie faſt wie eine Ohnmacht an. Plötzlich trat Licht in ihre Augen — ſie raffte ſich auf. „Hierher, ihr Leute!“ rief ſie. Erſt hörte ſie niemand, die Menge tobte geradezu vor köpfloſer Angſt.

„Hierher — und raſch!“ rief ſie beſtimmter, befehlender, und diesmal durchdrang die ſilberne Stimme den wüſten Lärm.

Die Leute wandten ſich nach ihr um, ihre Befehle erwartend. Sie führte raſch ein paar Männer an einen Haufen Bauholz, den ſie ſich plötzlich erinnert hatte, längs des Weges vom Schloß bis zum Brandplatz erblickt zu haben. Ein Dutzend friſch geſchälter, prächtiger Fichtenſtämme lag da aufeinander.

Sie befahl den Männern, einen nach der Brandſtätte zu tragen und ihn gegen das Fenſter zu lehnen,

an dem der junge Mann noch immer, und zwar jetzt bereits ganz in Rauch gehüllt, ſtand. Mit großer Mühe gelang's den Balken ſo hoch aufzurichten, daß er ſchräg gegen das Fenſter lehnte. Franz Wranny nahm ein Tuch von einem Tiſch in der brennenden Stube, wickelte das kleinſte Kind hinein, knüpfte ſich's um den Hals und ſchärfte dem älteren ein, ſich nicht zu rühren, bis er es holen kommen würde, ſchwang ſich zum Fenſter hinaus und kletterte an dem Fichtenſtamm herunter. Als er unten angelangt war, hielten ihn die Leute an den Kleidern feſt — das Dach brannte jetzt lichterloh. Sie wollten ihn nicht mehr hinauflaſſen. Er wehrte ſie mit Fauſtſchlägen von ſich ab. „Seid doch ſtill ... als ob noch Zeit zu verlieren wäre!“ herrſchte er ſie an — dann kletterte er noch einmal hinauf.

Das Kind oben ſchrie, es war halb wahnſinnig vor Angſt — es lief geradeaus ins Feuer hinein. Er mußte es einfangen ... „So!“ Er hob's auf den Rücken — „jetzt beide Arme um meinen Hals — halt dich an mich, ſo feſt du kannſt, und mach die Augen zu,“ ſagte er, dann ſchwang er ſich noch einmal hinaus auf den Pfoſten. Ehe er noch den Boden erreicht hatte, ſtürzte die Decke des Zimmers hinter ihm zuſammen ...

Die Mutter hatte noch die Kraft gehabt, ihre beiden Kinder an die Bruſt zu drücken, dann war ſie ohnmächtig zuſammengeſunken. Eine Gruppe von teilnehmenden und hilfsbereiten Weibern verſammelte ſich ſofort um ſie, man trug ſie und die Kinder weg.

Die Feuersgefahr war vorüber — über die Lücke, die durch das Einreißen der langen alten Hütte in

die Häuserreihe gemacht worden war, erreichten die Flammen keine neue Beute. Der Wind hatte sich gelegt.

„Wenn euch nicht schließlich der Holzklotz eingefallen wäre, so bliebe jetzt nicht viel mehr übrig von mir und den Würmern," bemerkte, sich leicht den Kopf krauend, Franz Wranny. „Bei wem hab' ich mich denn für den klugen Einfall zu bedanken?"

„Bei der Comtesse — bei der Comtesse — bei der Comtesse!" schrieen die Leute schrill durcheinander. „Wir hatten alle den Kopf verloren — sie hat daran gedacht!"

Jetzt erblickte er sie — sie stand am äußersten Rande der Menge, der sie befohlen und die ihr gehorcht hatte. Ihre Züge waren noch scharf und blaß von der Anspannung ihres ganzen Denkvermögens, ihre Augen leuchteten, befreit von dem entsetzlichen Schrecken, groß und wundersam.

„Comtesse! — Sie!" rief er, indem er aus Aufregung vergaß, sie in der dritten Person anzureden.

Er küßte ihr die Hand innig und ehrfurchtsvoll. — In dem Augenblick war er ihr gegenüber nicht mehr der Untergebene, der seiner Herrschaft eine ganz konventionelle Huldigung darbietet — er war ein Mann, der einem Mädchen für sein gerettetes Leben dankt!

* * *

Das Feuer war gelöscht. Nur ein paar Balken glimmten noch, und eine unangenehme, verräucherte Luft schwebte über den Ruinen in der Felsenstraße.

Die Fürstin Karoline und Irene Lurytsch befanden sich auf dem Heimweg. In dem Gesichtsausdruck der beiden verriet sich die Abspannung, die auf eine große

Nervenerschütterung zu folgen pflegt. Sie hatten das Städtchen hinter sich und schritten über die breite, flache Straße, die sich, von uralten Kastanienbäumen besetzt, einen hohen Damm entlang, über üppige Wiesen hinüber zwischen dem Städtchen und dem Hauptthor des Parkes hinzog.

Aus dem Wiesengrund schwebte ein feuchter Dunst, den die Strahlen der tief stehenden Sonne vergoldeten. In den mächtigen Kronen der alten Kastanien flüsterte es leise — alle Mißklänge des Lebens schienen sich langsam in Ruhe und Frieden aufzulösen.

Nach einem langen Schweigen plötzlich den Kopf hebend, bemerkte Irene: „Der Willy ist doch ein kurioser Heiliger!“

Es war eine geradezu feindselige Bitterkeit in ihrer Stimme, während sie das sagte, und ihre Brauen waren finster zusammengezogen.

Die Fürstin Karoline streifte sie mit einem raschen, aufmerksam musternden Seitenblick. Dann lachte sie ihr tiefes, etwas heiseres Lachen, das genau so wie das Lachen eines sehr gutmütigen alten Mannes klang. „Was bringt dich denn heute so besonders gegen ihn auf, Irenerl?“ fragte sie, „der Willy ist doch alle Tage gleich. Der bereitet mir nie weder angenehme noch unangenehme Ueberraschungen.“

„Nun, heute, muß ich sagen, ging sein Benehmen doch über alles hinaus, was ich ihm irgend zugetraut hätte,“ erwiderte energisch Irene.

„Du meinst in Bezug auf den Brand,“ bemerkte die Fürstin Karoline.

„Ja!“ sagte Irene, „und das kann dich doch nicht

wundern, Tante Karolin'? Er hat sich doch heute geradezu abscheulich herzlos benommen."

„Herzlos, ja ... abscheulich ... das ist Ansichtssache!" entgegnete die Fürstin. „Er hat sich seinem Charakter nach ganz logisch benommen. Er ist ein Egoist, aber von seinem Standpunkt aus ein sehr anständiger Mensch. Sein Standpunkt ist kein hoher, sein Horizont infolgedessen eng. Er sieht überhaupt nicht weit und über die Grenzen seines Standes — alles nur als Masseneffekt. Demgemäß benimmt er sich. Du wirst sehen, daß er es den Abgebrannten gegenüber an Unterstützung nicht fehlen läßt, aber dieser Art Menschen Teilnahme zu zeigen, erscheint ihm als eine Pose; daß man diese Teilnahme thatsächlich empfinden kann, glaubt er einfach nicht. Seine Phantasie reicht nicht weit genug, um sich das Schicksal der kleinen Leute vorzustellen!"

„Und das ist auch ein Derzheim?" sagte nachdenklich die Gräfin Irene und zog die fein ausgeschweiften Mundwinkel herab. „Die Derzheims gelten ja für so schrecklich gut!"

„Es giebt verschiedene Sorten!" lachte die alte Dame, „sehr harte und sehr weiche Derzheims. Willy ist ein ganz echter Derzheim!"

„Ja," murmelte die Gräfin Irene, „ein Derzheim, der um ein paar Jahrhunderte zurückdatieren sollte — dem, der auf dem Korridor gegenüber der Balkonthür hängt, sieht er ähnlich, dem frechen rothaarigen mit dem Dolch in der Hand!"

„Ich behaupte immer, Willy hat etwas vom Uebermenschen," erklärte humoristisch die Fürstin Karoline, die in ihren Kreisen für einen Freigeist galt, weil sie

ſelten in die Kirche und nie zur Beichte ging, und weil ſie die modernen Philoſophen las, ſogar Nietzſche.

„Das heißt vom Unmenſchen!“ entgegnete die Gräfin Irene.

„Er hat ſich's heute entſchieden bei dir verſchüttet,“ lachte die Fürſtin Karoline.

„Mißfallen hat er mir,“ ſagte Irene. „Wir würden uns ſchlecht vertragen, Willy und ich. Er iſt zu hart, und ich bin zu weich, beſonders manchmal, da thut mir alles weh vor Mitleid, da möcht' ich die Arme ausſtrecken und alles an meine Bruſt drücken, was arm und ſchwach oder irgendwie verkürzt und zurückgeblieben iſt im Leben!“

„Armer, lieber Narr!“ murmelte die alte Dame. „'s iſt alles recht ſchön, aber du mußt dich in acht nehmen vor dir! Unſre edelſten Impulſe richten Unheil an, wenn man ſie wild wuchern läßt!“

„Ach, kann man zu mitleidig ſein?“ fragte ungläubig die Gräfin Irene.

„Man kann unvernünftig mitleidig ſein,“ entgegnete die Fürſtin. „Wenig auf der Welt wirkt verheerender als entfeſſeltes Mitleid!“

„Du findeſt alſo, man muß das Mitleid regulieren?“ meinte das junge Mädchen, worauf ihr die alte Dame ruhig antwortete:

„Ja, wie jede andre Naturkraft, die ſich mit der Ziviliſation vertragen ſoll!“

„Iſt's gefällig?“ rief jetzt eine joviale Stimme. Es war die Stimme des jungen Fürſten, der, im triumphierenden Bewußtſein, zwei ſtarke Böcke erlegt zu haben, heiter geſtimmt nach Hauſe rollte und ſeinen

Wagen halten ließ in der Absicht, die beiden Damen aufzunehmen. Ritterlich hinausspringend, um ihnen beim Einsteigen zu helfen, fragte er sie: „Wo kommt ihr denn her?“

„Wir waren bei dem Brand,“ erwiderte etwas trocken die Fürstin Karoline, der seine Aufforderung, in dem Wagen Platz zu nehmen, übrigens nicht ungelegen kam, da sie jetzt trotz ihrer Rüstigkeit anfing, sich sehr müde zu fühlen.

„Ach ... ist alles glücklich abgelaufen?“ erkundigte sich der Fürst, indem er sich auf dem Rücksitz den Damen gegenüber zurecht setzte. Dabei zündete er sich eine frische Zigarette an.

Irene schwieg. Die Fürstin Karoline erwiderte: „Sechs Hütten sind verbrannt, ein Teil war assekuriert, ein Teil nicht.“

„Das ist doch eine verfluchte Schlamperei von den Leuten,“ sagte der junge Fürst ärgerlich. „Na, das wird wieder Bittschriften regnen, paßt mir gerade!“

„Du wirst's überleben,“ entgegnete ihm die Fürstin Karoline kalt. „Im übrigen hat das Feuer doch viel weniger Schaden angerichtet, als zu fürchten war, und dafür kannst du dich bei dem Wranny bedanken!“ worauf sie kurz, deutlich, in lebhaften, ihre warme Anerkennung betonenden Farben dem Majoratsherrn die Leistungen des jungen Forstmanns während des Brandes schilderte.

„Ja, ja, er ist ein famoser Kerl, der Franz,“ erklärte hierauf gleichmütig der Fürst, „nur darf man ihn nicht zu viel loben, überhaupt darf man von so einer Geschichte nicht zu viel Aufhebens machen, das

verdirbt nur die Leute. Na, einen dieser Tage werde ich ihm eine Krawattennadel schenken!"

Der Wagen hielt. Als der junge Fürst beim Aussteigen seiner schönen Cousine die Hand entgegenstreckte, wich sie seiner Berührung aus und eilte an ihm vorüber in das Schloß.

Sie und die ältere Dame begaben sich hinauf in ihre Zimmer, um vor dem Souper ihre Kleider zu wechseln.

Stumm ging Irene neben der Fürstin die breite Treppe hinauf. Im Korridor oben blieb sie stehen. Und auf ein Bild deutend, das einen etwas untersetzten, rothaarigen Derzheim in spanischer Tracht, mit einem Dolch in der Hand darstellte, rief sie: „Ja, Tante, dem sieht er ähnlich, genau," und dann sehr bitter stieß sie hervor: „Wir passen nicht zu einander, er und ich, nein, ganz entschieden nicht!"

Sie hatte die kleinen Fäuste geballt vor Entrüstung. Ihre Augen sprühten Feuer. Die Fürstin Karoline klopfte ihr lachend auf die Schultern. „Das weiß ich schon lange," sagte sie mit Humor, „aber es freut mich, daß du noch zur rechten Zeit selber darauf gekommen bist!"

* * *

Den Morgen nach dem Brande saß die Gräfin Irene in tiefe Gedanken versunken an ihrem Schreibtischchen vor einem offenen Brief, den ihr die erste Post gebracht hatte und der ihr große Verlegenheiten zu bereiten schien.

Er stammte von ihrem Bruder und lautete:

„Meine liebe Schwester!

„Deine alte Französin fragte mich gestern, ob Du sie noch drei bis vier Wochen entbehren könnest. Ich beantwortete die Frage mit einem kräftigen ‚Unbedingt' und erteilte ihr auf eigne Verantwortung den gewünschten Urlaub. Sie hatte sich erst schriftlich an Dich wenden wollen. Da die Angelegenheit aber Eile hatte, so erklärte ich ihr, daß dies eine ganz unnötige Formalität sei, und so ist sie denn heute mittag zu ihrer Tochter abgereist, die irgendwo bei Zara in Kindsnöten mit schlechter Pflege liegt.

„Ich bin froh, daß sie fort ist. Während Deiner Abwesenheit war sie mir recht lästig. Da ich nach allem, was Du mir schreibst, annehme, daß Du nicht vor vier oder fünf Wochen zurückkommst, habe ich mir ein paar Freunde zur Jagd eingeladen. Wir sind kreuzfidel.

„Ich freu' mich, daß Du so gut aufgehoben bist. Leg mich den Djibocher Damen zu Füßen und grüße die Vettern von Deinem Stan."

Der Brief kam aus Polen, wo sich die Herrschaft, die den beiden Geschwistern gemeinschaftlich gehörte, befand, und zwar in dem östlichen Teile der Provinz.

Irenens Mutter hatte in zweiter Ehe einen polnischen Edelmann geheiratet und war mit ihren damals noch in zarten Jahren stehenden Kindern auf seine Güter gezogen. Daher stammte Comtesse Irenens lange Trennung von ihrem eigentlichen Vaterland.

Jetzt waren sowohl die Mutter als der Stiefvater tot, aber die Kinder, eingebürgert in dem fremden Landstrich, der ihnen längst zur Heimat geworden war, fuhren fort auf dem nahe der russischen Grenze gelegenen

Schloſſe zu leben, das ſie zur Zeit ihrer Eltern mit dieſen bewohnt hatten und das ihnen von ſeiten des Stiefvaters ſamt dem dazu gehörigen ausgedehnten Grundbeſitz vermacht worden war.

Es war ſehr heiß dort im Auguſt.

Als die Fürſtin Victoire Irene dieſen Frühling in Abbazia nach langen Jahren wiedergeſehen, hatte ſie das junge Mädchen aufgefordert, den Hochſommer in Djiboch zu verbringen; Irene hatte mit großem Vergnügen die freundliche Einladung angenommen, auch hatte ſie die erſte Wochen ihres Aufenthaltes in Djiboch recht ſehr genoſſen. Geſtern jedoch hatte ſie beſchloſſen, ihren Aufenthalt in Djiboch abzukürzen und ſich allen Verlockungen, die er ihr bot, energiſch zu entziehen.

Aber ſelbſt mit einem Chaperon in ein Schloß, das mit lebensluſtigen jungen Leuten angefüllt war, zurückzukehren, war ſchwer — ohne Chaperon war's unmöglich — und die alte Franzöſin ſo plötzlich und mir nichts dir nichts vom andern Ende der Monarchie und von dem Krankenbett ihrer Tochter nach Polen zurückzuberufen, ging doch auch nicht gut an.

Sie überlegte, welche von ihren näheren Verwandten ſie um deren Gaſtfreundſchaft anſprechen dürfe. Bei der Tante Elfenberg war der Scharlach, und ihre Couſine Felſenſtein erwartete wie alle Jahre den Storch.

Es hieß ausharren, lavieren ... lavieren! Sie haßte das Wort, ſie haßte die Sache!

Lavieren! ... Es war etwas Feiges, Falſches darin, das ihrer geraden, wahrheitsliebenden Natur widerſtrebte.

Aber was war zu thun? Das Leben war wirklich ſchwer, manches Mal recht ſchwer!

Ja, das Leben war schwer, sehr schwer!

Arme Gräfin Irene!

Als sie sehr jung war und — so pflegte sie sich auszudrücken — noch große Ansprüche an das Leben stellte, da hatte sie gehofft, die Frau eines wenig bemittelten Mannes zu werden, der rasend in sie verliebt sein und den sie anbeten würde.

Das war damals, als — sie noch große Ansprüche an das Leben stellte. Jetzt lächelte sie oft darüber. Es kam ihr vermessen vor, daß sie je so große Dinge von ihrer Existenz erwartet hatte.

Sie war jetzt vierundzwanzig Jahre alt, und die Liebe hatte sie noch nicht ein einziges Mal gestreift. Sie fing an zu begreifen, daß ein armes Weib aus dem Volk eher darauf rechnen konnte, von ganzem Herzen heiß und uneigennützig geliebt zu werden, als die wunderschöne Comtesse Lurytsch.

Es gab ja Comtessen genug in ihrer Umgebung, die sich verliebten und aus Liebe heirateten, wie man das nennt. Aber das Bild, das sich Irene Lurytsch von der Liebe machte, war ein ganz andres als das, das ihr die alltägliche Wirklichkeit zur Betrachtung bot. Wahrlich, sie zog es vor, nie zu ahnen, wie ein Kuß schmeckt, als sich mit den lauen, tändelnden Liebkosungen eines Mannes begnügen zu müssen, der seine Müdigkeit in der Ehe ausruht, nachdem er sein Jugendfeuer für so und so viele Unwürdige verbrannt hat.

Für sie war die Liebe etwas unendlich Heiliges und doch zauberhaft Süßes — etwas, das uns von der Erde emporreißt — und zugleich einzig und allein es uns der Mühe wert machte, auf der Erde zu leben.

Durch und durch rein, verweilte sie nie auch nur mit einem Gedanken bei unlauteren Dingen; doch wurzelte ihre Reinheit nicht wie die der meisten Mädchen in einer kindischen Unkenntnis des Lebens. Vielmehr war sie auf ein gleichgültiges Vorübergehen an allen niedrigen Trieben der Leidenschaft zurückzuführen, auf ein hochmütiges Ignorieren derselben.

Es hätte den Zauber der Visionen Irenens gestört, sie gehindert, sich ihren Träumen frei hinzugeben, wenn ihr dabei irgend etwas von dem eingefallen wäre, was die Liebe zur Erde zieht!

Von herbster Keuschheit, war sie doch eine ungewöhnlich warm und stark empfindende Natur, und ihre Keuschheit eigentlich nur eine Art stolzer Sparsamkeit, das Ansammeln eines ungeheuern Schatzes für den einen, der da kommen mußte — den einen — den einzigen!

Alles in allem war sie so recht danach geschaffen, als alte Jungfer zu enden, wie die meisten Mädchen von romantischer Gemütsart, die an die Männer unbequem hohe Ansprüche stellen. Das behaupteten die besonders erfahrenen und weisheitsvollen Matronen in ihrer Umgebung.

Es schien fast, als ob die alten Matronen recht behalten sollten! Seitdem Irene kurz nach ihrer Vorstellung bei Hof, das heißt nach ihrer Einführung in die Welt, zwei sehr gute Partien ausgeschlagen hatte, zogen sich die Männer von ihr zurück. Die Männer nehmen es immer übel, wenn sich ein Mädchen erlaubt, wählerisch zu sein.

Ja, es schien ganz entschieden, als ob die weisen Matronen recht behalten sollten.

Gräfin Irene fing an, es zu fürchten.

Wenn sie früher behauptet hatte, sie ziehe es vor, ledig zu sterben, als in der Ehe auf die Liebe zu verzichten, so begann sie es jetzt doch schon zu empfinden, daß es seine unbequemen Seiten hatte, alte Jungfer zu bleiben, besonders für ein Mädchen in ihren Verhältnissen.

Sie war nicht gerade arm, aber sie war auch nicht reich, zudem war sie eine Waise, sie hatte niemand auf der Welt als einen jungen, unverheirateten Bruder, mit dem sie zusammenwohnte und dem sie eigentlich recht lästig war. Er hatte sie ja sehr lieb, aufrichtig lieb, und er wollte ihr gewiß ein wundervolles Hochzeitsgeschenk spenden, aber die Anwesenheit eines jungen Mädchens in seinem Hause legte ihm unerträgliche Rücksichten auf.

Sehr bald nach ihrer Ankunft in Djiboch hatte sie es gemerkt, zu welchem praktischen Endzweck die alte Dame sie nach Djiboch eingeladen hatte; die Fürstin Victoire hatte gehofft, daß sich zwischen ihr und dem Majoratsherrn etwas anbahnen würde. Und anfangs hatte der Gedanke nicht einmal etwas Abschreckendes für sie gehabt. Sie war müde — sie erwartete nichts mehr vom Leben. Es hatte sie sogar verdrossen, als ihr der Vetter, vielleicht aus Widerspruchsgeist, nicht genügende Aufmerksamkeiten erwiesen. Heute aber war sie zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie ihre Stumpfheit überschätzt hatte, daß eine Existenz neben ihm für sie nicht denkbar war. „Wir passen nicht zu einander!“ sagte sie sich, „nein, nein! Er besitzt nicht eine Eigenschaft, die mir sympathisch ist, nicht eine einzige! Seine Großmutter behauptet immer, er sei großmütig — groß-

mütig! — Ein Verſchwender iſt er, und wenn ihm die Mittel ausgehen, knauſert er zuerſt an Almoſen. Sie ſagt mir', er ſei geſcheit. Ja, er iſt klug und ſchlau, wo es ſich um ſeinen Vorteil handelt, klug und ſchlau neben einer ungeheuern Beſchränktheit. Religiös ſoll er auch ſein ... das heißt er übertritt alle Tage die zehn Gebote Gottes, aber er geht alle Vierteljahr zur Beichte — aus Angſt, ſich ſeinen guten Platz im Paradies zu verſcherzen. Der einzige Fehler, den ihm Tante Victoire zugeſteht, iſt ſein Leichtſinn ... Leichtſinn ...! Er iſt nicht leichtſinnig, er führt nur einen ſehr lockeren Lebenswandel, das weiß ein jeder, mein Gott ... ein wenig Leichtſinn nimmt ſelten eine von uns ihrem zukünftigen Gatten übel. — Ce sont toujours les mauvais sujets qui font les bons maris! pflegte meine alte Franzöſin zu behaupten. Aber er iſt ſo gräßlich nüchtern in ſeinem Leichtſinn, ſo cyniſch frech. Ich erinnere mich, daß ich ihn einmal in Peſt im Theater in einer Loge neben einem abſcheulichen, geſchminkten Frauenzimmer ſah, — Benedikta, die mit mir war, ſagte mir, es ſei ſeine Geliebte, und lachte. Ich lachte nicht, mir waren ſolche Dinge neu, ich ſchämte mich, aus dem Theater hinauslaufen hätt' ich mögen, mich unter den Fußboden verkriechen — und doch mußte ich heimlich hinüberſchauen zu ihm. Er bemerkte es. Er ſah frecher und vergnügter aus als gewöhnlich, auf ſeinem Geſicht ſtand geſchrieben: ‚Ich benehme mich unpaſſend, was ſchadet's ... deshalb bekomm' ich doch das allerſchönſte Mädchen, wenn ich einmal will!'"

Nach einer Weile ſetzte ſie hinzu: „Er verachtet im

vorhinein das Mädchen, das sich entschließen wird, ihn zu heiraten!“

Und dann fragte sie sich: „War's denn wirklich schon so weit mit mir, daß ich daran denken konnte, ihn zu heiraten, mich von ihm verachten und küssen zu lassen?“

Ein Schauder durchzog ihren schlanken Körper, sie breitete die Hände vors Gesicht.

„Nun, vorläufig kümmert er sich noch nicht um mich. Er mag mich nicht besonders, das ist mein Trost — mein Trost! — Aber schließlich — Menschen wie er heiraten überhaupt nicht aus Liebe — nur, weil's ihnen und der Verwandtschaft paßt. Er weiß so gut wie ich, weshalb mich die Tante Victoire eingeladen hat, und wenn er mir nicht geradezu den Hof macht, so ist es vielleicht nur, weil er die Sache für abgemacht hält und augenblicklich keine Lust hat, sich mit dem, was er langweilige Brautschaftsflausen und Süßholzraspeleien nennt, abzugeben! Ach, wenn nur die Tante Victoire nicht wieder anfangen wollte, mir ihn beständig vorzuloben!“

Aber die Tante Victoire fing bei der nächsten Gelegenheit wieder an.

* * *

Es war um ein paar Stunden später und Nachmittag, ein goldflimmernder, feuchtduftender Juli-Nachmittag.

Die Fürstin-Witwe saß mit Irene an einem von Linden umschatteten Plätzchen in dem malerischesten, anheimelndsten Teil des Parks. Ueber ein großes, heliotropumsäumtes Rosenbeet und einen sich langsam senkenden

Rasenplatz hinüber blickte man in eine blau schimmernde Ferne, aus deren verwischendem Duft man zwischen dunkeln Waldstreifen ein Dörfchen aufglänzen sah, grellweiße Wände unter roten Ziegel- und schwarzen Strohdächern, alles um ein altväterisches Kirchlein gruppiert. Ein Sonnenstrahl streckte sich über das Dorf, mitten zwischen dem Gewitterblau der Ferne lag es da, wie in helles Licht eingetaucht. Man sah deutlich das Flimmern des vergoldeten Kreuzes auf dem Zwiebelturm der Kirche. Schlanke Birken mit weißen Stämmen und durchsichtig grünem Laub bildeten, rechts und links von dem sich leise senkenden Rasenplatz aufragend, für die liebliche Aussicht eine reizvolle Umrahmung.

Irene ließ die bisher emsig mit einer Handarbeit beschäftigten Hände in den Schoß sinken und blickte träumerisch vor sich hin.

„Nicht wahr, es ist hübsch hier?“ meinte die Fürstin, zum erstenmal von dem Hauptthema ablenkend, „'s ist mein Lieblingsplätzchen, besonders am Nachmittag. Uebrigens wird einem die Wahl schwer. Ich kenne keinen Park in Böhmen, der schöner wäre als der Park von Djiboch. Ich hab' das alte Nest unendlich gern. Eigentlich ist es höchst uneigennützig von mir, daß ich mir so lebhaft wünsche, Willy zu verheiraten, ich würde dann doch fortmüssen von Djiboch. Aber ich muß sagen, ich wäre wirklich froh, wenn ich ein Mädchen gefunden hätte, das für ihn paßt.“

Ganz so uneigennützig, wie sie sich hinstellte, war die Fürstin dem Heiratsprojekt gegenüber nicht. Es bestand einige Gefahr, daß sie noch vor der Verehelichung des jungen Fürsten das Schloß würde räumen müssen.

Willy Derzheim vertrug ſich nämlich nicht ſehr gut mit ſeiner Großmutter. Er hatte in letzter Zeit des öfteren recht unhöflich darauf angeſpielt, daß er Herr im Hauſe ſein wollte, und daß, ſo wie die Sachen lagen, er faſt ſo wenig Unabhängigkeit genoß, als wenn er verheiratet wäre.

Die Fürſtin Victoire fühlte, daß ihre Stellung in Djiboch bei einem unverheirateten Enkel auf die Länge der Zeit unhaltbar war, und hoffte ſich durch eine gefügige Enkelin eine Bundesgenoſſin zu ſichern.

Gräfin Irene ſah ihr genau in die Karten hinein, ſie wußte auch, was der höchſte Atout in ihrem Spiele war. Das war Djiboch.

Jeden Tag ſetzte ſie ſich mit ihrer jungen Anverwandten an einen andern Platz, um ihr Djiboch von einem neuen, beſonders poetiſchen und maleriſchen Geſichtspunkt aus zu zeigen. Und Djiboch war wirklich verlockend!

Es war eigentlich zu verlockend, aber heute ärgerte ſich die Gräfin Irene nur darüber, daß es gar ſo verlockend war!

Indeſſen fuhr die alte Fürſtin fort:

„Das eine weiß ich — die wird ſehr glücklich ſein, die er einmal heiratet, denn er iſt wirklich ein fabelhaft guter Kerl, aber er ſtellt alle ſeine guten Eigenſchaften unter den Scheffel. Du weißt doch, wie trocken er mich geſtern abfertigte nach der Feuersbrunſt, als ich meinte, daß er dem Franz eine Aufmerkſamkeit ſchuldig ſei. — Mit einer Krawattennadel wollte er ihn abſpeiſen, ſagte mir meine Schwägerin, und da machte er noch den Witz: er müſſe ſich's erſt überlegen — man dürfe die Leute nicht verderben.

„Heute hat er dem Franz ein Pferd geſchenkt, dem Direktor hat er carte blanche gegeben in Bezug auf die Unterſtützung der Abgebrannten. Man ſieht's ihm nicht immer an, aber er hat enorm viel Gemüt. Ich bin überzeugt, wenn er es geſtern vermieden hat, die Brandſtätte aufzuſuchen, ſo war es nur, weil er Angſt hatte, der Anblick des Elends könne ihn zu ſehr erſchüttern! Er iſt ein ausgezeichneter Menſch." Die Fürſtin war nicht verblendet genug, ſelber an die Vorzüglichkeit ihres Enkels zu glauben, aber ſie war genügend verblendet, um ſich einzubilden, daß ſie dem jungen Mädchen dieſe Vorzüglichkeit einreden könne. Wie ſchon erwähnt, war ſie eine große Optimiſtin.

Gräfin Irene erwiderte auf die Lobeshymne, womit die Großmutter die erhabenen Eigenſchaften des Majoratsherrn pries, kein Wort. Aber die Falte zwiſchen ihren ziemlich ſtark gezeichneten Brauen wurde immer tiefer — tiefer.

Die alte Fürſtin merkte jedoch nicht darauf und fuhr ununterbrochen und rüſtig fort, die vortrefflichen Eigenſchaften ihres durchlauchtigſten Enkels hervorzuheben.

„Er iſt ja manchmal ein wenig trocken in ſeinen Gefühlsäußerungen," ſagte ſie, „mais au fond c'est la meilleure pâte du monde! und die Frau, die ihn zu behandeln verſteht, die macht aus ihm, was ſie will — rein was ſie will! Ich ſage nicht, daß er ein Gelehrter iſt — ſeine Frau dürfte ihm nicht viel mit metaphyſiſchen Betrachtungen zur Laſt fallen. Mein Gott, man braucht ja doch nicht immer von Schopenhauer mit ſeinem Manne zu ſprechen; wenn man einen Partner zum Philoſophieren braucht, ſo kann man ſich ja einen Pro-

feſſor halten. Was mich anbelangt, ſo bin ich übrigens eine Feindin der Philoſophie. Die Frauen, die zu viel Philoſophie treiben, behalten keine Religion — und was bleibt einem denn auf ſeine alten Tage, wenn man keine Religion hat?“

Die Religion der Fürſtin Victoire Derzheim beſtand vornehmlich aus einem feſten Glauben an eine ſehr freundliche Aufnahme der ganzen Familie Derzheim im Paradies. Die ſoziale Organiſation dieſes Paradieſes war für ſie ein rätſelhafter Punkt, aber dank ihrem alles Schiefe zurecht rückenden Optimismus tröſtete ſie ſich darüber hinweg mit dem Gedanken, daß gewiß auch das zum Beſten eingerichtet ſei.

„Zum Beſten“ meinte in dieſem Fall: gerade ſo, wie es der Familie Derzheim bequem und angenehm war.

Irene ſaß da wie auf Nadeln und ſuchte vergeblich ſtichhaltige Gründe, um von der alten Dame loszukommen. Sie ſagte ſich, daß man ihr die ſchweigſame Geduld, womit ſie die langen Expektorationen der Tante entgegennahm, als ein ſtummes Einverſtändnis mißdeuten könne.

Der Gedanke war ihr geradezu unerträglich.

Da erſchien als rettender Engel die Fürſtin Karoline auf der Bildfläche. Offenbar war dieſe zu einem Ausgang gerüſtet. Sie hatte über ihr altmodiſches, unter dem Kinn gebundenes Häubchen einen breitkrempigen braunen Strohhut von ganz verſchollener flacher Form aufgeſetzt und hielt ein großes Paket unter dem Arm.

Sie ſchien müde — man hörte ſie mühſam atmen. —

„Ich hatte meine Beſuche im Dorfe machen wollen,“

erklärte sie, indem sie sich neben den beiden Damen niederließ, „aber ich komme heute nicht vom Fleck — der gestrige Schrecken ist mir in der Brust stecken geblieben — ich habe Herzklopfen und Asthma.“

Die Besuche der Fürstin Karoline im Städtchen waren ausschließlich Kranken- und Armenbesuche bei Leuten, die früher in Derzheimschen Diensten gestanden hatten. Sie machte jedesmal, wenn sie nach Djiboch kam, bald nach ihrer Ankunft die Runde, immer mit einem Paket bewaffnet, das sie kaum schleppen konnte und das Ueberraschungen für ihre Schützlinge enthielt. Sie wollte durchaus nicht gestatten, daß ein Diener ihr das Paket nachtrage. „C'est écoeurant“, pflegte sie zu sagen, „un domestique, qui vous regarde pendant que vous faites l'aumône!“

„Heute geht's entschieden nicht,“ stöhnte sie, „man ist nicht umsonst achtundsiebzig Jahre alt. Ohnehin unverschämt, daß man die Welt so lange unnütz encombriert. Mir ist recht leid, daß ich nicht hinunter kann, ich hätt' mich so gefreut, die anhänglichen alten Gesichter wieder zu sehen. Sie werden sich ohnehin wundern, daß ich noch keine Zeit gefunden hab', sie zu besuchen, da ich ja schon den dritten Tag hier bin.“

„Kann ich die Besuche nicht für dich machen, Tante Karolin'?“ fragte Irene, — „es sei denn, daß du den Wunsch hättest, deine Gaben selbst zu verteilen. Das macht einem immer so viel Spaß!“

„Ach, mein Herzerl, ich werde mich sehr freuen, wenn du's diesmal für mich übernimmst,“ sagte die Fürstin Karoline. „Ich will dir die genaue Liste von den Visiten aufschreiben, die du zu machen hast, und Dir notieren,

für wen die Sachen in dem Paket gehören — wenn's dich wirklich nicht zu ſehr langweilt, mein Engel!"

„Aber wie ſollte es mich langweilen, es macht mir ja die allergrößte Freude," erklärte Irene, und dabei nahm ſie die in einem geſtrickten Halbhandſchuh ſteckende Rechte der alten Dame in die ihre und drückte ſie an ihre Lippen.

Sie hatte etwas beſtechend Herzliches, die Gräfin Irene, wenn ſie einmal auftaute.

„Dann iſt mir's recht, Irenerl, grüß mir ſie alle recht herzlich und ſag ihnen, ich hätt' ſie nur nicht länger warten laſſen mögen, aber ich komme gewiß noch ſelbſt, ſobald ich nur meinen Atem wieder gefunden hab'."

Die alte Dame zog ihr Notizbuch hervor, riß ein Blatt heraus, ſchrieb mit einem goldenen Bleiſtift, den ſie an ihrer altmodiſchen Uhrkette trug, die Liſte der zu beſuchenden Armen auf und auch ganz genau, für wen dies und für wen das beſtimmt war, und übergab ihrer Nichte das Blatt. Irene meinte, ſie wolle nur noch ins Schloß, ſich Hut und Schirm holen.

„Wenn du ohnehin ins Schloß gehſt, Iren', ſo nimm gleich das Tuch für die Wranny mit, das in meinem Zimmer auf meinem Toilettentiſch liegt," rief ihr die Fürſtin Witwe nach, „du könnteſt es im Vorübergehen bei ihr abgeben. Es iſt heut ihr Geburtstag. Du erinnerſt dich ihrer vielleicht noch, Iren'?"

„Der Nanni — natürlich, wie ſollt' ich nicht, wir waren ja immer große Freundinnen," erklärte treuherzig die Gräfin Irene.

„Wir haben ſie alle gern, und ſie hängt rührend an

uns," versicherte die Fürstin Witwe; „um ihretwillen haben wir ja auch den Sohn so verwöhnt."

„Es scheint mir, daß ihr keine Veranlassung habt, das zu bereuen," meinte die Fürstin Karoline. „Nach dem, was ich gestern sah, ist er ein außerordentlich tüchtiger Mensch. Willy sollte ihn schätzen!"

„Ach, wir schätzen ihn alle," erklärte die Fürstin Witwe, „er ist uns allen sympathisch. Aber ich ärgere mich über ihn . . . es ist zu dumm, daß der Mensch Ambitionen hat! — Reserveoffizier — der Franz — lächerlich! Cela me le gâte — der dumme Bub weiß nicht, wie viel er für das kleine Avancement aufgiebt. Das Volk ist grotesk, wenn es sich embourgeoisiert, aber eigentlich geht's mich nichts an! Du weißt doch, wo die Wranny wohnt, Irenerl?"

Gräfin Irene wußte, wo sich die Wohnung der Wranny befand, und versprach, alles pünktlich zu besorgen. Damit nahm sie Abschied von den beiden alten Damen und entfernte sich.

„Ein reizendes Mädl, die Iren'", erklärte, ihr gerührt nachblickend, die Fürstin Karoline.

„Ja, aber gegen dich ist sie immer viel herzlicher als gegen mich," bemerkte etwas gereizt ihre Schwägerin; „ich weiß nicht, was sie gegen mich hat, ich bin doch immer so gut gegen sie."

„Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt," citierte nicht ohne Bosheit die Fürstin Karoline.

„Was meinst du damit?" ereiferte sich die Fürstin Victoire.

„Ich meine," sagte ruhig die Schwägerin, „daß du ihr den Willy ein wenig gar zu energisch in den Hals

hineinſtopfſt und daß du es heute hätteſt vermeiden ſollen. Sein geſtriges Benehmen hat ihr ſehr mißfallen."

„Meinſt du wirklich?" fragte die Fürſtin Witwe etwas betreten, „gerade deshalb ſuchte ich ſeine guten Eigenſchaften ins günſtige Licht zu rücken."

„Wenn's dir nur gelungen iſt. Ich fürchte ſehr, daß du einfach ihren Widerſpruchsgeiſt herausgefordert haſt," lachte die Fürſtin Karoline. „Ich für meinen Teil habe übrigens nichts dagegen, daß du den Widerſpruchsgeiſt in ihr weckſt. Mir iſt's ganz recht, wenn du ihr den Willy verleideſt. Wenn's mir nachgeht, heiratet ſie ihn nicht."

„Aber warum denn, möchte ich gern wiſſen."

„Weil's in meinen Augen ein Verbrechen wäre, die zwei zuſammenzuſpannen. Sie paſſen zu einander wie Knoblauch zu Aprikoſenkompott!"

Es war im Augenblick nicht gut möglich, Irene Lurytſch den jungen Majoratsherrn noch mehr zu verleiden, als er ihr ohnehin verleidet war; aber, wenn es möglich geweſen wäre, ſo hätte es die Fürſtin Victoire heute zu ſtande gebracht.

Ein mächtiger Zorn kochte in dem jungen Mädchen, während es mit leichtem Schritte dem Städtchen entgegenwanderte.

„Wie der Tante Victoire darum zu thun iſt, daß ich ihn nehm'!" murmelte ſie bei ſich. „Ich bin doch keine gute Partie, bin verhältnismäßig arm, aber um ſo gefügiger würde ich mich zeigen, denkt ſie. Ich bin eigentlich zu alt für ihn . . . aber um ſo eher ſteht zu hoffen, daß ich Einfluß über ihn gewinne. Den Mentor ſoll ich ihm abgeben, und mit

einem ſtandesgemäßen Erben ſoll ich ihn verſehen. Aber ich hab' keine Luſt dazu, nicht die geringſte. Und ich war doch feſt entſchloſſen . . . ja was hat mir denn eigentlich ſo plötzlich die Luſt genommen?"

Jetzt hatte ſie ihre Beſuche abgeſtattet und die ſämtlichen Geſchenke verteilt, nur das Tuch für die Nanni hatte ſie zurückbehalten, das hatte ſie ſich zum Schluß aufgehoben, — vielleicht, weil ſie bei der Nanni etwas länger zu verweilen gedachte.

Die Nanni wohnte noch immer in der alten Förſterei, die zwiſchen einem kleinen Hof und einem geräumigen Gärtchen am äußerſten Ende des Städtchens, knapp an dem Waldrande gelegen war.

Man hatte ihr dieſe Wohnung gelaſſen, auch nach dem Tod ihres Mannes, und für den Nachfolger eine neue Förſterei erbaut. Die Nanni war immer bevorzugt worden, aber das hatte ſeine ſehr guten Gründe.

Es war bald einundzwanzig Jahre her, da ſie plötzlich ins Schloß berufen worden war, weil man dringend eine Amme für den armen kleinen Pips brauchte, der matt, elend, ein grünes, faſt leichenhaftes Kerlchen, in ſeiner Wiege lag und die Kuhmilch, womit man ihn aufzuziehen verſucht hatte, nicht mehr vertrug.

Ehe ſie die Pflege des Wichtchens übernommen, hatte ſie ſich's ausbedungen, daß man ſie nicht von ihrem eignen kräftigen und ſchönen Buben trennen dürfe, der um mehrere Monate älter als das Prinzchen war.

Da die Sache eilte, hatte man ihr's auch in Gottes Namen bewilligt, den Kleinen mit hinaufzunehmen ins Schloß.

Ein Vierteljahr später war aus dem kümmerlichen grünen Würmchen ein Showbaby geworden, der Stolz seiner Mutter und Großmutter, der Abgott seiner Amme, die, wenn sie sich mit seiner herzigen kleinen Person beschäftigte, fast dieselben zwitschernden, schmeichelnden Herzensworte und weichen, neckenden Liebkosungen an ihn wandte, als wenn sie ihren eignen Knaben auf den Knieen hielt.

Das Verhältnis zwischen ihr und dem Pflegling war auch stets ein zärtliches geblieben, infolgedessen war es ganz natürlich, daß man für die Nanni Rücksichten nahm.

Recht friedlich und freundlich lag das alte Forsthäuschen da, ebenerdig, mit einem hohen schwarzen Schindeldach. Das Gärtchen war in gut gehaltene Rasenplätze abgeteilt, zwischen denen sich mit rotem Kies bestreute Sandwege schlängelten. Eine stattliche Anzahl von Rosenbäumchen ragte aus dem saftgrünen Rasen empor. Sie blühten womöglich reicher und üppiger als die vor dem Schloß. Alles war frisch begossen, und alles duftete: der nasse Rasen, die Rosen, der sich hinter dem Gärtchen ausbreitende Wald. Vor dem Forsthaus stand ein alter großer Nußbaum, unter dem sich ein in der Erde festgerammter, viereckiger Tisch befand.

An dem Tisch saß ein junger Mann über ein großes, vor ihm aufgeschlagenes Buch gebeugt, in das er so vertieft war, daß ihm die Ohren davon glühten und daß er es nicht merkte, als die Gräfin Irene in den Garten trat.

Eine Frau dagegen, die sich im Hintergrunde des

Gärtchens mit Ribispflücken beschäftigte, hatte das junge Mädchen gleich erspäht. Das war die Nanni. Sie mochte etwa vierzig Jahre zählen — vielleicht weniger, vielleicht mehr, sie war groß und voll, ihre Gestalt hatte die gesunde Rundung eines Körpers, der nie von einem Mieder eingeengt worden ist. In Stadtkleidern hätte sie sich plump ausgenommen, in ihrer einfachen bäuerlichen Tracht fehlte es ihrer Erscheinung weder an Anmut noch an Würde. Ihre braunen Hände waren ungewöhnlich klein und zart, und das Gesicht zeigte noch Spuren großer Schönheit. In ihrer Jugend mußte sie der Sixtina sprechend ähnlich gewesen sein. Ihre Augen strahlten von Freundlichkeit und Herzensgüte, und ihr Lächeln hatte etwas sehr Wohlthuendes.

„Unsre Comtesse Iren' — ist das ein Freude! Mehr als zehn Jahre ist's, daß wir sie nicht mehr bei uns gehabt haben!" rief sie und küßte erst ehrfurchtsvoll die Hand des jungen Mädchens, wie es einer Untergebenen zukam, und streichelte sie sodann zärtlich, wie sich's eine so treue alte Dienerin wohl erlauben durfte. „Franz, komm doch," rief sie zu dem Sohn hinüber, dann, während er rot vor Aufregung auffuhr und etwas verlegen an das junge Mädchen herantrat, sagte die Mutter: „Er hat mir erst das ganze Gärtchen begossen. Wenn er zu Hause ist, darf ich ja gar nichts anrühren, jetzt thut er sich was Gutes und liest. Davon wird ihm immer heißer, als wenn er eine Stunde bergauf läuft. Wie du glühst, Junge!"

„Es ist ein gar so wunderschönes Buch!" murmelte der junge Mensch, nachdem er die Comtesse auf das respektvollste begrüßt hatte.

„So, was iſt's denn?“ fragte die Comteſſe, an den Tiſch hinantretend und einen Blick in den aufgeſchlagenen Band werfend. Ihre Augen verdüſterten ſich ein wenig — es war Thiers' Histoire du Consulat et de l'Empire.

„Es lieſt ſich wie ein Märchen,“ murmelte er, „nur viel aufregender, weil doch ſchließlich alles, was darin ſteht, wahr iſt. Es muß eine herrliche Zeit geweſen ſein!“

„Haben Sie auch den erſten Teil der Geſchichte geleſen?“ fragte mit etwas ſtrafendem Nachdruck die Gräfin Irene.

„L'histoire de la Révolution française?“ — er ſprach die Worte tadellos und ohne Unſicherheit aus — „Ja,“ ſagte er, „den habe ich auch geleſen.“

„Und der hat Ihnen auch gefallen? . . . ich meine nicht nur das Buch, ſondern die Zeit, die es ſchildert?“

Er ſah zu Boden. „Nun, es war ſehr ſchrecklich, — und doch . . .“ er mußte ſich zuſammennehmen, um es zu ſagen, aber er brachte es heraus — „und doch . . . auch in der Zeit war viel Schönes!“

„Was — möchte ich eigentlich wiſſen?“ fragte die Gräfin Irene ärgerlich, ihr Examen fortſetzend, „was war Schönes dabei?“

„Nun, hinter der Grenze haben ſich die Leute ſo wundervoll tapfer geſchlagen — und im Lande ſind ſie ſo mutig geſtorben,“ ſagte er.

„Ich ſehe, Sie ſind ein verkappter Demokrat — ſind heimlich ſelbſt ein ſchrecklicher Revolutionär. Sie werden das Djibocher Schloß nächſtens in die Luft ſprengen,“ ſagte die junge Gräfin halb im Scherz, halb verdrießlich. Was er ſagte, war ja richtig, aber es ärgerte

sie doch, daß sich ein Mensch in seiner Stellung Gedanken machte über die französische Revolution.

„Ich, gnädigste Comtesse," seine Stimme klang ganz verletzt und aufgeregt, „ich ließe mir für jeden einzelnen von den Herrschaften den Kopf abhauen, wenn es gälte!"

„Nun, das klingt beruhigend!" erwiderte sie, „aber ein Revolutionär sind Sie doch. Machen Sie sich nichts daraus — ich bin's auch. Ja, im innersten Herzen bin ich eine Sozialistin. Wenn ich ein blasses Kind seh', das Hunger hat, oder ein struppiges, mageres Pferd, das einen schweren Karren bergauf ziehen soll, da möcht' ich immer alle Leute mit Dynamit in die Luft sprengen, die so etwas zugeben."

„Ja, Comtesse haben ein gutes Herz — ein so gutes Herz, wie die Comtesse, hat niemand!" rief der junge Mensch feurig; „das hab' ich neulich gleich meiner Mutter gesagt, als ich nach Hause kam!"

„Ach, Sie meinen gestern — wegen des Balkens? Da hatte ich doch eigentlich nur einen guten Kopf," entgegnete ihm lächelnd das junge Mädchen.

„Daran dachte ich nicht," erwiderte er, „ich dachte an . . . an damals beim Lawn Tennis . . .," er wurde unsicher und schlug die Augen zu Boden.

Sie hatte erst nicht begriffen, worauf er anspielte, erst langsam erinnerte sie sich dessen, daß es die Episode beim Vesperbrot gewesen war, des Umstandes, daß sie sich mit einer kleinen Freundlichkeit seiner angenommen hatte, als er so verlassen und vergessen an einem Ende des Lawn Tennis-Platzes stand, während die Herrschaften am andern Ende plauderten und schmausten!

Daß sie ihm an jenem Nachmittag ein Stück Melone angeboten, rechnete er ihr höher an, als daß sie ihm gestern durch ihre Umsichtigkeit das Leben gerettet hatte. Als sie das begriff, that ihr's weh. Sie sagte sich: „Was muß er jetzt schon leiden — und was steht ihm noch zu leiden bevor!"

Das Wiedererscheinen der Nanni, die für eine Weile verschwunden war, lenkte das Gespräch glücklicherweise in ein andres Geleise.

Die Gräfin Irene erinnerte sich, weshalb sie eigentlich hergekommen war, das hatte sie über den sozialpolitischen Betrachtungen, die sie dem jungen Forstmann vorgetragen, vergessen. Jetzt holte sie es nach, übergab der Försterin das Tuch im Namen der alten Fürstin und wünschte ihr zu ihrem Geburtstage Glück. Sie sagte ihr auch etwas Freundliches über das Benehmen ihres Sohnes während des Brandes, erwähnte mit besonderer Wärme der Episode mit den zwei Kindern.

Zu ihrem Erstaunen schlug die Försterin den Heldenmut des Burschen nicht so hoch an wie die Gräfin Irene das gethan hatte. „Es war recht unangenehm, die Geschichte mit den Kindern, aber einer mußte schließlich doch helfen, er" — mit einer Kopfbewegung nach dem jungen Mann hin — „behauptet, das mit den Kindern habe ihm auch nicht die geringste Ueberwindung gekostet, viel ärger sei's gewesen, dem armen, alten Stradzinsky seine Hütte einzureißen, und es war doch nötig, man mußte es thun, um das Städtchen zu retten, sonst hätte die Krumme Gasse auch noch Feuer gefangen, und da wär' kein Löschen mehr gewesen!"

„Also das war ärger?" fragte das junge Mädchen,

indem sie gerührt die Augen auf den jungen Mann heftete.

„Viel ärger," erwiderte er halb lächelnd. „Wenn einmal einer weiß, das ist deine Pflicht, so thut er's einfach und geht blindlings seinen Weg wie ein Bahnzug auf den Schienen. Aber wenn das Pflichtgefühl zweifelt und sagt, handle nach deinem Verstand, — wenn sich die „Vielleicht" und die „Aber" hineinmischen und man noch obendrein einem Menschen weh thun soll dabei — da wird's greulich! Finden Comtesse das nicht?"

„Ich hatte noch nicht darüber nachgedacht — aber eigentlich haben Sie recht," erwiderte sie.

Es war merkwürdig, daß der arme, kleine Jäger über Dinge nachdachte, über die ihr noch nie eingefallen war, nachzudenken. Die jungen Leute ihrer Umgebung dachten nie über etwas nach, die bezogen ihre Gedanken fix und fertig aus irgend einer anerkannt guten und konservativen Gedankenfabrik, aus der sie bereits ihre Eltern oder Großeltern bezogen hatten. Sich selbst einen Gedanken über etwas zusammenzuschmieden, erschien ihnen als eine ganz unstandesgemäße Anstrengung. Niemand sagte je etwas Neues, und jeder wußte genau, was der andre sagen wollte, wenn er den Mund aufmachte. Der junge Mensch, der unbeholfen tastend, sich von allem in der Welt, mit seinen Empfindungen und deren Berechtigung angefangen, Rechenschaft geben wollte, begann sie zu interessieren.

Als die Försterin sie schüchtern, aber herzlich bat, über das Vesperbrot zu bleiben, blieb sie.

An der andern, der rückwärtigen Seite des Gärtchens,

gegen den Wald zu, zwiſchen zwei mächtigen, alten Vogelbeerbäumen, deren Früchte ſich bereits zu röten begannen, war der Tiſch gedeckt. Auf dem derben, aber ſauberen Tafeltuch ſtand ein herrlicher Roſenſtrauß, um den ſich allerhand Leckerbiſſen gruppierten. Es war merkwürdig, was die Nanni zuſammengetragen, was ſie in ihrem beſcheidenen Haushalt alles gefunden hatte, um die Jauſe recht reich auszuſtatten. Schwarzbrot, Butter, Honig, kalte Sahne, eine Schüſſel mit Himbeeren und eine mit Johannisbeeren — und eine Kanne mit wundervoll duftendem Kaffee.

Die Nanni that ſich etwas zu gut auf ihren Kaffee.

„Das iſt ja das reinſte, Tiſchchen-deck-dich!“ rief Irene.

Dann verſicherte ſie, daß ſie ſchrecklich hungrig ſei und ſich rieſig auf die Jauſe freue, — aber ſie knüpfte eine Bedingung daran, die Gaſtfreundſchaft der Förſterin anzunehmen.

Nicht umſonſt hatte ſie dem jungen Forſtmann heute verſichert, daß ſie ſelbſt eine Art Demokratin und Sozialiſtin ſei.

„Wenn ich bleiben ſoll, müßt ihr euch zu mir ſetzen, ſonſt lauf' ich euch ſofort davon,“ erklärte ſie.

Die Nanni lächelte zu dieſem Uebermaß von Herablaſſung freundlich und ein wenig traurig, wie ſie immer lächelte. Ihr Lächeln war wie die Liebkoſung eines guten unglücklichen Menſchen, der nicht aufhört, etwas zu fürchten für die, die er lieb hat und die er gern beſchirmen möchte. Sie nahm dieſe Herablaſſung nicht ernſt. Sie ſetzte ſich auf den Rand ihres Seſſels und legte ſich eine Kleinigkeit auf den Teller, aß aber nichts davon.

Franz nahm die Sache wichtig und wurde infolgedessen ganz rot vor Verlegenheit. Als jedoch Irene ihre Aufforderung wiederholte, ja sie in einen lustigen, despotischen Befehl verwandelte, da setzte er sich ganz ordentlich, und nachdem er den hohen Gast aufmerksam bedient hatte, sprach er selber mit Behagen den einfachen, aber anheimelnden Leckerbissen zu. Es war nicht das erste Mal, daß er mit der Gräfin Irene an einem Tische saß. In der Kinderstube, als er noch der beiden Prinzen lebendiges Lieblingsspielzeug gewesen war, hatten sie ihn oft zur Jause oben behalten. Er war ja noch so klein, daß dies weiter keine Bedeutung hatte.

Nun, eine gewisse Bedeutung hatte es doch gehabt. Er hatte die Ausstellungen mit angehört, die man den kleinen Prinzen in Bezug auf Handhabung von Löffel, Messer und Gabel machte, und er hatte fast unwillkürlich daran gelernt.

Wenn ihn die alte Fürstin Victoire hätte beobachten können, wäre sie sehr unzufrieden mit ihm gewesen. Ein Mensch in seiner Sphäre war verpflichtet, das Messer in den Mund zu stecken — und wenn er es unterließ, so war das eine Prätension.

Die Gräfin Irene dachte darüber gar nicht nach — es störte sie nur einfach nichts an ihm. Sie trank mit Genuß den vorzüglichen Kaffee mit der dicken, eiskalten Sahne, sie ließ sich von Nanni ein Butterbrot schmieren, und dabei sprach sie mit dem jungen Forstmann eifrig über die französische Revolution und setzte ihm ihre Ansichten darüber auseinander, was man alles für das Volk thun müsse. Sie sprach wie ein Missionär der höheren Humanität. Mit verzückten Augen hörte der junge Mann zu.

„Ich verſichere Ihnen," gab ſie ihm nicht ohne Nachdruck kund, „es war keine leere Phraſe, als ich Ihnen ſagte, daß ich eigentlich ſelbſt eine Sozialiſtin ſei. Aber ich bin es nur ſoweit, als die Sozialiſten ſagen: „Gebet". Wenn die einmal ſagen: „Nehmet", falle ich von ihnen ab. Ich verliere die Sympathie mit dem Volk, wenn es roh wird und unvernünftig und die Hand ausſtreckt nach dem, was ihm nicht gebührt. Aber noch viel ſchneller verlier' ich die Sympathie mit den höhern Klaſſen, wenn die vergeſſen, dem Volk weit über ſeine Gebühr zu geben. Sie verſtehen mich, — weit über ſeine Gebühr. Nicht nur den kargen Gerechtigkeitsteil, ſondern hochgehäuft. Vor Gott im Himmel ſind wir alle gleich, aber auf Erden wird es immer Stärkere geben, die für den Schwächeren ſorgen müſſen — und die Stärkern ſollen lernen, es ſo freundlich und liebevoll zu thun, daß es die Schwächeren nicht drückt."

Das waren die weitgehendſten Konſequenzen, die die Gräfin Irene aus ihren großartigen Reformideen zog — eine gute Herrſchaft, die verpflichtet war, für ein geduldiges Volk nach Möglichkeit zu ſorgen. Infolgedeſſen fühlte ſie ſich ein wenig über den Haufen geworfen, als der junge Forſtmann ſchüchtern die Bemerkung zu machen wagte: „Und darf denn das Volk nie lernen, für ſich ſelbſt zu ſorgen?"

„Mein Onkel Felix ſagt immer: das Volk iſt ein großes Kind, das man nie mündig ſprechen darf," entgegnete ſie.

„Das iſt traurig," bemerkte er etwas bitter, „das heißt ſoviel, als daß das Volk auch nie aus dem Zwinger herausdarf, in dem es nun einmal geboren worden iſt.

Ueber den Zaun hinüber wollen ihm die Herrſchaften Zuckerwerk zuwerfen, aber heraus darf es nicht. Das kommt mir ein wenig ſo vor, wie wenn die Herrſchaften zum Jungvieh-Zwinger kommen, um den Kälbern Leckerbiſſen zu bringen. Manchmal hat ſo ein junges Kalb auch die Luſt, aus dem Zwinger hinauszulaufen und ſich ſeine Leckerbiſſen nach eignem Geſchmack in freiem Felde auszuſuchen.“ — Er ſtockte ein wenig, dann fuhr er fort: „Comteſſe haben ſich ein wenig geärgert, daß ich ſo gern in Thiers' Geſchichte las. Und es iſt doch natürlich, daß unſereins gern darin lieſt.“

„Warum?“

„Weil in jenen Zeiten, von denen Thiers erzählt, jeder es zu dem Höchſten bringen konnte, wenn ihm Gott nur das rechte Zeug dazu gegeben hatte!“ murmelte er.

„Nun, wenn der liebe Gott dem Menſchen das rechte Zeug gegeben hat, wie Sie ſich ausdrücken, ſo iſt es ſo viel, als wenn er ihn hätte mit der Fürſtenkrone auf dem Kopfe in die Welt ſetzen laſſen — und jeder hat das Recht, nach dem zu ſtreben, für das ihn der liebe Gott beſtimmt hat. Nur ſoll ſich nicht jeder, der ſich ein wenig unzufrieden fühlt, einbilden, daß er zu hohen Dingen berufen iſt, ſonſt kommt er zuletzt ins Irrenhaus oder ins Gefängnis!“ Sie fing an, ungeduldig zu werden.

Franz Wranny ſchwieg — ihr ſcharfer Ton hatte ihm offenbar weh gethan, er ſah ſehr unglücklich aus.

„Ich verſichere Ihnen,“ ſetzte ſie, jetzt in einen freundlicheren Ton hinüber modulierend, ihre Predigt fort: „auch jetzt ſteht es jedem frei, etwas Hohes im Leben

zu erringen. Darin haben ſich die Zeiten gar nicht geändert ſeit damals.“

Er ſchüttelte den Kopf. „Meinen Comteſſe das wirklich?“ begann er, „warum bringen's denn ſo wenige über das ihnen bereits in der Wiege geſteckte Ziel? Meinen Comteſſe, daß das nur daher rührt, daß es jetzt und beſonders bei uns ſo viel weniger begabte Menſchen giebt als damals — und nicht auch daher, daß die Verhältniſſe im Anfang des Jahrhunderts, beſonders in Frankreich, eher danach waren, einen halbwegs fähigen Menſchen vorwärts zu bringen?“

„Ein rechtes Genie bricht ſich immer Bahn!“ erklärte die Comteſſe mit Ueberzeugung, „das heißt ſoviel als, ein wirklich fähiger Menſch ſchafft ſich die Verhältniſſe, die er zu ſeiner freien Entwicklung braucht!“

„Alſo Comteſſe meinen, daß jeder, der ſchwimmen kann, das Waſſer dazu findet,“ murmelte nicht ohne ein leichtes Lächeln der junge Menſch, — „glauben Comteſſe zum Beiſpiel, daß, wenn man einen recht großen Karpfen aufs Gras legt, er ſich das Waſſer zaubern wird, das er zum Schwimmen braucht?“

Sie lachte. Diesmal fand ſie keine Antwort.

So eifrig waren die beiden in ihr Geſpräch vertieft geweſen, daß weder er noch ſie bemerkt hatte, wie eine braune Wolke langſam am Himmel aufgeſtiegen war.

Es war eine ganz harmloſe Wolke, die von einem Gewitter herübergeſtreift kam, das vielleicht auf ſtundenweite Entfernung ſeine böſen Kräfte ausgetobt haben mochte, — eine ganz freundliche Wolke, die keine Blitze enthielt, nur Waſſer, aber ſehr viel Waſſer, und das

fing an, in großen Tropfen auf den Tiſch unter den Vogelbeerbäumen niederzuprasſeln.

Da es, wie ſchon erwähnt, ſeit einer Woche jeden Tag regnete, hatte Irene ihren En cas mitgenommen.

Mit dieſem bewaffnet, wollte ſie ganz kühn den Rückzug antreten. Das aber gab die Nanni nicht zu. Jetzt durfte die Comteſſe nicht fort. Schnell ins Haus, da konnte die Comteſſe den Regen abwarten; wenn ihr das zu lang dauerte, ſo würde der Franz ins Schloß ſpringen um einen Wagen.

Der Franz war natürlich ſogleich bereit und wartete auf Allerhöchſten Befehl. Aber die Gräfin ſagte, ſie wolle ſich lieber noch ein wenig aufhalten — die Regenſchauer dauerten nur kurz.

So eilte man denn ins Haus, um ſich vor dem bereits niederprasſelnden Regen zu bergen — ein ſehr beſcheidenes Haus, aber Mutter und Sohn hatten beide dazu beigetragen, es traulich zu machen.

Aus einem kleinen Vorraum trat man in eine Wohnſtube. Die Räume waren gewölbt. Die Fenſter waren klein und ſaßen in tiefen Spitzbögen drin. Die Möbel waren alle in rechtwinkligem Empireſtil, — Ausmuſterer aus dem Schloß, die früher der Mann, jetzt der Sohn Nannis nachgebeſſert hatten. Ein ſchmaler Spiegel mit Bronzeroſetten an den Ecken ſeines flachen, ſchwarzen Holzrahmens hing zwiſchen den zwei Fenſtern über einem Trumeautiſchchen, auf dem eine Uhr mit einem gemalten Zifferblatt ſtand.

Unter Umſtänden hätte es in dem Stübchen nicht viel anders ausgeſehen als bei einem Landpfarrer. Aber es war doch ein Unterſchied. An den Wänden hingen

ein paar Gewehre und zwei Hirſchfänger, dazwiſchen in einfachen Rähmchen aus gebeiztem Eichenholz Lithographien von ſehr langen Männern mit zu kleinen Füßen und zu ſchönen Geſichtern mit weißen Beinkleidern und reich betreßten Uniformen. — Es waren die Helden aus der glorreichen Epoche, die dem jungen Forſtmann ſo viel zu denken gab. Er hatte die Bilder alle ſelbſt eingerahmt, nachdem er ſie aus der ſchönen, illuſtrierten Ausgabe von Thiers herausgeſchnitten, die der junge Fürſt einmal zum Fenſter hinausgeworfen und hierauf ſeinem beſcheidenen Trabanten geſchenkt hatte.

Auf dem einfachen, mit Wachstuch bezogenen Speiſetiſch ſtanden Blumen, und ein Glas mit Roſen zierte das Nähtiſchchen, das ſich in einer der Fenſterniſchen befand. Die Luft war ſüß und würzig, etwas mit dem Geruch von altem Holzwerk und trockenen Roſenblättern geſchwängert. Nichts Muffiges drin, wie zumeiſt in den Wohnungen der niederen Stände.

Irene neckte den jungen Mann mit ſeiner Vorliebe für die napoleoniſchen Helden und fragte ihn, ob er ſich denn nicht gewünſcht habe, eine militäriſche Laufbahn einzuſchlagen.

Ehe er etwas erwidern konnte, fiel ihm ſeine Mutter ins Wort. „Ach, die Comteſſe weiß gar nicht, wie's ihn dazu drängt," rief ſie, „wir ſind froh, daß wir ihn endlich beruhigt haben!"

Worauf er bemerkte: „Nun, in Friedenszeiten iſt ja doch wenig Spielraum in der Armee für einen armen Menſchen, das hab' ich eingeſehen, und wenn Krieg kommt — da geht unſereins mit wie jeder andre und dann . . ." ſeine Augen leuchteten!

Irene war indessen an den Nähtisch der Försterin hinangetreten. Sie erblickte ein kleines, in rötliches Leder mit Goldpressung gebundenes Gebetbuch, das ihr durch seine Vornehmheit auffiel.

„Was für ein reizendes Gebetbuch, Nanni — wo habt Ihr das her?“ fragte sie.

Die Försterin wurde unruhig. „Das hab' ich schon lang — jemand von den Herrschaften im Schloß hat mir's gegeben.“

„Ich hab's noch nie gesehen, Mutter,“ meinte der Franz. „Was Ihr für Schätze vor mir verbergt!“

„Es lag immer im Schrank — ich hatte es aufgehoben — es ist zu schön für den Gebrauch!“ murmelte die Försterin. „Heute beim Räumen . . .“ Sie unterbrach sich, die Unruhe auf ihrem Gesicht trat immer deutlicher hervor; sie machte eine Bewegung, als ob sie es der Comtesse wegnehmen wollte, und dann traute sie sich nicht.

Irene fing an darin zu blättern — ein paar Heiligenbildchen lagen darin — nicht die armseligen Bildchen von durchbrochenen Papierspitzen eingefaßt, wie man sie an allen böhmischen Wallfahrtsorten bekommt, sondern geschmackvolle, feine Farbendrucke, nach altitalienischen Bildern, meist nach Fra Angelico da Fiesole ausgeführt.

Plötzlich bemerkte Irene eine Photographie, das Bildnis eines schönen, jungen Offiziers. Irene sah empor, — ihre Augen begegneten denen der Försterin, die sich wie in einer Art Todesangst auf sie richteten.

Ohne ein Wort zu sagen, schloß sie das Buch und reichte es der armen Frau.

„Was ist Euch denn, Mütterchen, Ihr seid plötzlich so blaß — zum Erbarmen seht Ihr aus!“ rief der Sohn. „Setzt Euch doch!“

Die Försterin sah wirklich wie eine Leiche aus.

„Es ist nichts,“ murmelte sie, die Hand auf der Herzgegend, wo ihr etwas weh zu thun schien, „es ist nichts, die Luft war so drückend, aber es geht vorbei — mir ist schon leichter.“

Der Sohn hatte den Arm um ihre Schultern gelegt und streichelte ihre bleichen Wangen. „Mein armes Mütterchen!“ murmelte er. Seine weiche Stimme, sein besorgter Gesichtsausdruck und seine schlichte Liebkosung verrieten eine unendliche Zärtlichkeit.

Die junge Gräfin konnte sich's nicht versagen, ihn zu beobachten, und zugleich bemächtigte sich ihrer eine tiefe Rührung. „Es regnet kaum mehr, jetzt muß ich fort,“ rief sie. „Ich muß mich ohnehin beeilen.“

„Wenn Comtesse erlauben; so zeig' ich Comtesse den kürzeren Weg durch den Wald,“ meinte der Forstmann, „da ist man in einer Viertelstunde im Schloß!“

Sie hatte erst eingewendet, daß er seine Mutter nicht allein lassen dürfe. Aber die Försterin hatte freundlich erwidert, sie brauche niemand, ihr kleines Unwohlsein sei schon vorüber. Als der Sohn sie aufgefordert hatte, sich ein wenig niederzulegen, hatte sie ihn ausgelacht. — „Du Narr du!“ hatte sie ihn gutmütig verwiesen, „behandelst mich immer wie ein Dämchen, das sich von früh bis abend schonen kann. Das ist ja Unsinn“ — dann hatte sie der Comtesse die Hand geküßt, und Irene und der Forstmann hatten sich entfernt.

Er ging einen Schritt hinter ihr, aber im Gehen verminderte sich die Distanz.

Die Försterin, die sie bis an den Gartenzaun geleitet hatte und ihnen nachblickte, bemerkte es und auch, daß die beiden einander beständig die Gesichter zuwendeten und zusammen plauderten, lebhaft und eindringlich, als ob sie das, was sie einander zu sagen hatten, sehr interessiere.

„Schade um ihn," murmelte die Mutter — „schade!"

Dann verschwanden die beiden schlanken, jungen Gestalten im Innern des Waldes. Der Regen war vorüber.

Die Sonne schien bereits aus dem sich lichtenden Wolkengespinst heraus. Es sprühte nur noch wie ein feiner Brillantstaub durch die abgekühlte, aber linde, weiche Luft; jeder Grashalm dehnte sich vor Wohlbehagen, und die Vögel zwitscherten und schmetterten in den Abend hinein, als erwarteten sie einen neuen Morgen. Die Stämme der mächtigen alten Kiefern warfen lange, schräge, schwarze Streifen über das nasse, von den Strahlen der tiefstehenden Sonne wie mit Gold durchtränkte Moos, — in den breiten Kiefernkronen flimmerten die Regentropfen, die an den langen, fahlgrünen Nadeln hängen geblieben waren, — und die Farnkräuter, die zu Füßen der rotgeschuppten Stämme massenhaft ihre mächtigen Fächer entfalteten, glänzten von der Nässe im hellsten Smaragdgrün, — ebenso die Brombeerranken und die wilden Rosenbüsche. Hie und da mischte eine schlanke, durchsichtige Birke ihre launige Anmut zwischen den dunkeln Ernst der Nadelbäume. Der Fußweg auf dem sandigen, massenhaft mit

Kiefernnadeln beſtreuten Boden war glatt, aber nicht ſehr naß, wenigſtens keineswegs ſchmutzig. Alles duftete, das naſſe Moos, die naſſe Erde, die naſſen Farne, das naſſe Laub der Weinroſe, der naſſe Kiefernmoder und die regenbegoſſenen Stämme, — holzig und harzig zugleich dufteten ſie.

Die Gräfin Irene hatte ihr helles Kleid ein wenig geſchürzt, unter ſeinem blaßblauen Saume ſah man deutlich die Bewegung ihrer ſchmalen, gelbbeſchuhten Füße. Franz Wranny, der den Kopf etwas geſenkt hielt, betrachtete ununterbrochen dieſe wunderſamen kleinen Füße. Sie waren ſo klein, als ſie ſein konnten, um mit Anmut das Gewicht dieſer hochaufgeſchoſſenen und keineswegs dürftig entwickelten Geſtalt zu tragen.

Was für einen herrlichen Gang ſie hatte! Sie ging immer mit demſelben Rhythmus, ſich nur von der Hüfte abwärts bewegend. Der Oberkörper verhielt ſich ruhig. Obſchon ſie raſch von der Stelle kam, machte ſie doch nie einen beeilten Eindruck — ſie ging leicht, ohne die geringſte Anſtrengung, immer mit derſelben halb gleitenden, halb ſchwebenden Anmut.

„Haben Sie morgen Zeit?“ fragte ſie aus einem Geſpräch über die deutſchen Freiheitskriege heraus plötzlich den jungen Forſtmann.

„Wozu?“ fragte er etwas verdutzt und fügte gleich darauf bei: „Ich ſtehe natürlich der Comteſſe immer zu Dienſten!“

„Es handelt ſich nur um das Ausreiten. Mein Vetter ſagte mir, Sie würden mich ſtatt des . . . neuen, . . . ich meine, daß Sie es übernommen hatten, mich zu begleiten.“

„Ach ja, richtig — ich muß mich noch entſchuldigen wegen geſtern — hat der Bote, den ich ins Schloß ſchickte, wenigſtens ausgerichtet . . .“

„Nichts hat er ausgerichtet, aber Sie können doch nicht im Ernſt meinen, ich würde Ihnen einen Vorwurf daraus machen, daß Sie geſtern unpünktlich waren?“

„Nein, dazu ſind Comteſſe viel zu gut,“ murmelte er; „aber wann wünſchen Comteſſe auszureiten?“

„Ich reite am liebſten um ſechs Uhr früh oder um fünf nachmittags. Paßt Ihnen das?“

„Paſſen?“ er ſah ſie faſt befremdet an, — „wie Comteſſe befehlen.“

„Alſo morgen um ſechs.“

„Sechs, mit Freuden, je früher um ſo ſchöner! Der Tag iſt ja am ſchönſten, wenn er noch ganz jung iſt — die Sonne leuchtet und brennt noch nicht, die Blätter und Gräſer ſind nicht welk, der Wald duftet, der Tau liegt auf dem Moos, es ſchimmert einem überall wie freundliche Kinderaugen entgegen. Alſo morgen um ſechs, und wenn Comteſſe erlauben, werde ich Ihr recht ſchöne Wege zeigen, die Comteſſe gewiß noch nicht kennen! Welches Pferd ſoll ich ſatteln laſſen für Comteſſe?“

„Ich reite gewöhnlich die ‚Jeſſika‘! und Sie?“ Irene lächelte ein wenig ſchelmiſch. „Sie werden wohl Ihr eignes Pferd reiten; wie ich hörte, hat Ihnen der Fürſt eines geſchenkt.“

„Ja, aber auf dem kann ich die Comteſſe nicht begleiten.“

„Welches iſt's denn?“

„Der Lord Byron.“

„Ach das Pferd, auf dem ſich der Reitknecht das Genick gebrochen hat und das im Stall allgemein der ‚Totſchläger‘ heißt?“ rief Irene aus, und ein eigentümliches Licht durchzuckte ihre Augen.

„Der arme Wenzl verſtand nicht, es zu reiten, das war ſein Unglück. Der Byron muß abwechſelnd ſehr ſcharf und dann wieder ſehr weich behandelt werden. Es iſt ein Pferd, das Gemüt hat, und mit Pferden, die Gemüt haben, komm' ich immer aus — das ſind die heftigſten und die beſten. Comteſſe können ſich gar nicht vorſtellen, was das für ein Gefühl iſt, wenn man ſich ſo recht lang und wild mit einem Pferd herumgebalgt hat und endlich zu ſpüren anfängt, daß es des Kampfes müde geworden iſt, daß es den Widerſtand aufgiebt. Und der Augenblick, wo es ſich einem in die Hand ſchmiegt, wo man es mit gutem Gewiſſen, ohne daß man ihm was hätte durchgehen laſſen, abklopfen und aufmuntern kann, — das iſt eine Freude, darüber geht gar nichts!“

„Ja, und um Ihnen dieſe Freude zu bereiten, hat Ihnen der Fürſt den ‚Totſchläger‘ geſchenkt,“ bemerkte eigentümlich lächelnd Irene.

Er ſtutzte und ſah ſie forſchend von der Seite an. Sie erſchrak darüber, wie raſch er die Ironie ihrer Worte begriffen hatte. Es war thöricht von ihr geweſen, ſeine Gedanken nach der Richtung hin herauszufordern. Er hatte ſich noch nie erlaubt, Kritik an ſeinem Fürſten zu üben — der Fürſt war etwas, über das man nicht nachdachte, das man einfach hinnahm, — wie brave Kinder ihre Eltern hinnehmen. Irene hatte deutlich das Gefühl, an einer lieben und vielleicht notwendigen

Illusion gerüttelt, nebenbei aber auch den armen Burschen gedemütigt zu haben, indem sie eine ihm erwiesene Aufmerksamkeit herabgesetzt hatte.

Sie beeilte sich, das Gespräch in andre Bahnen zu lenken.

„Also es bleibt dabei, wir reiten morgen um sechs — ich reite die ‚Jessika‘ und Sie?“

„Ich würde die ‚Wienerin‘ nehmen, aber ich schicke noch jemand ins Schloß, den Fürsten zu fragen, ob's ihm recht ist.“

„Nicht nötig, ich will's meinem Vetter melden.“

In das leise Wispern des Waldes mischte sich jetzt das Rauschen eines von dem Gewitter hoch angeschwollenen Baches. Da vor ihren Füßen mit getrübtem Wasser, über Stock und Stein springend, eilte er dahin.

Der junge Forstmann wurde verlegen. „Da hab' ich Comtesse einen schlechten Rat gegeben,“ sagte er. „Es muß da höher im Gebirg oben viel stärker geregnet haben. Das Wasser hat den Steg abgerissen.“

Die Gräfin Irene runzelte die Brauen.

„Sie können ja nichts dafür,“ sagte sie ungeduldig, „aber da ich große Eile habe . . . nun, es bleibt mir nichts übrig als umzukehren und den längeren Weg zu gehen. Man wird sich ohnehin im Schloß bereits den Kopf zerbrechen, wo ich bleibe — es ist unangenehm, aber aufzuhängen brauchen wir uns deshalb nicht, weder Sie noch ich. Wissen Sie übrigens nicht vielleicht von irgend einer schmalen Stelle des Baches, über die ich hinüberspringen könnte?“

„Nein, von einer schmalen Stelle weiß ich nichts,“ murmelte er reuig, „aber, wenn Comtesse erlauben,

trag' ich Sie hinüber, ich hab' hohe Stiefel an, mir macht's nichts, in das Waſſer zu treten."

Ohne weiter zu überlegen, willigte ſie ein.

Bedenken kam ihr keines. Wie oft hatte ſie ſich in einem Seebad, das ſie vorigen Sommer beſucht hatte, von einem Matroſen ins Meer hinaustragen laſſen, wenn das zur Ausfahrt beſtimmte Boot nicht anders zu erreichen war!

Er trug ſie feſt und ſicher, behutſam, als ob ſie ein kleines Kind, und andächtig, als ob ſie eine Monſtranz geweſen wäre. Als er ſie auf den Boden ſtellte, merkte ſie, daß ihm die Hände zitterten und daß er rot und heiß geworden war.

Eine Aufwallung grauſamen Hochmutes kochte in ihr auf. Er hatte nicht das Recht dazu, irgend etwas zu empfinden, während er ſie in den Armen hielt, das war ganz und gar unſtatthaft, empörend! Sie wollte nicht mit ihm ausreiten. Aber ihm auf der Stelle abſagen, das war ſchwer, ſie mußte erſt einen triftigen Vorwand finden. Denn, daß er erraten ſolle, was ſie an ihm geärgert hatte, mußte um jeden Preis verhütet werden!

Kurz darauf hatten ſie die Grenze des Parks erreicht, und ſie verabſchiedete ihren jungen Begleiter.

In tiefe Gedanken verſunken, ſchritt ſie durch den würzigen, naſſen Sommerduft auf das Schloß zu. Sie ſuchte nach dem Vorwand, ihren Ritt abzuſagen — und mitten während des Suchens trat ihr plötzlich die kleine Epiſode in der Förſterei vor die Seele.

Woher kam die Förſterin zu dem ſchönen Gebetbuch mit den römiſchen Heiligenbildchen? — Woher kam ſie

zu der Photographie? — Wer war der ſchöne junge Menſch? — Ein Derzheim mußte es ſein, ſeine Züge erinnerten an Pips, den jüngern Bruder des Majoratsherrn — und doch mußte das Bildchen um mindeſtens zwanzig Jahre zurückdatieren.

„Kommſt du endlich, Irenerl?“ weckte ſie eine freundliche Stimme aus ihren Betrachtungen — die Stimme der Fürſtin Karoline. „Wir fingen ſchon an, um dich beſorgt zu werden. Ich bin dir aufs Geratewohl dieſen Weg entgegengegangen, obgleich ich nicht genau wußte, ob du ihn kennſt oder nicht.“

Die Gräfin Irene verriet es nicht, wer ihr den Weg gezeigt hatte, vielleicht kam ihr's zu unwichtig vor, vielleicht hatte ſie's ſchon wieder vergeſſen!

*

Der Abend war hereingebrochen. Das Souper (im Hochſommer ſoupierte man in Djiboch um halb neun und dinierte um ein Uhr) war vorüber.

Es hatte dem jungen Fürſten vorzüglich geſchmeckt. Er hatte es mit einer ganzen Flaſche Champagner und einer halben Flaſche ſchweren Bordeaux hinuntergeſpült und zum Schluß verſichert, er würde den Koch mit ſeinem Hausorden auszeichnen. Offenbar hatte die Leiſtung des Kochs ſeine Bewunderung in viel höherem Maße angeregt als das Benehmen Franz Wrannys während des Brandes.

Er lag in dem bequemſten Fauteuil des großen Salons, wo man ſich des Abends zu verſammeln pflegte, die Hände halb gefaltet im Schoß, den Kopf zurückgelehnt. Von Zeit zu Zeit raffte er ſich aus

ſeiner Lethargie ſo weit auf, um den braunen Setter, der ihm zu Füßen lag, bei den langen Behängen zu ziehen.

In einer andern Ecke des großen Salons legte der Hauskaplan Patiencen, wobei ihm Herr Barteſchowsky, der ewige Hofmeiſter, behilflich war.

Die drei Damen ſaßen um einen Tiſch, auf dem eine mit rotſeidenem Schirm verhüllte Lampe ſtand. Irene und die Fürſtin Karoline ſtrickten für die Armen, und die Fürſtin Witwe kramte in einem Käſtchen mit alten Photographien.

Einmal ließ Irene den Blick von ihrer Arbeit abſchweifen und heftete ihn auf den Vetter.

„Wie zufrieden er mit ſich iſt . . ., wie gut es ihm geht . . . und wie ſich die andern plagen müſſen um ihre armſelige, kümmerliche Exiſtenz!“ dachte ſie bei ſich. „Wenn ich ſo reich wär' wie er, da würde ich von früh bis abend daran denken, das Los der armen Leute um mich herum zu verbeſſern. Aber er denkt an nichts als an ſeine Jagd und an ſein gutes Eſſen. Es iſt empörend!“

Er merkte, daß ſie ihn beobachtete, und ſtarrte ihr zwiſchen ſeinen ſchweren, verſchlafenen Augenlidern voll ins Geſicht.

Gräfin Irene wendete ſich ab.

„Für wen ſtrickſt du denn? Immer fürs Blindenhaus?“ fragte, noch mit dem Sortieren der Photographien beſchäftigt, die Fürſtin Witwe ihre Schwägerin.

Die Fürſtin Karoline hatte bekanntermaßen ſo überaus ungeſchickte Finger, daß ſie ſeit Jahren die ganzen Reſultate ihres Fleißes dem Blindeninſtitut widmen

mußte, weil, wie sie selber gleichmütig und bescheiden versicherte, sehende Menschen ihren Arbeiten keinen Geschmack abgewinnen würden.

„Nein, diesmal nicht fürs Blindenhaus," erwiderte die alte Dame, indem sie vergnügt über diese Anspielung auf ihre Ungeschicklichkeit lachte. „Die Socken sind für meinen armen, alten Kutscher bestimmt. Seitdem er im Herbst so krank war, leidet er an kalten Füßen. Ich strick' schon das sechste Paar, und diesmal hab' ich wirklich noch keine Masche fallen lassen." Nicht ohne einen gewissen Stolz breitete sie die Fußsocke vor sich aus.

„Ich wundere mich, daß du ihn noch immer behältst, deinen Kutscher," meinte die Fürstin Witwe, „du hast ja schon längst keine Pferde mehr."

„Was willst du, es ist die billigste Art, ihn zu versorgen. Auf große Pensionen kann ich mich nicht einlassen, und so vegetiert er halt bei mir sein Stückchen Leben zu Ende!"

„Leistet er noch irgend etwas in deinem Haushalt?"

„Nicht viel, ich beschäftige ihn nur noch so ein wenig, damit er sich nicht kränkt. — Leuten seines Schlages ist es drückend, wenn sie sich überflüssig fühlen."

„Du bist ein Engel, Tante Karolin'!" erklärte die Gräfin Irene warm.

Aber die Fürstin Karoline lachte und sagte lustig: „Gar keine Spur, so weichherzig wie du bin ich noch lange nicht, Irenerl. Du mußt dich vor dir in acht nehmen, du könntest einmal geradezu verrückt werden vor Mitleid."

Was war es, das das junge Mädchen veranlaßte,

verlegen den Kopf zu ſenken, als hätte die Tante eine verfängliche Anſpielung gemacht?

Irene hätte es ſelber nicht zu ſagen gewußt!

Indeſſen hatte die Fürſtin Witwe eine Photographie fallen laſſen. Irene bückte ſich, um ſie aufzuheben. Zufällig ſtreifte ſie ſie mit dem Blick. Sie zuckte zuſammen, ihr Herz fing an heftig zu klopfen!

Es war die Photographie desſelben jungen Dragoneroffiziers, deſſen Bild ſie heute bei der Förſterin geſehen hatte, ja es war ein Exemplar derſelben Aufnahme. Eine unbeſchreibliche Unruhe peinigte ſie plötzlich. Ihre Hand zitterte, während ſie das Bildchen, ohne ein Wort zu ſagen, auf den Tiſch niederlegte.

Die Fürſtin Karoline, die ſchwache Augen hatte, zog es an ſich heran und rief: „Das iſt ja der Franz!"

„Ich bitt' recht ſchön!" entgegnete mit lachender Entrüſtung die Schwägerin. „Das iſt mein Sohn Raimund, der ſchönſte von meinen Söhnen. Uebrigens iſt er ja in Uniform. Das Bildchen wurde kurz vor ſeiner Abreiſe nach Rom aufgenommen."

„Ja, jetzt erinnere ich mich! Zu komiſch, was man alles zu ſehen glaubt, wenn man ſo ſchwache Augen hat! Die Dragoneruniform und die Forſtamtsuniform hab' ich verwechſelt," erklärte lachend die Fürſtin Karoline. „Aber ſag ſelbſt, Victoire, findeſt du nicht eine gewiſſe Aehnlichkeit?"

„Die Aehnlichkeit läßt ſich nicht beſtreiten," bemerkte jetzt der Fürſt, der ſich indeſſen erhoben hatte und zu den Damen getreten war. „Hm! es iſt das erſte Mal, daß ich ein Jugendbild des Onkels Kardinal ſehe. War er denn Offizier, ehe er Geiſtlicher geworden iſt?"

„Weißt du das nicht? Er ist ja nur Geistlicher geworden seinem Vater zulieb, Willy!“ erklärte die Fürstin Witwe; „'s ist ihm schwer genug gefallen! Ach . . .“ sie seufzte.

„Nun, wenn er dem Bilde hier glich, so war er auch nicht für den geistlichen Stand geschaffen; ich wundere mich, daß er sich dazu entschlossen hat. Ich an seiner Stelle hätte mich aufgelehnt gegen die väterliche Autorität!“

„Ach, es war eine traurige Geschichte.“ murmelte die Fürstin Witwe und wischte sich die Augen.

„Na, da hab' ich richtig eine Masche fallen lassen,“ bemerkte die Fürstin Karoline und versenkte sich in die Beobachtung der blauwollenen Fußsocke, auf die eine große Thräne gefallen war.

Die Fürstin Witwe faltete die Hände auf und zu, ihr hübsches, rundes, altes Gesicht zuckte. Ihr weltbekannter Optimismus, der sonst immer siegreich alle unangenehmen Eindrücke aus dem Wege zu schieben verstand, hatte diesmal sichtlich Mühe, sich zu behaupten. Sie murmelte mehrmals hintereinander ihr beliebtes: „'s ist ja alles zum besten ... 's ist ja alles zum besten!“ aber schließlich setzte sie seufzend hinzu: „aber ich bin froh, daß es überstanden ist!“ Hierauf fragte sie nach dem Barometerstand.

*

Noch spät am Abend klopfte jemand an die Thür der Fürstin Karoline. Als die Fürstin fragte, wer es sei, antwortete ihr die Stimme der Gräfin Irene.

„Ich bin noch gar nicht schläfrig,“ sagte sie, „und

da ich aus meinem Fenſter ſehen konnte, daß du noch Licht haſt, ſo bin ich gekommen auf einen Plauſch. Wenn ich dich ſtör', mußt du mich einfach hinauswerfen, Tante Kari."

„Du ſtörſt mich gar nicht, ich freu' mich, dein liebes Geſichtchen zu ſehen, mein Schatz."

„Ja, du und Onkel Felix, ihr ſeid immer ſo ganz beſonders lieb gegen mich! Da wird man dann ganz anſpruchsvoll," erwiderte Irene, die indes in den Salon der alten Dame getreten war. — Es war derſelbe Salon, den die Fürſtin noch in ihrer jungen Mädchenzeit, als das Schloß ihre ſtändige Heimat geweſen war, inne gehabt hatte, und er machte auch einen dementſprechenden Eindruck.

Die Möbel — ſie datierten aus der ſpäteſten Louis Philippe-Zeit — waren von ſchwerfälliger und zugleich etwas prätentiöſer, Achtung oder vielmehr Beachtung erzwingen wollender Form. Sie erinnerten die Fürſtin Benedikta immer an ihren Gemahl.

Aber mit Ausnahme der Lehnſtühle, Sofatiſche und Kanapees ſah nichts prätentiös aus in dem Zimmer, es erinnerte auch ſonſt weiter nichts darin an den Fürſten Ferdinand Derzheim — und ſeine zungenfertige Gemahlin hatte über die Geſamtphyſiognomie des großen und luftigen Raumes ſchließlich nichts Schlimmeres zu ſagen gewußt, als: „geſchmacklos — aber gemütlich!"

In einer Ecke befand ſich eine vielfach geſchweifte, drei Stock hohe Etagere, die mit Porzellanpudeln und -katzen beſetzt war, und in einer andern Ecke ſtand ein Glasſchrank. Auf dieſes Mobiliar, das der Putzſtube eines Gutsverwalters Ehre gemacht hätte, blickten von

den Wänden die Lithographien einer ganzen Reihe von Bließrittern im Ornat aus schmalen Waschgoldrahmen herab, und in dem glatt gewichsten Parkett spiegelte sich ein herrlicher alter Lüster aus geschliffenem venetianischem Glas.

Zwischen den Fenstern stand ein Blumentisch, aus dem das saftige, grau überschimmerte Grün rotstenglicher Begonien, von graziösen Schlingpflanzen umschlungen, emporragte, und überall lagen Bücher, Mementos von Fürstin Karolinens jetziger Existenz!

Die Fürstin Karoline liebte diesen Salon und hätte kein einziges Einrichtungsstück darin missen mögen, — die „Stellage" (wie sie sich ausdrückte) mit den Porzellanpudeln ebensowenig wie den venezianischen Glaslüster, die Bließritter und die patzig aussehenden Lehnstühle und Kanapees.

Jeder einzelne Gegenstand erinnerte sie an ihre Jugend, das heißt an schöne, wenn auch längst entschwundene Träume, Hoffnungen und Illusionen. Es war kein bitterer Gedanke mit ihrer Jugend verbunden. Sie hatte alle ihre Illusionen mit einem nachsichtigen Lächeln, ihre unerfüllten Hoffnungen mit einer stillen Thräne und ihre unverwirklichten Träume mit einem herzlichen Kuß begraben!

Und sie pflegte ihre Gräber zärtlich!

„Geschmacklos — aber sehr gemütlich!" sagte Irene, die Fürstin Benedikta citierend, indem sie sich mit einem träumerischen Lächeln umsah.

„Ja, meine Alte," erwiderte ihr die Fürstin, „mir, zum wenigsten scheint es so, das heißt die Geschmacklosigkeit seh' ich gar nicht, — in meiner Jugend fand

man das hübſch — aber die Gemütlichkeit, die empfinde ich! Ich bin recht froh, daß Willy alles ſo beim alten gelaſſen hat!"

„Aus beſonderer Rückſicht für dich?" fragte etwas unſicher die Gräfin Irene.

Die Fürſtin Karoline lachte, — ihr gutmütiges, tiefes Lachen. „Aus Rückſicht für mich? Nein, aber er ſpendiert überhaupt nicht viel auf die Verſchönerung der Gaſtzimmer. Der äſthetiſche Standpunkt hat wenig Intereſſe für ihn."

„Gott ſei Dank! Seinem Schönheitsſinn iſt nicht zu trauen. Es würden recht wunderbare Dinge herauskommen, wenn er dem einmal die Zügel ſchießen ließe!" äußerte ſich, das feine Näschen rümpfend, Irene.

Die Fürſtin Karoline lachte herzlich, dann fragte ſie: „Biſt du vielleicht deshalb zu mir gekommen, um dich wieder einmal recht ungeniert über Willy ausſprechen zu können?"

Aber dieſe etwas boshafte Frage beantwortete die Gräfin Irene mit einem energiſchen Kopfſchütteln. „Ach, Willy intereſſiert mich wenig," erklärte ſie, „meine Meinung über ihn habe ich dir gegenüber geſtern ſehr deutlich geäußert, ich komme nicht ſobald darauf zurück, ich bin fertig mit ihm. Der dürfte mir ebenſowenig Ueberraſchungen mehr bereiten wie dir. Ich bin wegen etwas ganz anderm gekommen." Sie rückte ihren Stuhl etwas näher an den der alten Dame hinan und leicht die Stimme dämpfend ſagte ſie: „Ich wollte nur wiſſen . . . vor Tante Victoire mochte ich nicht fragen . . . ich wollte nur wiſſen . . . aus welchem Grund ſich Onkel Raimund ſo plötzlich entſchloſſen hat,

Prieſter zu werden? Es gab doch einen beſondern Grund, nicht wahr, Tante Kari, denn er war wirklich nicht dazu geſchaffen."

„Nein, er war nicht dazu geſchaffen, und es hatte ſeinen beſondern Grund," ſeufzte die Fürſtin Karoline, „aber man ſpricht nicht gern davon, die Sache iſt zu traurig ... Nun, ich brauch' dir's nicht erſt einzuſchärfen, du mögeſt nie eine Erwähnung davon machen — wenn ich's dir jetzt erzähle, wie's zuging!"

„Aber Tante!"

„Als der arme Paul, der ſich infolge der Weigerung Raimunds, Geiſtlicher zu werden, der Kirche gewidmet hatte, ſtarb, wollte mein Bruder Karl Raimund zwingen, Prieſter zu werden. Mein Bruder war ſehr gut, aber heftig und bigott. Raimund wollte ſich dem väterlichen Gebot nicht fügen, — es kam zu ſehr unerquicklichen Scenen zwiſchen Vater und Sohn! Djiboch war eine Hölle damals! Und einmal nach Tiſch — Vater und Sohn hatten während der Mahlzeit kein Wort miteinander gewechſelt, und Raimund hatte etwas mehr Wein getrunken als gewöhnlich — ging er in den alten Küchengarten, um nach der Scheibe zu ſchießen — und da ... wiederfuhr ihm's, daß er das Kind des Gärtners — zuſammenſchoß! War's Unvorſichtigkeit, Zufall ... oder beides ... wer weiß es? ... jedenfalls hat er ſich fürchterliche Vorwürfe gemacht. „Ich vergeſſe es nie, wie er damals auf ſeinen Vater zukam und ihm ſagte: ‚Vater! ich bin bereit!'"

„Armer Onkel Raimund!" flüſterte mitleidig das junge Mädchen.

„Ja, armer Raimund!" wiederholte die Fürſtin. „Entſetzlich war die Sache ja, aber mir wird es

immer leid thun, daß ſeine Reue gerade dieſen Weg einſchlug. Das war meiner Anſicht nach ein Beweis von Charakterſchwäche. Er hätte in der Welt ausharren und dort ſeine Pflicht eifriger, ſelbſtloſer, edler erfüllen ſollen als ein andrer. Das wäre ſeiner ganzen Anlage entſprechender geweſen. Er war nicht zum Prieſter geſchaffen — nein . . . nein! Er hatte ein ſtarkes Temperament, ein warmes Herz, eine feurige Phantaſie, einen ſchwachen Charakter und eine blendend ſchöne Erſcheinung. Was ſollte das für ein Prieſter werden! Ich ſage dir, totſchlagen mußte er ſich, um es in ſeinem Berufe mit Würde auszuhalten! Er muß es gefühlt haben, wie ſchlecht er dazu taugte! Kaum, daß er ſeinem Vater das Ehrenwort gegeben hatte, erfaßte ihn eine fürchterliche Aufregung. In den zwei Monaten, die nach ſeinem gefaßten Entſchluß und vor ſeiner Abreiſe nach Rom verſtrichen, irrte er in der Gegend umher wie von einem Dämon verfolgt. Ich glaube, daß ihn ſeine Reue und die Angſt vor der Zukunft gleichermaßen quälten.

„An einem ſchönen Sommertage reiſte er ab. Dem Abſchied zwiſchen ihm und ſeinen Eltern hat niemand beigewohnt. In Viktoires Schlafzimmer haben die ihm den letzten Segen gegeben. Felix und ich begleiteten ihn zur Bahn. Dort auf der kleinen Station in Solnitz haben wir uns beide von ihm getrennt. Es war noch früh und ein wunderſchöner Sommermorgen. Die Linden vor dem Stationsgebäude blühten und dufteten, die Bienen ſummten um ſie herum. Wir weinten beide, Felix und ich. Er ſtand zwiſchen uns, bleich und ſtill mit ganz trockenen Augen. Und als endlich der Zug heranpfiff, da lächelte er uns zu. Mein Lebtag werd' ich

das Lächeln nicht vergeſſen und nicht den Blick, mit dem er mir zugeflüſtert hat: ‚Ach, Tante Kari, wenn's nur ſchon Winter wär'!'"

Die Thränen rannen der alten Dame von den Wangen herab. Auch das junge Mädchen weinte, aber offenbar war es noch nicht ganz zufrieden, hatte noch eine Frage auf dem Herzen, die ihm nicht recht über die Lippen wollte.

„Was wünſcheſt du denn noch zu wiſſen?" begann endlich, ſich die Thränen trocknend, die Fürſtin Karoline.

Irene wendete den Kopf ab. „Ach nur . . ." murmelte ſie und blieb ſtecken.

„Nun . . . was? So ſprich doch, Kind Gottes." Die alte Dame fing an, etwas ungeduldig zu werden.

„Nur . . . ich . . . ich möchte wiſſen . . . der Onkel war ja vielleicht ſchon vierundzwanzig Jahre alt, als er Prieſter wurde, hat es denn früher gar keinen Roman gegeben?"

„Ein halbes Dutzend, bei einem Menſchen wie er verſteht ſich's von ſelbſt," erklärte mit einer gewiſſen Brüskerie die Fürſtin; „etwas beſonders Wichtiges in ſeinem Leben, etwas Einſchneidendes war nicht dabei!"

„Und hier in der Gegend . . . ein Mädchen aus dem Volk . . ." ſtammelte kaum hörbar Irene.

Die Fürſtin Karoline ſtarrte ihre ſchöne Nichte groß an . . . „Ach, jetzt verſteh' ich, die Aehnlichkeit mit dem Franz ſpukt dir im Kopf. Ich kann dir nicht helfen, die iſt nun einmal eine ganz zufällige, ſo ſehr ich deinem Schützling das Gegenteil wünſchen möchte. Ich glaube, daß ganz und gar nichts Romantiſches hinter ſeiner Abkunft ſteckt."

Gräfin Irene ſchwieg — ſie ſchämte ſich jetzt ihrer Neugierde, ſie ſchämte ſich ihrer Vermutung. Sie ſchämte ſich, ſich über Dinge den Kopf zerbrochen zu haben, die kein Kopfzerbrechen verdienten.

„Gute Nachte, Tante Kari!“ ſagte ſie, ſich erhebend — „und ich danke dir vielmals dafür, daß du mir erzählt haſt, wie's gekommen iſt, und ich hoffe nur, ich habe dir den Schlaf nicht verſcheucht!“

Damit küßte ſie die alte Dame und zog ſich zurück.

*

Mit träumeriſchen, ſchleppenden Schritten wandelte Gräfin Irene den Korridor entlang, an deſſen weißen Wänden die Bilder längſt verſtorbener Derzheims aus ſchmalen, geſchwärzten Goldrahmen herabblickten. Als ſie an dem rothaarigen Derzheim vorüberkam mit den wulſtigen Lippen und dem Dolch in der Hand, verfinſterte ſich ihr Blick, und ihr Schritt wurde raſcher. Ein Haß, der ihr die Kehle zuſchnürte, ſtieg in ihrer Bruſt auf.

Während ſie dann an den andern Bildern vorbeiging, ließ ſie den Blick ſo aufmerkſam muſternd über die nachgedunkelten, von den Wandlampen unbeutlich beleuchteten Geſichter gleiten, als ſuchte ſie etwas in ihren Zügen.

Die meiſten hatten miteinander eine auffällige Aehnlichkeit — dieſelben ſtark gewölbten Augenbrauen, die feine, leicht, aber etwas hoch oben gebogene Naſe, die vollen, lebensfriſchen, feſtgeſchnittenen Lippen, das etwas zu lange Kinn.

„Sonderbar!“ murmelte ſie vor ſich hin. Dann

trat sie in ihr Schlafgemach und schloß die Thüre hinter sich zu.

So seltsam wie heute war ihr noch nie zu Mute gewesen. In ihren Gliedern war ein warmes Beben und Schleichen, das sie in süßer Ermattung niederzog, und doch wieder eine fiebrige Unruhe, die sie daran hinderte, sich energisch auszukleiden und ihr Lager aufzusuchen.

Ganz leise vor sich hinsummend, wanderte sie in ihrem Schlafgemach umher, löste da ein Häkchen, da eine Schleife an ihrem Gewand und ließ dann die Arme wieder müßig an ihren Seiten niedergleiten.

Sie trat vor ihre mit weißem Musselin umhangene Toilette, auf der zwei Lichter in schweren, altmodischen Leuchtern brannten. Sinnend betrachtete sie ihr Antlitz. Sie zog den Kamm aus ihrer Frisur und ließ ihr goldschimmerndes, dunkelblondes Haar um die Schultern fließen. Zum erstenmal schien sie sich ihrer großen Schönheit voll bewußt zu werden. Eine Schwermut überkam sie plötzlich. Sie murmelte: „Schade!" Gleich darauf versuchte sie zu lächeln und kehrte dem Spiegel den Rücken.

Ja, sie kehrte dem Spiegel den Rücken, aber des Gedankens konnte sie sich nicht erwehren, daß es etwas wundersam Süßes sein müsse, jemand mit dieser Schönheit zu beglücken — und eine müde, schwache Stimme in ihrem Herzen sagte ihr, daß diese Seligkeit ihr nie zu teil werden würde.

Schade! — ja wahrhaftig schade! — Sie sehnte sich nach etwas Festem, woran sie sich halten, nach etwas Hohem, zu dem sie emporsehen, nach etwas Schönem und Edlem, an dem sie sich freuen könnte.

Das Bild des jungen Offiziers, der den Waffenrock mit der Soutane vertauscht hatte, ging ihr nicht aus dem Sinn.

Wie der Heros einer alten Legende mutete er sie an. Ihr war's, als ob ein schöner, junger Heidengott plötzlich das Haupt hätte beugen müssen unter der heiligen Last der christlichen Märtyrerkrone!

Ja, wenn ein solcher Mann ihr im Leben einmal begegnen sollte, einer, der ihm glich und der dem Leben nicht fern bleiben mußte ... Ah!

Die aufgeregte Mattigkeit in ihren Gliedern wurde stärker. Eine Furcht vor ... sie wußte nicht recht was, überkam sie. Ihr war's, als ob ihr eine unheimliche Gewalt sehr nahe wäre, ein großer Schmerz oder ein großes Glück. Sie beugte die Kniee zum Gebet und stützte die Stirn gegen den weißen Rand ihres Lagers.

Da pochte es draußen an ihrer Thüre.

Erschreckt fuhr sie auf. Die Kammerjungfer war's, die sich zu melden kam.

„Ich hatte es Ihnen ja gesagt, Resi, daß ich Sie heute nicht brauche, daß Sie sich niederlegen können," erwiderte etwas verdrießlich Irene.

„Aber ich hatte nicht recht verstanden wegen des Reitens," entgegnete Resi. „Die Comtesse waren noch nicht ganz entschlossen. Soll ich das Reitkleid herauslegen?" Eine längere Pause folgte, dann mit verschlafener, gleichgültiger Stimme sagte die Comtesse: „Meinetwegen — und wecken Sie mich um fünf — und Resi ... Resi, warum sind Sie denn schon wieder weggelaufen? Verschlafen Sie nicht!" Dann legte sich die Gräfin Irene nieder.

23735

Es dauerte lange, ehe sie einschlief, und dann war ihr Schlaf noch vielfach unterbrochen und unruhig. Erst gegen Morgen schlief sie fest, und da hatte sie einen wundersamen Traum. Der jüngste Tag war gekommen, die Erde fing an, in leuchtende Nebel zu zerfließen, und durch den leuchtenden Nebel schwebte sie in den Armen des schönen, unglücklichen Raimund Derzheim mit dem süßen Gefühl einer sich langsam im großen All auflösenden, glückseligen Müdigkeit.

Sie wachte auf. Graues Halblicht erfüllte das Zimmer, und auf der Diele schimmerte ein großes, weißes Kreuz.

Die Erscheinung erklärte sich aufs einfachste. Das Schlafgemach Irenens war ein Eckzimmer, die von beiden Seiten durch die geschlossenen Läden dringenden Lichtstreifen hatten das Kreuz auf dem Fußboden gezeichnet.

Dennoch erschrak sie wie vor etwas Gespenstischem.

*

Um sechs Uhr früh ritt sie, von Franz Wranny begleitet, aus.

Sie ritt auch den nächsten Tag mit ihm und den übernächsten, eine ganze Reihe von Tagen. Sie erinnerte sich gar nicht mehr des Umstandes, daß sie einmal einen Grund gesucht hatte, seiner Begleitung auszuweichen.

Meistens ritt sie des Morgens — manchmal gegen Abend. Es war auch schön am Abend, besonders die Rückkehr durch die Fichtenwälder, wenn man das kupfrige Rot des Sonnenuntergangs wie eine ferne Feuersbrunst zwischen dem Schwarz der Bäume glänzen sah, aber das Ausreiten am Morgen war noch schöner.

Die Linden im Park blühten. Wenn die Kammerjungfer früh die Fenster öffnete, drang der Duft schwermütig süß in das Schlafgemach des jungen Mädchens, und mit dem Duft etwas, das wie fernes Glockenschwirren klang, das Summen der honigsammelnden Bienen.

Und Irene beeilte sich jedesmal mit dem Ankleiden, um früher hinauszukommen in die wunderschöne, freie Natur.

Auf dem Rasen lag bläulich blinkend der Tau, ein kühlendes Geschenk, das die Nacht der Erde zurückgelassen hatte, ehe sie, mit durchsichtig werdenden Fittichen ein letztes Mal Felder und Fluren streifend, verschwunden war. Ueber den mächtigen Lindenbäumen schwebte der blaßgelbe Schimmer ihrer Blüten und rings um sie herum das fliegende, schwirrende Gold der eifrigen Bienen, abwechselnd in der Sonne hell glänzend, dann wieder im Schatten dunkel verlöschend. Auf dem großen Platz vor dem Schlosse ragten die Rosen noch verschlafen, mit abwärts gesenkten Kelchen um die alte Fontaine, in der ein wettergeschwärzter Triton, von launischen Wellen umspült, eine fliehende Nymphe umschlang. Die Luft war kühl und rein durchleuchtet von den schrägen Strahlen der Morgensonne, gewürzt mit dem wundervollen Lindenduft.

Aus dem Park heraus, über eine smaragdgrüne Wiese führte der Weg in den Wald, in den lauschigen, schattigen, flüsternden Wald. Ach, es war schön — die Landschaft und das leichte Hinschweben durch all die duftige Sommerschönheit auf einem leichtfüßigen, wundersam gefügigen Pferd, neben einem dermaßen verläßlichen Begleiter, daß selbst bei

einer mittelmäßigen Reiterin jede Angſt vor Gefahr, ja jede Beſorgnis vor einer ernſtlichen Unbequemlichkeit ausgeſchloſſen war.

Die Verantwortung hatte der junge Forſtmann, das Vergnügen hatte die Comteſſe.

Er fand immer neue, ſchöne Galoppwieſen, er ſorgte immer dafür, daß das Pferd ſeiner Reiterin guter Laune war, ehe ſie es beſtieg, er ritt ſelber wie ein Jockey von Profeſſion und wußte ihr jede Schwierigkeit aus dem Weg zu räumen.

Erſt pflegte er immer einen halben Schritt hinter ihr zu reiten, nahe genug, um ihr beizuſpringen, wenn es nötig wäre, weit genug, um auf ſeine Stellung als Untergebener hinzuweiſen. Den erſten Tag hatte ſie es auch dabei bewenden laſſen und ihn durch keine beſondere Freundlichkeit aus ſeiner korrekten Haltung herausgelockt. Den zweiten Tag aber hatte er ein ſo trauriges Geſicht gemacht, daß ſie ſich's hatte nicht verſagen können, das Wort an ihn zu richten. Sie war mit ihm ins Geſpräch gekommen. Sie hatte ſich herrlich amüſiert. Er war aber wirklich gar zu merkwürdig.

Sie ſah die Welt mit andern Augen, wenn er neben ihr war. Er hatte eine ſehr ſubtile und dabei doch vollſtändig unbefangene Art, alle Naturſchönheiten zu erfaſſen; auch an den beſcheidenſten freute er ſich, von dem ſchillernden Flügel eines Schmetterlings angefangen bis zu einem beſonders zartgefärbten Blumenkelch. In aller Beſcheidenheit machte er ſie darauf aufmerkſam. Er lehrte ſie die verſchiedenen Vogelſtimmen unterſcheiden, er lenkte ihren Blick auf eine beſonders ſchöne, von goldigen Morgen- oder Abendnebeln verklärte Landſchaft.

Aber ihr Gedankenaustausch beschränkte sich nicht nur auf gegenseitige Betrachtungen über Naturschönheiten. Er sprach mit ihr über historische Begebenheiten, über Litteratur. Er hatte eine Unmenge gelesen, mit viel Verständnis und ganz eigentümlich lebhafter Auffassung.

Alles, was er las, war für ihn entweder eine wahre Begebenheit, die er miterlebte, oder es war dummes, erlogenes Zeug, das er ungeduldig von sich stieß.

Wie die meisten sehr jungen Menschen, die sich aus kümmerlichen Verhältnissen heraus ihr Leben selber gestalten müssen, hatte er eine Vorliebe für alles Großartige, erhebend Schöne in der Litteratur. Die Schilderung des Trivialen, Häßlichen stieß ihn ab. Sie verletzte ihn und schien ihm zugleich unnötig.

Die Gräfin Irene fragte ihn einmal, aus müßiger Neugierde, ob er Zola gelesen habe? Er wechselte die Farbe, sein Gesicht nahm den gewissen unruhigen, gequälten Ausdruck an, den sie zu kennen anfing. Ja, er habe einmal das „Assommoir" gelesen, gestand er, und sehr schüchtern fragte er, ob die Comtesse es auch gelesen habe.

Die Comtesse hatte es nicht gelesen, hatte aber davon gehört und wollte seine Ansicht darüber kennen lernen.

„Nun," sagte er treuherzig, „was mich anbelangt, finde ich es ein häßliches, ein abscheuliches Buch und einen grausamen Verrat, den man an den armen Leuten begeht, um die Neugierde der Reichen zu befriedigen. Was braucht der Schriftsteller all dieses traurige Elend und was daraus entsteht, Laster und Krankheit, aufzudecken, nur damit sich's die Reichen recht behaglich

aufschauen können, und noch obendrein durch eine zugleich scharfe und verzerrende Brille?"

„Aber vielleicht sind die Bücher geschrieben, damit die Reichen daran denken, den Armen zu helfen!"

„O nein, kein Mensch wird Lust bekommen, dem Volk zu helfen, wie es in dem Buche geschildert ist, abwenden wird er sich im Ekel davon und sagen, daß ihm's geht nach seinem Verdienst."

„Und haben Sie Dostojewsky gelesen?" fragte sie weiter.

Sein Gesicht hellte sich sofort auf. „Zu dienen, Comtesse!"

„Und finden Sie auch den so abstoßend?"

„Dostojewsky? Nein, das ist ein guter Mensch. Er sieht das Elend durch Thränen, da ist es nie so häßlich. Der will, daß man hilft, aus jedem Wort schreit's heraus: ‚seht her und helft!' Das ist etwas ganz andres! Der Franzose ist so schrecklich nüchtern, das ist das Häßliche dabei! Dostojewsky ist nie nüchtern, der hat immer einen Rausch von Mitleid — es ist sehr ergreifend! ... aber es ist doch auch nicht das Rechte. Er ist verrückt! Manchmal ist es, als ob er verlangte, man möchte aus Mitleid die Narrenhäuser und Strafanstalten aufsperren. Das geht auch nicht — Ordnung muß sein! Daß die anständigen Leute mit allen Verbrechern und Irrsinnigen Brüderschaft trinken sollen, ist nicht von ihnen zu verlangen! Es hat nur einen gegeben, der die armen Leute wirklich gut zu schildern gewußt hat!"

„Und das war?"

„Dickens!" antwortete er rasch. „Der thut uns nicht

weh, man fürchtet ſich nie, wenn man die Seite umwendet: was wird er über uns ſagen? Das Dürftigſte iſt ihm nicht zu gering, ſich dabei aufzuhalten, um es zu ſchildern, aber auch dem Dürftigſten weiß er irgend eine anmutige Seite abzugewinnen, die uns rührt und uns damit verſöhnt. Comteſſe ahnen nicht, wie unſer einem das wohlthut. Mitleid und immer nur Mitleid, wie's die Doſtojewskyſchen Leute einem abzwingen, das wird auf die Dauer auch unerträglich. Ich weiß nicht mehr genau, ob's Leſſing iſt, aber ich glaube, es iſt Leſſing, der einmal ſagt: „Das Mitleid ſtumpft ſich ab, wenn es ſich nicht in der Bewunderung erholen kann." Und in Dickens, mitten aus dem beſcheidenſten Elend heraus, ſchimmert uns etwas Bewunderungswürdiges entgegen, etwas, an dem ſich unſre arme, traurige Menſchenwürde aufrichten kann, und das iſt's, was Dickens ſo verehrungswürdig macht."

Dickens war übrigens der einzige Romanſchriftſteller, den er wirklich liebte. Im ganzen fand er ſich viel beſſer mit den Dichtern zurecht, und die beiden, die am gewaltigſten auf ſein junges Gemüt gewirkt hatten, waren Homer und Shakeſpeare.

Er zog die „Ilias" der „Odyſſee" vor. Und von allen großartigen Schöpfungen Shakeſpeares war ihm die liebſte „King Lear."

Viele Stellen konnte er auswendig. Die Gräfin Irene hatte den „König Lear" einmal in Wien geſehen mit einem großen italieniſchen Tragöden in der Titelrolle, aber ihr war's, als ob ſie erſt Verſtändnis für alles wirklich Ergreifende in dem Trauerſpiel gewonnen hätte, ſeitdem ſie mit Franz Wranny darüber geſprochen.

Einzelheiten, an denen sie blind oder gleichgültig vorübergegangen, waren ihm tief in die Seele gedrungen. Ohne je aus seiner zurückhaltenden Art herauszufallen, fragte er sie, ob ihr nicht diese Scene besonders gefiele, und jene — am schönsten war doch das Wiedersehen des alten Königs und seiner Tochter Kordelia! Darüber sprach der junge Mensch mit einer solchen Ergriffenheit, mit einer so feinen und zugleich starken Nachempfindung jeder Gefühlsschattierung, daß der Gräfin Irene die Thränen in die Augen traten. Und zu allem, was er sagte, fand er so neue, treffende, farbige Ausdrücke, es waren nie die uralten konventionellen Formeln, die ihm von den Lippen fielen — wie hätte er sie benutzen sollen, da er sie nicht kannte!

Manchmal kam dem jungen Mädchen plötzlich der Gedanke: wie alt und matt und arm und abgenutzt ist mein Denk- und Empfindungsvermögen neben dem seinen! Es ist gar nicht mein eignes, sondern ein bereits von Generationen abgenutztes Denk- und Empfindungsvermögen, das ich so, wie es ist, von meinen Vorfahren überkommen habe.

Der Verkehr mit seiner frischen, begeisterungsfähigen Jugend hatte etwas unendlich Erquickendes, neu Belebendes für sie.

Merkwürdig war ihr die vollständig unbewußte Selbstlosigkeit, die er ihr gegenüber jederzeit bewies.

Einmal, da sie eine seltene Blume an der andern Seite eines ziemlich breiten, felsigen Abgrunds bemerkte, in dessen Tiefe sich ein Wasserfaden hinzog, sagte er sofort: „Ich will sehen, ob ich der Comtesse die Blume schaffen kann.“ Und ehe sie noch überlegt hatte, wie er es

anzuſtellen gedächte, war er mit ſeinem Pferd über die Kluft geſprungen. Als er nun von drüben aus triumphierend den Blumenzweig zeigte, wollte ſie nichts davon wiſſen, daß er den Sprung zurück noch einmal wage. Sie beſtand darauf, daß er bis an den Steg reiten ſolle, der eine Strecke weiter den Abgrund überſpannte.

Aber ihr Pferd wurde unruhig. Erſtens war es gewohnt, einen Kameraden neben ſich zu haben, nach dem es ſich richtete, und zweitens hatte ſich ihm die Aufregung, worein die Waghalſigkeit des Forſtmanns die Gräfin Irene verſetzt hatte, mitgeteilt. Sie konnte nicht damit fertig werden.

Ehe ſie ſich deſſen verſah, war Franz Wranny wieder neben ihr.

Heftig werdend vor Schrecken, tadelte ſie ihn ſcharf wegen ſeiner unnötigen Tollkühnheit. Jeder andre hätte aus dem Tadel die Angſt um ſein Leben herausgehört, in die ſie ſein Wagnis verſetzt hatte.

Er hörte nur den Tadel und empfand ihn als verdient.

„Comteſſe haben recht, ich war kopflos und leichtſinnig, es war ja nicht mein Pferd, und dann ... wie wären Comteſſe nach Haus gekommen, wenn ich mir den Hals oder wenigſtens ein Bein gebrochen hätte da unten? Aber an ſo etwas hatte ich gar nicht gedacht! Comteſſe müſſen verzeihen.“

„Verzeihen ... darum handelt es ſich ja gar nicht,“ entgegnete ihm das junge Mädchen, „aber begreifen Sie denn nicht, was für Vorwürfe ich mir gemacht hätte, wenn Ihnen etwas zugeſtoßen wäre? Und dann hätt's mir ja auch ſchrecklich leid gethan!“

Darauf erwiderte er nichts, er sah sie nur groß an, und in seinen Augen war ein Leuchten, vor dem sie erschrak!

Sie begriff jetzt, was es bedeutete, wenn er, ohne auch nur einen Augenblick die möglichen Folgen zu bedenken, sein Leben aufs Spiel setzte, um ihren leisesten Wunsch zu erfüllen. Sie begriff, bis zu welchem Grad er ihr ergeben war. Aber es war eine so gänzliche Selbstlosigkeit und Wunschlosigkeit, eine so grenzenlose Bescheidenheit in seinem Gefühl, daß sie es ihm nicht verübeln konnte. Im Gegenteil rührte es sie — bis ins Innerste rührte es sie.

Er hätte das Genick brechen können bei seinem Wagnis, aber es war doch schön, sehr schön gewesen; so gar kein Parademut dabei ... nur der Drang, ihr um den höchsten Preis auch den kleinsten Wunsch zu erfüllen.

Warum war denn keiner der jungen Männer aus ihrer Umgebung eines derartigen Paladinstückchens fähig?

Sie steckte die Blume, die er ihr jetzt schüchtern reichte, in den Gürtel ihrer Bluse und, ins Schloß zurückgekehrt, preßte sie sie in einen Band „Lenau", der noch von ihrer seligen Mutter herrührte! —

*

Die Linden waren verblüht — über die vollen Kronen schwebte jetzt ein brauner, welker Hauch, und zu Füßen der mächtigen Stämme lag gelber Blütenmoder. Jeden Morgen lag er dicht auf dem kurz geschorenen Gras der Rasenplätze, auf dem rötlichen Kies der Parkwege von Djiboch, und kaum, daß ihn die

Gärtnerburſchen hinweggefegt hatten, war die Erde bereits von neuem damit bedeckt.

Das Flüſtern in Bäumen und Büſchen klang nicht mehr ſo weich wie früher, es miſchte ſich ſchon manches Mal in das Rauſchen das Kniſtern eines toten Blattes. Die Roſen waren alle von der Hitze geſtorben, Aſtern, Zinnien, Georginen und andre ſteife, ſtattliche Herbſtblumen fingen an, ihre etwas feierliche Schönheit zu entfalten, die ſüßen Sommerdüfte waren verweht, nur der Geruch von Reſeden und Heliotrop kämpfte ſich noch müde durch die ſchwüle, drückende, verſtaubte Luft. Der Chor der Sommervögel war gelichtet, ſeltener und ſeltener ertönten die lieblichen Stimmen in Wald und Flur.

Die Menſchen waren müde wie die Blumen und Bäume, — es lockte ſie tagsüber kaum mehr aus dem Schloß hinaus.

Die Gräfin Irene und ihre Freundin, die Fürſtin Karoline, hatten ſich vor der großen Hitze in den Gartenſalon hinter der Veranda geflüchtet, den kühlſten Raum im ganzen Schloß. Die Stores waren herabgelaſſen, weich abgedämpft zitterte das Licht in dem gewölbten Raum, deſſen Wände mit altväteriſchen Fresken geſchmückt waren. Große Sträuße von bunten Spätſommerblumen glühten aus kupfernen Vaſen auf dem Kamin, in den Ecken des Zimmers ſchimmerte altes Porzellan aus verglaſten, mit verſchiedenfarbigem Holz eingelegten Schränkchen.

Die Fürſtin Karoline ſaß am Flügel und hatte ein Notenheft vor ſich aufgeſchlagen, ein ſehr altes Notenheft, deſſen Blätter vergilbt und mit braunen Stockflecken verfärbt waren.

Sie hatte es zufällig in einem Wandschrank gefunden, es war mit den Buchstaben C. D. und einer geschlossenen Krone geschmückt und enthielt lauter Musikstücke aus den dreißiger und vierziger Jahren — Romanzen von Henselt, Transskriptionen von Thalberg und Liszt und Walzer von Leopold Meyer. Es erinnerte sie an alte Zeiten — an die Zeiten, da sie noch eine in ihren Kreisen vielgerühmte Pianistin und sogar, für eine kurze Zeit, Schülerin Franz Liszts gewesen war.

Sie versuchte die Stücke zu spielen. Ihr Vortrag war zugleich innig und doch ein wenig manieriert. Unwillkürlich tauchte ein Reigen von altmodischen Erscheinungen vor den Augen der Gräfin Irene auf, die zuhörend in einem tiefen Korbsessel lehnte und einen Band Gedichte auf den Knieen hielt — denselben Band „Lenau", worein sie die Blume gepreßt, die der junge Forstmann mit Lebensgefahr für sie erobert hatte. Damen mit langen Locken um die Wangen und mit endlosen Taillen zwischen großen Puffärmeln schienen, von den Tönen geweckt, aus der Vergangenheit emporzuschweben, — Damen, die mit Vorliebe George Sandische Romane lasen und denen man es anmerkte, daß sie das ganze Leben, Freud und Leid, Recht und Unrecht, durch einen Schleier von poetisierenden Illusionen betrachteten.

Die alte Fürstin stockte, die steifen Finger folgten nicht mehr, und die heraufbeschworenen Erinnerungen wirkten zu stark auf ihr Gemüt. Sie ließ die Hände von den Tasten gleiten, griff nach ihrem Taschentuch und wischte sich die Augen.

Irene sah von dem vor ihr aufgeschlagenen „Lenau"

auf — er war gerade an der Stelle aufgeſchlagen, wo die berühmteſten vier Zeilen des Dichters ſtanden:

„Oh Menſchenherz, was iſt dein Glück?
Ein rätſelhaft geborner
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!“

Die Augen der beiden Frauen begegneten einander, dann plötzlich, mit der Kühnheit des Impulſes fragte Irene:

„Tante Kari, ſag mir, warſt du je verliebt?“

„Ich?“ Die alte Dame lachte laut auf. „Was fällt dir denn ein, danach zu fragen?“

„Nun . . .“ Das junge Mädchen errötete leicht. — „Ich weiß ſelber nicht . . . nur . . . nur . . . ich dachte mir, es müſſe vielleicht einen Grund haben, daß du ledig geblieben biſt. Andrerſeits ſcheinſt du mir immer ſo ſchrecklich vernünftig! Erſt heute, als ich dich Klavier ſpielen hörte, da . . .“

Die alte Dame lachte noch immer, aber jetzt lachte ſie ſehr weich. „Wie ſchlau du biſt,“ meinte ſie; „ja! wenn du's durchaus wiſſen mußt, ja, ich war einmal verliebt, aber es iſt ſchon ſehr lange her — ich weiß gar nicht mehr, wie mir dabei zu Mute war!“

„Gar nicht mehr, Tante?“ Die Gräfin Irene rückte näher an ſie hinan und blickte ihr forſchend ins Geſicht.

„Nun,“ die Fürſtin Karoline rieb ſich nachdenklich die noch immer feuchten Augen . . . „mir war zu Mut, als ob mir neue Kräfte gewachſen wären, Kräfte, die es mir möglich gemacht hätten, den Himmel zu ſtürmen! Aber ich habe es nie verſucht und bin froh. Den

Himmel hätt' ich doch nicht erstürmt und wär' müd' und verbittert worden. 's ist besser so . . .!"

„Wer war's, Tantchen?"

„Wer? — Ein junger deutscher Arzt, den ich in einem Schweizer Kurort kennen lernte, wo er meine Mutter behandelt hat."

„Ein Arzt . . ." murmelte Irene überrascht, „und du wolltest ihn heiraten?"

„Ja, mein Kind, ich wollte es — ich wünschte mir's brennend heiß — aber ich hab's nicht durchgesetzt!"

„Deine Eltern gaben's nicht zu?"

„Nein, und als ich mit mir einig geworden war, daß ich mein Ziel auf eine würdige Weise doch nicht würde erreichen können, da entsagte ich. Es war besser für uns beide."

„Aber, ist dir's nicht schrecklich schwer gefallen, Tante Karolin'?" Die Gräfin hatte jetzt ihren Lehnstuhl verlassen und war dicht an die alte Dame hinangetreten.

„Mein liebes Kind, wie soll ich denn das noch wissen? 's ist ja schon so lange vorbei, mein Herz erinnert sich seiner wilden, unvernünftigen Wünsche nicht mehr!" murmelte die Fürstin. „Ich hab' mich nicht zu beklagen — so schön, wie ich's mir geträumt, wär's doch nicht geworden, wenn ich ihn geheiratet hätte, und so wie alles gekommen ist, hat mir meine arme Liebe zum wenigsten keine einzige Enttäuschung gebracht. In meinen Augen war er immer ein hervorragender Mann gewesen. Vor Abschluß seines Lebens war er ein berühmter Gelehrter geworden in den Augen aller Welt. Er hat geheiratet und war glücklich, was man so glücklich sein nennt. Er hat seine Frau geliebt und

seine beiden Töchter, und ehe er starb, waren auch die Töchter verheiratet und hatten ihm reizende Enkel geschenkt. Ich kannte sie alle. Sie waren sehr nett, und er hing sehr an ihnen. Aber der letzte Brief, den er schrieb, war an mich. Eine große und nützliche wissenschaftliche Entdeckung, auf die er lange ausgegangen war, hatte er endlich gemacht, eine neue große Wahrheit unwiderleglich bewiesen. Es war das krönende Werk seiner Existenz. Er freute sich daran, ernst und würdig, und doch ein wenig kindisch, wie sich große Männer freuen. Die Erste, an die er in seiner Freude dachte, die Erste, der es ihn drängte sich mitzuteilen, war ich!"

Die Gräfin Irene streichelte nur stumm die Hände der alten Fürstin. Diese aber setzte sich gerader auf, ein heiliger Stolz glühte in ihren Augen.

„Und jetzt wirst du mich vielleicht nicht einmal gar so bescheiden finden, wenn ich behaupte, daß ich mich nicht zu beklagen habe und mich zu den Bevorzugten zählen darf. Die Erinnerung an ein paar sehr schöne, an ein paar sehr traurige Stunden, keine einzige Erinnerung, vor der ich die Augen niederschlagen müßte, das Bewußtsein, einen edeln Mann gefördert und hoch gestanden zu haben in seiner Achtung bis an seinen Tod — es ist viel — sehr viel!"

Die Gräfin Irene sagte nichts, sie küßte nur leise die Hand ihrer alten Freundin, dann erhob sie sich und küßte ihre Stirn. Die alte Dame umarmte das junge Mädchen, weinte ein wenig, schalt sich wegen ihrer Sentimentalität, erhob sich hierauf und verließ den Flügel mit der Bitte, Irene solle an ihrer Stelle den Platz auf dem Klavierseſſel einnehmen.

„Ich hatte unrecht, meine Seele aus dem Schlaf zu wecken," murmelte sie, indem sie das alte Notenheft zuschlug; „spiel mir sie wieder zu Ruh, spiel mir die alten Erinnerungen mit ein wenig neuer Musik aus der Seele heraus!"

Dem Wunsch der alten Dame folgend, setzte sich Irene an den Flügel. Sie spielte aus dem Gedächtnis, Reminiscenzen aus Tannhäuser und Lohengrin, dann glitt sie hinüber in den ergreifenden Ernst des Parsifal-Vorspiels.

Die Thüre öffnete sich, der junge Fürst trat ein. Ohne sich um die Vorträge seiner Cousine zu bekümmern, fing er erst an, laut über die Hitze, dann über die Trockenheit zu lamentieren.

Wenn die Dürre so anhalte, verbrennten ihm die Rüben noch unter der Erde, und bei den wachsenden Prätensionen seiner Arbeiter und Beamten komme er auch ganz gewiß noch an den Bettelstab, klagte er.

Als die Fürstin Karoline ihn bat, sie nicht zu stören, da sie zuhören wolle, setzte er sich nieder, drehte sich eine Zigarette und fing an, Irene anzustarren. Es war, als sähe er sie heute zum erstenmal.

„Teufel, Tante Karolin'," murmelte er halblaut — das war seine Art, während Musik gemacht wurde, zu schweigen — „ist die Iren' heute en beauté, wenn es nicht lächerlich wäre, einem Mädchen in ihrem Alter gegenüber, so würde ich sagen: ‚sie sieht verjüngt aus!'"

Er erhob sich, näherte sich dem Flügel und begann dem jungen Mädchen seine Bewunderung durch auffällige Blicke kundzugeben.

Irene wurde unruhig. Sie stellte sich, als merke

sie nichts von seinen Huldigungen und that ihr möglichstes, ihn durch die Wahl der Stücke, die sie vortrug, abzuschrecken, zu langweilen, ihn so zu sagen hinauszumusizieren.

Da es ihm nicht gelingen wollte, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so verließ er nach einem Weilchen das Klavier und trat an eines der Fenster. Dort den Store zurückschiebend blickte er hinaus. Plötzlich, sich in das Zimmer zurückwendend, rief er: „Ist das ein Esel!"

„Wer?" fragte die Fürstin Karoline.

„Der Wranny — der Franz, er steht dort hinter den Bäumen und horcht mit einem Gesicht, als höre er die Engel im Himmel singen. Das ist doch zu toll! Ah, jetzt hat er mich gesehen ... und verstanden, er geht seiner Wege!"

Irene zog die Finger von den Tasten. „Warum hast du ihn verscheucht?" fragte sie herb ... „Es ist ein armer Schlucker, der dir nichts gethan hat, und dessen Freuden dünn gesät sind auf der Welt!"

„Ich kann's nun einmal nicht leiden, wenn meine Diener so heimlich ums Schloß herumspionieren," erwiderte kaltblütig der Fürst; „wenn er Musik haben will, kann er ins Wirtshaus gehen, es ist heute Feuerwehrball im „Löwen". Sein ganzes Zuhören war doch nur Bildungsprotzerei. Deine lugubren Vorträge können ihm kein Vergnügen gemacht haben. Ich wär' dir längst davongelaufen, Iren', wenn ich nicht ..." hier machte der Fürst eine artige Verbeugung, „das sehr große Vergnügen gehabt hätte, dir zusehen zu dürfen während deines Spiels."

Die Gräfin Irene runzelte die Stirn, sie wollte das Klavier verlassen; sich an den zurückgeschlagenen Deckel des Flügels lehnend, sah ihr der Fürst voll in die Augen. „Einen Walzer, Iren' — ein Königreich oder mindestens ein Fürstentum für einen Walzer!"

Sie fuhr zusammen. In demselben Augenblick meldete die metallische Stimme des Gong, daß es Zeit sei, sich zum Souper herzurichten.

Die Gräfin Irene stand auf und verließ, offenbar absichtlich an dem Vetter vorübersehend, mit stolz erhobenem Haupte den Saal.

„Teufel noch einmal!" brummte, ihr nachstarrend, der junge Mann. Er ballte die Fäuste, als ob er etwas hätte erdrosseln wollen, dann öffnete er die Hände, drehte sich auf dem Absatz um und lächelte sein hochmütigstes, herzlosestes Lächeln. „Das hat alles gar keine Bedeutung," murmelte er vor sich hin, „wenn ich einmal will . . ."

*

Indes verfügte sich die Gräfin Irene in ihr Schlafgemach, wo die Kammerjungfer sie bereits erwartete.

Der Scherz des Vetters hatte sie sehr beunruhigt. Es war ja wirklich nur ein Scherz gewesen, aber ein Scherz, der üble Dinge kündete und für eine Wendung in den Gefühlsströmungen des jungen Majoratsherrn bezeichnend war.

Mit seiner Passivität war's vorbei, er rüstete sich zu einem Angriff, und sie haßte ihn, sie wollte die Seine nicht werden, aber sie wohnte in seinem Hause und konnte nicht fort.

Es war gräßlich!

Wenn er nur nicht gar so herzlos und grausam gewesen wäre!

Eine wilde Empörung schnürte ihr die Kehle zu, während sie daran dachte, wie er den armen Burschen verscheucht hatte, der sich bescheiden aus der Ferne an dem bißchen Musik gefreut.

Eine Erinnerung tauchte in ihrer Seele auf — die Erinnerung an einen längst vergangenen Weihnachtsabend. Sie war noch ein ganz kleines Mädchen gewesen, und der Weihnachtsabend war auf dem Lande gefeiert worden, in einem ebenerdigen, hochgewölbten, reich geschmückten Saal, der sonst im Winter nicht benutzt zu werden pflegte. Ach, was für eine Bescherung das gegeben hatte — ein neues Ponygespann für den Bruder und für Irene Puppen in allen Größen, und Betten und Wiege mit Spitzen und Bändern an der Wäsche, und Spiele, in die sich die Kleinen noch gar nicht hineinverstanden, und Zuckerwerk ohne Ende, und ein Christbaum, so groß, so voll von brennenden Kerzlein, daß man ein Stadtviertel damit hätte beleuchten können — und die Seele der kleinen Irene hatte angefangen, müde zu werden von der großen Freude und wund von dem vielen Licht, da bemerkte sie etwas, vor dem sie erschrak. Der Mond schien draußen — vor der Glasthür stand ein armes Kind und sah mit großen, feierlich sehnsüchtigen und zugleich eingeschüchterten Augen in die unerreichbare Pracht herein, von der es nur eine Glasscheibe — und sein Schicksal trennte. Die kleine Irene wollte sofort auf das arme, verstoßene Wichtchen zugehen und ihm Kuchen bringen, aber ehe sie noch dazu gekommen

war, hatte der dicke Kammerdiener das Kind erspäht und fortgejagt!

Die kleine Irene fing an zu schluchzen, wie man sie noch nie schluchzen gehört hatte. Ihre Mutter brachte endlich den Grund ihres Schmerzes aus ihr heraus. Sie ließ das fremde Kind suchen, aber es war nicht mehr zu finden, und mit der Weihnachtsfreude der kleinen Irene war's diesmal vorbei.

Und noch lange nachher dachte sie jeden Abend, wenn sie sich in ihrem daunenweichen, weißen Bettchen ausstreckte, an das arme Kind, das gescholten worden war, weil es sich aus bescheidener Ferne an einem fremden Christbaum gefreut hatte, und sie betete für alle Verstoßenen, und manchmal mitten im Beten fing sie zu weinen an.

Die Aerzte sagten, das Kind sei nervös ... und kurierten mit Leberthran und langweiligen körperlichen Uebungen an ihr herum; aber die Kur mußte nicht viel genutzt haben, denn heute nach so vielen, vielen Jahren empfand die Gräfin Irene für Franz Wranny noch gerade das, was sie damals für das arme, einsame, verstoßene Kind empfunden hatte! — „Armer Junge — armer Bursche!"

Die Kammerjungfer trat mit einem entzückend duftigen weißen Kleid an sie heran. Die junge Gräfin musterte den hellen Putz rasch und machte eine ungeduldige Handbewegung. „Das nehme ich heute nicht," erklärte sie, „bringen Sie mir den alten, schwarz und weiß gestreiften Foulard."

„Aber das Foulardkleid steht Comtesse so schlecht, und es hat so unmoderne Aermel."

„Das ist mir ganz gleichgültig," erklärte Irene, „im Gegenteil . . ."

Und während sie also ihr möglichstes that, ihr hellbrennendes Schönheitslicht unter einen Scheffel zu stellen, rekapitulierte sie im Geiste die anspruchslose Liebesgeschichte der Fürstin Karoline.

„Viel nennt sie das — viel . . ." dachte sie bei sich, „o mein Gott . . . entsetzlich wenig ist es . . . und doch . . . mir wird nicht einmal das Wenige zu teil werden!" Ein brennender Schmerz durchschoß sie — eine unbeschreibliche, ihr Ziel nicht ahnende Sehnsucht, und halblaut murmelte sie vor sich hin: „Wenn's nur schon Winter wär'! — Ach . . . wenn's nur schon Winter wär'!"

*

Der Fürst, der sonst — solange die Abendmahlzeit Souper und nicht Diner hieß — höchst ungeniert in seinem Shooting-Jackett dabei zu erscheinen pflegte, hatte diesmal Toilette gemacht und kam seiner Cousine, da sie in den Salon trat, im Smoking, seidenen Strümpfen und Lackschuhen entgegen. Es ließ sich nicht leugnen, daß ihm der Abendanzug gut zu Gesicht stand und daß er darin die Spießbürger Lügen strafte, die behaupteten, in seinem Aeußern habe er nichts von einem Kavalier an sich.

Offenbar hatte er es darauf abgesehen, seiner schönen Anverwandten einen guten Eindruck zu machen. Aber das strahlende Lächeln, womit er sie begrüßte, verließ bei ihrem Anblick sofort seine Züge und machte einem Ausdruck hochmütiger Verdrießlichkeit Platz.

„Was ist denn meiner schönen Cousine eingefallen, sich so zu entstellen?“ bemerkte er, ihr hohes, bis zum Halse schließendes Gewand mit einem mißbilligenden Blicke streifend.

„Das Kleid ist mir bequemer,“ erklärte die Gräfin Irene.

„So, bei dieser Hitze? das ist wunderbar!“ wendete etwas ironisch der junge Fürst ein.

Ohne ein Wort zu erwidern, zuckte sie die Achseln und ging an ihm vorbei.

Diesmal war er ernstlich böse; eine tiefe Zornfalte zeichnete sich zwischen seinen starken, gerad gezeichneten, rotbraunen Augenbrauen. Ein heftiges Wort schwebte ihm auf den Lippen, als die Fürstin-Witwe, die sich ein wenig verspätet hatte, eintrat, mit freudigem Lächeln und an jeder Kleiderfalte zitternd vor Aufregung.

Der Kammerdiener, der bereits des langen Ausbleibens ihrer Durchlaucht wegen ein wenig nervös geworden war, schlug die Thüren des Speisesaals zurück und meldete, daß serviert sei.

Während die Rebhühnerpastete mit Aspic herumgereicht wurde, erzählte die alte Fürstin ihre große Neuigkeit.

Der Fürst Felix hatte ihr soeben geschrieben, daß Raimund, der Kardinal Derzheim, die Kur in Karlsbad gebrauchen müsse und daß er sich bei dieser Gelegenheit im Laufe der Reise ein paar Tage in der Heimat aufzuhalten gedenke. Die Nachricht rief ein allgemeines Durcheinander von fröhlichen Ausrufen hervor. Nur der junge Fürst verhielt sich ziemlich schweigsam; erstens war er überhaupt verdrießlich, und zweitens ahnte er,

daß der Besuch des Kardinals eine ganze Reihe von Hospitalitätsstrapazen im Gefolge haben würde, und er haßte alle Hospitalitätsstrapazen, Gäste, die ihn in seinen Gewohnheiten störten, waren ihm unsagbar zuwider wie alle Menschen, auf die er Rücksicht nehmen mußte!

Uebrigens hatte ihn sein, wo es sich um nüchterne Dinge handelte, ganz ungewöhnlich gesunder Menschenverstand nicht getäuscht.

Man hatte den Soupertisch kaum verlassen, als die Fürstin-Witwe bereits eine ganze Liste von Derzheims und Benskys (sie war nämlich eine geborene Bensky) aufzuzeichnen anfing, die durchaus nach Djiboch eingeladen werden mußten, um die Rückkehr des Kardinals ins Vaterland zu feiern; auch begann sie sofort, die ganze Angelegenheit lebhaft mit ihrer Schwägerin zu besprechen.

Der junge Fürst, offenbar ihrer Absichten gewärtig, wich ihr boshaft aus, nur um sie in Verlegenheit zu bringen und es ihr recht schwer zu machen, ihm ihre gastfreundlichen Pläne zu unterbreiten. Und so widmete er seine ganze Aufmerksamkeit dem ehemaligen Hofmeister und dem französischen Hauskaplan, die in einem Winkel des Salons, ihrem speziellen, diskreten, niemand genierenden Winkel, Schach spielten. Hinter ihnen stehend verwirrte er sie mit Ratschlägen. Manches Mal griff er nach einer Figur und rückte sie nach seinem Gutdünken dahin oder dorthin, was große Aufregung bei den beiden eifrigen Schachspielern hervorrief. Diese Aufregung machte dem Familienoberhaupt sämtlicher Derzheims Vergnügen.

Die Gräfin Irene rührte sich nicht von den zwei

alten Damen, von denen jede die Ecke eines mit gestreiftem gelbem Atlas bezogenen Jakobsofas, über das eine Palme ihre grünen Fächer ausbreitete, einnahm.

„Du siehst doch, Karolin', daß wir nicht anders können," ereiferte sich die Fürstin-Witwe. „Weiß Gott, daß es mir eigentlich leid thut, meinen Sohn Raimund nicht allein zu genießen, obgleich uns die Kirche ein Kind immer ein wenig entfremdet. Die alte Vertraulichkeit kann nicht mehr existieren zwischen einer Mutter und einem Sohn, den sie einundzwanzig Jahre lang nicht gesehen hat und der indessen Kardinal geworden ist. Aber mir zittert's doch in allen Gliedern, wenn ich dran denke, daß ich ihn wiedersehen soll. Er war nun einmal mein Liebling, unser Prachtstück!"

„Unser Prachtstück — das will ich nicht gerade sagen," erklärte die Fürstin Karoline, „aber unser Paradepferdchen war er, schneidig wie keiner, dabei lieb und einschmeichelnd; wenn er eine Frau so zweimal mit seinen wunderschönen Augen ansah, so . . . so treuherzig bittend, so respektvoll ergeben und doch übermütig siegesgewiß — na, so war sie weg . . . und man konnt' ihr's nicht einmal übel nehmen, wenn sie den Kopf verlor!"

„Sapperment! Der Arme muß sich ja wundervoll geeignet haben für einen katholischen Priester! Nach allem, was ich höre, wird mir die Wahl seines Berufs immer rätselhafter!" rief vom andern Ende des Salons der junge Fürst, der indessen die hart bedrängte Schachpartie verlassen hatte und jetzt an die verwandtschaftliche Gruppe herantrat. „Ich bin herzlich neugierig auf diesen Kardinal."

„Raimund scheint sich vollkommen in seinen Beruf

gefunden zu haben," erklärte etwas gereizt die Fürſtin-Witwe, „er wird von allen Seiten als Kirchenfürſt gerühmt. Er ſpielt keine ſehr glänzende, aber eine ſehr würdige Rolle in der Hierarchie!"

„Wenn Raimund irgendwo keine glänzende Rolle ſpielt," bemerkte etwas trocken die Fürſtin Karoline, „ſo beweiſt das einfach, daß er nicht mehr er ſelbſt iſt. — Aber du wollteſt ja etwas punkto eines Familienfeſtes beſprechen, das dem Kardinal zu Ehren gegeben werden ſoll, Victoire."

„Ja," ſagte jetzt gemeſſen und unzufrieden die Fürſtin Victoire, „ja . . . wir thäten vielleicht beſſer, zur Tagesordnung überzugehen. Wo iſt denn mein Notizbuch? Ach, hier liegt's! Willy, komm ein bißchen her, ich muß das doch näher mit dir beſprechen."

„Zu Befehl, Durchlauchtigſte Großmutter," erwiderte der Enkel, indem er einen Stuhl an die Fürſtin hinanſchob.

„Alſo, wir ſind einig darüber, daß wir dem Kardinal die Verwandtſchaft einladen müſſen," erklärte ſie. „Ich bitte dich, Willy, ſieh dir die Liſte durch, es ſind fünfundzwanzig Perſonen, ich habe Karolin' die Liſte unterbreitet, ſie meinte auch, daß wir nicht gut anders können, als die zu bitten."

„Das heißt, wenn ihr überhaupt irgend jemand außer dem engſten Familienkreis aufforbert," warf hier die Fürſtin Karoline ein.

„Nun ja, nun ja, aber das war ja abgemacht," rief ärgerlich die Fürſtin-Witwe, „daß es nicht ohne Verwandtſchaft geht nämlich, — drum, Willy, bitte, ſieh dir die Liſte durch. Wenn du Luſt haſt, irgend einen zu ſtreichen; oder auch noch jemand mehr einzuladen . . ."

Der junge Fürſt wehrte das aufgeſchlagene Notizbuch mit dem Rücken ſeiner Hand energiſch von ſich ab und verzichtete auf das Studium der Liſte. „Ich kenne die alten Onkels ohnedies nicht," erklärte er, „mir iſt's Wurſt, welche fünfundzwanzig wir abfüttern, wenn wir ſchon durchaus fünfundzwanzig abfüttern müſſen. Aber, daß es ſchrecklich ledern ſein wird, weiß ich." — er gähnte — „muß ich dabei ſein, Großmutter? Ich glaub', ich leg' mich im letzten Augenblick ins Bett!"

Er gähnte wieder, noch ſtärker diesmal, mit Oſtentation!

„Aber, Willy!" ermahnte ihn die Fürſtin Karoline.

Der junge Mann runzelte die Stirn, er ließ ſich nicht gern mit Vorſtellungen beikommen, er war Familienoberhaupt! Und wenn's ihn gefreut hätte, auf den Händen anſtatt den Füßen einherzuwandeln, oder mit einer roten Freiheitsmütze auf dem Kopf im Park von Djiboch herumzuſpazieren, ſo ging das niemand an und war ſeine Sache.

„Ich freu' mich ja ſelbſt nicht auf den Verwandtſchaftskongreß, das kannſt du dir denken, mein lieber Willy," erwiderte die Fürſtin, „aber ein Tag wird bald überſtanden ſein!"

„Ein Tag!... Von fünfundzwanzig Onkeln und Tanten bleiben wenigſtens die Hälfte acht Tage, — aber ich werde meine Vorſichtsmaßregeln treffen! Sobald der Onkel Kardinal abſolviert iſt, hab' ich unaufſchiebbare Geſchäfte und reiſ' ab."

„Das kannſt du dann halten, wie du willſt, wenn du nur den einen Tag ſtandhältſt," erwiderte die Fürſtin-Witwe gezwungen lachend. Es war ihre Politik, die

Sonderbarkeiten des jungen Fürſten immer ins heitere Licht zu ziehen, ihnen den Charakter eines guten oder ſchlechten Scherzes aufzuzwingen. „Jetzt handelt ſich's noch um die Wirtſchaftsfrage," ſagte ſie. „Der Koch iſt famos, er will ſich ſofort mit verſchiedenen Kollegen in Korreſpondenz ſetzen, um neue Rezepte aus ihnen herauszupreſſen. Die Rezepte müſſen natürlich alle ausprobiert werden, denn, wie ſich der gute Volauvent ausdrückt, il y a toujours des jalousies d'artistes — die Herren könnten ihm eine Falle ſtellen — behauptet er. Vorteil wird er ja doch immerhin aus ihren Ratſchlägen ziehen. Um das, was er an Aushilfe braucht, kümmert er ſich ſelbſt, aber der Studniczka (der Haushofmeiſter) meinte, er brauchte außer dem gewöhnlichen Perſonal wenigſtens noch acht Diener mehr beim Servieren."

„Mein Gott, ſo ſoll er ſie ſich verſchaffen beim Stallperſonal und beim Forſtperſonal — er ſoll nehmen, was er braucht — was gut gewachſen iſt, was hübſche Figur macht," erklärte der junge Fürſt gleichgültig; dann plötzlich lebhafter werdend, ſetzte er hinzu: „Vor allem werd' ich den Franz aviſieren, der iſt dazu wie geſchaffen."

„Der Wranny?" wiederholte die Fürſtin Karoline, unangenehm berührt.

„Ja, den mein' ich natürlich, er iſt ein hübſcher Burſch', und bei der Dienerſchaft halt' ich darauf!" Der junge Fürſt reckte ſich ein wenig, aus ſeinen ſchmalen, halbgeſchloſſenen Augen beobachtete er die Gräfin Irene, deren Antlitz ſich mit einem Male ſeltſam verändert hatte.

Sie begegnete ſeinem Blick hochmütig und zornig. „Den Franz möchteſt du ſervieren laſſen?" fragte ſie ſcharf.

„Warum nicht?“

„Weil das die unnütze Herausforderung und Demütigung eines anständigen Menschen bedeuten würde, der, solange du ihn ordentlich behandelst, jeden Augenblick bereit wäre, für dich oder irgend ein Mitglied deiner Familie durchs Feuer zu gehen,“ erwiderte die Gräfin Irene mit leicht erhobener Stimme und blitzenden Augen.

„On ne lui en demande pas tant,“ erklärte gedehnt der junge Fürst, der trotz seines sonstigen, häufig sogar mit Vorliebe hervorgekehrten Bildungsmangels geläufig und mit einem vorzüglichen Accent französisch sprach, „on ne lui en demande pas tant — durchs Feuer zu gehen braucht er nicht für mich, aber die Schüsseln kann er bei mir auftragen. Der Kerl ist seit einiger Zeit voll Prätensionen und Flausen — il faut lui rabattre le caquet!“

Gräfin Irene verschränkte die Arme über die Brust und runzelte die Stirn. „Das nenn' ich einfach unnütze und willkürliche Tierquälerei!“ rief sie.

Eine linkische Pause trat ein. Die Fürstin Karoline war die erste, die etwas sagte und zwar: „Iren' hat recht, Willy, du kannst einen Menschen nicht zwingen, Lakaiendienste zu verrichten, der sein Examen brillant bestanden und das Recht zum Freiwilligenjahr erworben hat. Verzeih mir, daß ich dir das vorstelle, aber es wäre nicht nur unzart, sondern auch unklug. Er würde dir vielleicht gehorchen, aber jedenfalls würdest du dir das Herz eines braven Dieners — Dieners im besten, höchsten Sinn des Wortes — für immer abwendig machen!“

„Dieners . . .! ja wahrlich — er läßt sich jetzt von

mir unterſtützen, und bis er ſein Freiwilligenjahr abſolviert hat, wird er ſich wo anders ein Unterkommen ſuchen," ereiferte ſich der Fürſt; „er wird ſich hüten, hier zu dienen, wo jeder Reitknecht im Stall das Recht hat, ihn zu duzen. Pah! Wenn die Leute einmal orthographiſch ſchreiben können, wiſſen ſie nicht mehr, wo ſie vor Hochmut hin ſollen. Uebrigens, der Wunſch meiner ſchönen Couſine iſt mir Befehl" — mit einer etwas ironiſchen Verbeugung gegen die Gräfin Irene — „ich beſtehe nicht auf die Dienſte des Franz, in dieſem Fall gilt mir einer wie der andre, und ein gut gewachſener Reitknecht wird wohl ſeine Stelle vertreten können!"

*

Die Ferdinand Derzheims waren aus Luſchitz herübergekommen, um den Abend in Djiboch zuzubringen. Fürſt Felix wurde erwartet. Alle drei ſollten über Nacht bleiben.

Es war jetzt ſieben Uhr abends, die Herrſchaften ſaßen neben dem Schloßportal in dem Schatten, den das Schloß um dieſe Zeit über den ſich davor ausſtreckenden Kiesplatz warf. Auf bequemen, biegſamen Blechſtühlen ſaßen ſie um einen weißlackierten Gartentiſch herum, die beiden alten Damen und das fürſtlich Ferdinand Derzheimſche Ehepaar. Der Fürſt rauchte, und die beiden alten Damen ſtrickten.

Der junge Fürſt ging indeſſen unruhig auf und ab und blickte über den großen runden Raſenplatz hinüber, aus dem der Waſſerſtrahl der roſenumſäumten Fontaine in den Himmel ſchoß.

„Wen erwarteſt du denn, Willy?" fragte ihn die Fürſtin Benedikta.

„Die Iren' — ich begreife nicht, wo sie bleibt," erwiderte der Fürst.

„Ah, ist die noch hier ... ich dachte, sie habe euch bereits verlassen."

„Nein, sie ist noch bei uns, sie ist ausgeritten," erwiderte der Fürst, „und ich frage mich, wo sie bleibt."

Wieder starrte er über den runden Rasenplatz in die grünen Laubbogen der Lindenallee hinein.

Die Sonne stand schon tief, der untere Teil der Lindenäste glänzte wie in Gold eingetaucht, und auf dem roten Kiesweg schimmerten mitten zwischen dunkeln Schatten helle Flecken von Sonnenschein.

„Ah! und mit wem reitet sie denn?" fragte die Fürstin Benedikta, „mit dem alten Stallmeister?"

„Mit dem Stallmeister? — der hält sich ja auf keinem Pferd mehr," entgegnete mürrisch der Fürst, „mit dem Franz reitet sie — mit dem Wranny."

Die Brauen der Fürstin Benedikta nahmen eine recht bedeutungsvolle halbrunde Form an.

„Das ist doch der kleine Jäger, der damals mit uns Lawn Tennis gespielt hat?" fragte sie. „Kann der auch reiten, das scheint ja ein Teufelskerl zu sein!"

„O ja, reiten kann er; die Art, wie er's versteht, beweist, daß er sich sein Lebtag recht ungeniert auf unsern Pferden herumgetrieben hat," brummte das jugendliche Familienoberhaupt. „Man ist nicht umsonst der Neffe des Stallmeisters — ich war ja nur der Sohn des Fürsten!"

„Aber Willy, wie kannst du ..." mischte sich die Fürstin Karoline ins Gespräch.

„Du weißt am besten, daß ich recht habe, Tante

Karolin'!" ſchnitt ihr der junge Fürſt das Wort ab, „der Wranny" — der Name bezog ſich diesmal auf den Stallmeiſter — „hat viel Zeit verloren mit der Sportserziehung ſeines lieblichen Neffen."

„Das muß ich zugeben," beſtätigte die alte Dame humoriſtiſch, „er hat ſich einmal mir gegenüber geäußert: ‚Wenn ich die Prinzen hätte ſo kopfſtücken dürfen wie meinen Neffen, das wären Reiter geworden!'"

„Was das anbelangt," warf der Fürſt verdrießlich ein, „ſo wird's mit dem Kopfſtücken ſeines heißgeliebten Neffen nicht ſo weit her geweſen ſein. Uebrigens, gekopfſtückt oder nicht, nehm' ich's im Reiten mit dem Herrn Franz noch auf, trotz meines Gewichts. Aber er reitet immerhin ganz ſauber; wenn ich das nicht gewußt hätte, hätt' ich ihm die Iren' nicht anvertraut."

„Iſt ſie zufrieden mit ihm?" fragte mit beſonders träger und gedehnter Ausſprache die Fürſtin Benedikta.

„Es ſcheint," erwiderte grollend der junge Fürſt.

„Sie ſagte mir neulich, daß er ſehr verläßlich und aufmerkſam ſei," nahm die Fürſtin Karoline das Wort. „Er kennt die ſchönſten reitbaren Wege in der Gegend, iſt ſehr vorſichtig und probiert jedesmal das Pferd, das Irene reiten ſoll, ehe ſie es beſteigt. Da unſre Irene keine Reiterin erſten Ranges iſt, ſo ſchätzt ſie das an ihm."

„Na, es hat alles ſeine zwei Seiten," brummte der Fürſt, „und die Schattenſeite der Sache iſt, daß in den Augen des guten Franz mein ganzer Marſtall nur noch für meine ſchöne Couſine Irene zu exiſtieren ſcheint. Er hetzt mir ein Pferd nach dem andern ab, um es in eine genügend fromme Gemütsart zu verſetzen, damit

es die Comteſſe reiten oder damit er die Comteſſe darauf begleiten kann. Denn, wenn er neben ihr reitet, braucht er auch ein Pferd, das geht wie ein Lamm. Natürlich, wenn man die ganze Zeit über Litteratur und Philoſophie Abhandlungen hält, kann man kein Pferd reiten, das die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Neulich kam ich in den Stall und ſah ein Pferd, das ... aber da ſind die Herrſchaften! Scheinen ſich ja recht gut zu amüſieren!"

In der That ritten die beiden nebeneinander und plauderten.

Die Fürſtin Benedikta ſtreckte ein wenig den Hals vor und ſetzte ihr Lorgnon an die Augen. „Man muß ſagen, das Reiten bekommt Irene ausgezeichnet," rief ſie, „ich habe ſie noch gar nicht ſo friſch und animiert geſehen!"

„Ja, 's bekommt ihr gut," beſtätigte die Fürſtin Karoline.

„Und der Wranny iſt wirklich merkwürdig," fuhr die Fürſtin Benedikta fort, „wie der zu Pferd ſitzt! Man merkt ihm den Büchſenſpanner gar nicht an, 's iſt doch ein bildſchöner Menſch!"

Fürſtin Benedikta ſtreifte mit einem boshaften Blick den jungen Fürſten, deſſen Geſicht einen unangenehmen, böſen Ausdruck angenommen hatte.

„Kommt ihr endlich?" rief er den beiden entgegen.

Alle Anweſenden erſchraken über den unpaſſenden Plural.

Irenens Brauen zuckten.

„Du könnteſt doch wirklich eine Uhr mitnehmen, Franz, und pünktlich ſein," ſchrie der Fürſt.

Franz Wranny war indeſſen abgeſeſſen und hatte die beiden Pferde bei den Zügeln genommen, während der junge Fürſt die Gräfin Irene herunterhob. Es war das erſte Mal, daß er ihr dieſen Ritterdienſt erwies.

„Der Franz iſt nicht im Fehler, er meldete mir, daß es Zeit ſei umzukehren," verteidigte die junge Gräfin ihren Begleiter; „ich konnte mich nicht entſchließen umzukehren — es war zu ſchön!" Ihre Stimme klang rein und weich wie immer, aber es war ein ſeltſames, unheilkündendes Vibrieren darin.

Die ſchmalen Augen des jungen Fürſten funkelten noch zorniger. Ohne auf ihre Worte irgend etwas zu erwidern, wendete er ſich ein zweites Mal dem jungen Forſtmann zu: „Ich hab' übrigens ein Hühnchen mit dir zu pflücken," fuhr er ihn an; „als ich neulich in den Stallhof kam, ſah ich den Parſival, der gerade in einem Zuſtand herumgeführt wurde — in einem Zuſtand! ... und man ſagte mir, daß du ihn ſo verhetzt habeſt!"

Franz war totenblaß geworden. „Durchlaucht," entgegnete er heiſer, „das Pferd iſt ſo heftig, daß ich es am Vormittag abgaloppieren mußte, um nachmittags die Comteſſe darauf begleiten zu können. Uebrigens werden die Pferde alle zu wenig geritten."

„Wirſt du mir auch noch antworten? Das werd' ich mir ausgebeten haben!" ſchrie jetzt geradezu der Fürſt. „Abgaloppieren mußteſt du das Pferd ... ich kann dir nur ſagen, einen Reitknecht, der mir ein Pferd in dem Zuſtand nach Hauſe bringt, jag' ich auf der Stelle fort! Auf eines meiner Pferde ſetzeſt du dich in dieſem Leben nicht mehr!"

Stumm hatten die Anwesenden der peinlichen Scene beigewohnt. Es war keiner unter ihnen, von dem phlegmatischen Fürsten Ferdinand angefangen, der sich nicht unangenehm davon berührt gefühlt hätte.

Franz Wranny sah starr vor sich hin, als ob er von einem Schlag auf den Kopf betäubt worden wäre. Plötzlich richtete er sich auf. Aus seinen Augen sprühten Flammen, und ein Zucken durchlief seine Schultern. Ein böses Wort brannte ihm auf den Lippen.

Ehe er es gesprochen, trat die Gräfin Irene auf ihn zu und reichte ihm die Hand. „Adieu, Franz, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen noch vielmals!“ sagte sie. Er beruhigte sich sofort, küßte die ihm gebotene Hand ehrerbietig, dann, die beiden Pferde fester beim Zügel fassend, schritt er der Richtung des Stallhofs zu.

„Die ewige Handküsserei von dieser Art Leuten ist mir unausstehlich,“ grollte der Fürst, „ich möchte wissen, wann man ihnen endlich die asiatische Sitte abgewöhnen wird!“

„Hättest du's vielleicht passender gefunden, Willy, wenn der Jäger Irenen die Hand einfach geschüttelt hätte?“ bemerkte mit einem malitiösen Lächeln die Fürstin Benedikta.

„Ich hätt's vielleicht passender gefunden,“ grollte der Fürst, „wenn . . .“

Ein dunkler Blick aus den Augen der Gräfin Irene veranlaßte ihn zu verstummen. Ohne ein Wort weiter zu sagen, ging sie jetzt an ihm vorüber ins Schloß.

„Ich finde, daß du dich bei Irene hättest bedanken sollen dafür, daß sie dir und uns allen eine höchst peinliche Kulmination dieses unangenehmen Auftritts er-

ſpart hat," bemerkte die Fürſtin Karoline. „Mit dem jungen Menſchen war nicht zu ſpaßen!"

„Ein rabbiater Kerl muß das ſein," murmelte der Fürſt Ferdinand, „ich wollte nichts mit ihm zu thun haben!"

„Es läßt ſich nicht leugnen, daß er diesmal ausgiebig gereizt worden iſt," bemerkte trocken die Fürſtin Karoline.

Der junge Fürſt blickte von einem der Anweſenden zum andern, aber es ſchien keiner unter ihnen geneigt, ſich ſeiner Verteidigung anzunehmen.

Nicht einmal die Fürſtin Witwe fand momentan einen mildernden Umſtand, durch den ſie das Benehmen ihres Enkels hätte in ein günſtigeres Licht rücken können. Für den Augenblick verzichtete ſie auf ſeine Verteidigung.

Fürſt Ferdinand Derzheim zündete ſich eine neue Zigarre an, um ſich eine Contenance zu geben, und die Fürſtin Benedikta zupfte ihre Gürtelſchleife zurecht, während die Fürſtin Karoline laut und unzufrieden mit ihren Stricknadeln herumklapperte.

Der junge Fürſt war der erſte, der das Schweigen brach. „Unverſchämt!" ſtieß er hervor, „in ſo einem Fall muß man die Zügel ſcharf anziehen, ſonſt tanzen einem die Leute auf dem Kopf! ... Komiſcherweiſe ſcheint Iren' es übel genommen zu haben, daß ich den Kerl heruntergeputzt habe."

„Das find' ich begreiflich," ſagte die alte Fürſtin Karoline trocken.

„So ... ich nicht!" brummte der Fürſt.

„Du verſtehſt Iren' überhaupt nicht," erwiderte ihm die alte Dame, die ſich bekanntlich nie ſcheute, ihm ihre Meinung ins Geſicht zu ſagen.

„Nun — ich glaube . . .“ ſtieß er hervor . . . „ich glaube . . . ich verſtehe ſie beſſer als ihr alle!“

* * *

Der Tag war vorüber, die Herrſchaften hatten ſich in ihre Appartements zurückgezogen. Der junge Fürſt lag bereits laut ſchnarchend in ſeinem Bett, etwas träge von dem ziemlich ausgiebigen Genuß einer Pfirſichbowle, mit der er ſich nach dem Souper im Billardzimmer erfriſcht, wo er nicht Billard, ſondern um ziemlich hohe Einſätze mit dem Fürſten Ferdinand Ecarté geſpielt hatte.

Die Fürſtin Witwe unterzog die beſondere Unliebenswürdigkeit ihres Enkels einer ſchmerzlichen Betrachtung. Alle ihre Söhne waren ſtets ſo rückſichtsvoll, überhaupt von beſonders weicher und edler Gemütsart geweſen, der Vater Willys womöglich mehr als die andern. Warum war denn Willy ſo ſehr aus der Art geſchlagen? Sie kam zu der Ueberzeugung, daß die Vererbungstheorie bis jetzt recht traurige und klaffende Lücken aufzuweiſen habe, über die ſtatiſtiſche und andre Beweiſe noch keine Brücken zu ſpannen vermocht hatten. Weiter wurde ihr recht unangenehm klar, daß es mit der Verlobung Irenens und des Fürſten eine ziemlich unſichere Sache ſei und daß, wenn die Dinge ſo weiter gingen, es doch noch zwiſchen ihr ſelbſt und dem Enkel zu einem Bruch kommen mußte.

Die Fürſtin Karoline, die ſehr unruhig war, horchte geſpannt auf das leiſe Pochen an ihrer Thüre, das ihr allabendlich den Beſuch ihrer Nichte Irene ankündigte. Das Pochen erfolgte, aber nicht der Beſuch des jungen Mädchens. Es war der Fürſt Felix, der bei ſeiner Tante eintrat.

Seine Ankunft in Djiboch war nach der peinlichen Scene, die sich vor dem Schloß abgespielt hatte, erfolgt. Er hatte die sämtlichen Anwesenden verstimmt gefunden, und besonders waren ihm die finstern Augen seiner Lieblingsnichte Irene aufgefallen.

Im Laufe des Abends hatte sie erklärt, daß sie bereits am nächsten Tag abzureisen beabsichtige, und sie hatte sich etwas früher zurückgezogen, als die andern, unter dem Vorwande, das Einpacken selbst zu beaufsichtigen.

Der Fürst Felix hatte sich bei seiner Tante eingefunden, um sie zu fragen, was denn eigentlich vorgefallen sei.

Die Fürstin Karoline schilderte ihm den unangenehmen Auftritt zwischen dem jungen Fürsten und Franz Wranny.

Etwas vorgebeugt in einem grünen Sammetfauteuil sitzend, den Ellbogen auf dem Knie, den Kopf in der Hand, hörte Felix Derzheim zu.

Als die alte Dame ihre Mitteilungen beendet hatte, blieb er noch eine Weile stumm, dann, aus tiefem Nachdenken heraus, bemerkte er: „Da muß entschieden etwas veranlaßt werden, die Position des armen Wranny ist unhaltbar geworden in Djiboch. Ich habe es kommen sehen und hätte mich energischer bemühen sollen, einer Katastrophe vorzubeugen. Daß sie in dieser Form eintreten würde, hatte ich nicht erwartet."

„Es war eine abscheuliche Scene," sagte die Fürstin Karoline, „ich für meinen Teil möchte ein andermal lieber einer Hinrichtung beiwohnen als einem ähnlichen Auftritt."

Der Fürſt fuhr ſich über die Stirn, dann zornig die ſchmale, etwas magere Fauſt ballend, rief er aus: „Wie hat ſich denn Willy ſo weit vergeſſen können! Ich hätte ihm viel zugetraut, aber das doch nicht!“

Die alte Dame glättete unruhig die violetten Moiré-antique-Falten auf ihrem Schoß.

„Wenn ich dir die reine, peinliche Wahrheit eingeſtehen ſoll ... was ich für die Wahrheit halte,“ begann ſie: „ſo war's die Eiferſucht, die Willy aufgeſtachelt hat ... ja die Eiferſucht!“

Fürſt Felix Derzheim zuckte zuſammen. „Aber das iſt ja eben das Abſcheuliche dabei,“ erwiderte er; „Irenens wegen hätte er ſich beherrſchen ſollen. Natürlich mußte ſie ihm ſeine Grauſamkeit übelnehmen, eine ſolche Ungerechtigkeit fordert die Großmut jedes anſtändigen Menſchen heraus, aber ſie werden ſie falſch beurteilen — alle werden ſie falſch beurteilen — es wird Klatſchereien geben. Meine arme Iren'! Sie konnte nie ein Tier quälen ſehen, viel weniger einen Menſchen! Ich erinnere mich noch an ſie, wie ſie als fünfjähriges Kind mit den Füßchen ſtampfte und Thränenſtröme vergoß, weil jemand einen Hund vor ihr geſchlagen hatte. Aber das verſtehen ja die andern nicht.“

Die Fürſtin Karoline ſchwieg.

„Reiten darf ſie nicht mehr mit dem Franz, auch jeden Verkehr mit ihm und ſeiner Mutter muß ſie ſtreng meiden, das geht nicht anders,“ fuhr der Fürſt fort.

„Nach dem, was ſie mir heute abend zu verſtehen gab, ſcheint ſie morgen abreiſen zu wollen,“ erklärte die Fürſtin Karoline.“

„Doch nicht ſo Knall und Fall, das iſt unmöglich!“ ereiferte ſich Fürſt Felix, „den Beſuch Raimunds muß ſie noch abwarten. Dann ſoll ſie gehen, je eher je beſſer! Sobald nur ein wenig Gras über die Geſchichte gewachſen iſt, ſoll ſie gehen, aber die paar Tage muß ſie noch bleiben. Sieh doch hinüber zu ihr, ſie hat noch Licht, die beiden Fenſter im rechten Flügel ums Eck herum, das ſind doch die Fenſter ihres Zimmers, die ſind noch hell!“

Die alte Fürſtin ſeufzte. „Wenn du's verlangſt, will ich's thun,“ erklärte ſie, „aber es iſt nicht gut, Schlafwandelnde zu wecken!“

„Schlafwandelnde!“ der Fürſt wiederholte das Wort langſam, dann zog's wie ein Schüttelfroſt durch ſeinen Körper. „Schlafwandelnde! Du meinſt doch nicht ... du kannſt doch nicht meinen, daß Iren' ... für den Burſchen ...“ — der Fürſt ſprach die Worte ſo leiſe, als ob er Angſt hätte, die Fliegen könnten ſie hören, die durch das Zimmer ſchwirrten — „eine Neigung hat?“

Die Fürſtin zuckte die Achſeln. „Es giebt Gefühle, die man nie beim Namen nennen ſollte, weil ſie ſo beſonderer Natur ſind, daß kein allgemein gültiger, Jahrhunderte alter Ausdruck ſie richtig bezeichnen kann. Neigung ... Neigung! Was ſie für den Burſchen empfindet, iſt vorläufig ein Gemiſch von Sympathie und Mitleid, die er beide im vollſten Maße verdient. Unedles iſt dabei nichts. Mein Gott, woher ſollte aus ihrer Natur etwas Unedles herauskommen? Unſre Gefühle verarbeiten doch nur den pſychologiſchen Rohſtoff, den ſie vorfinden, und es iſt nun einmal kein gemeiner Faden in der armen Iren'. Ihr Gefühl iſt

denke ich, äußerst harmlos, solange sich nämlich Iren' seiner nicht bewußt geworden ist! Kommt sie zum Bewußtsein, nun, dann dürfte sie eine unangenehme Zeit durchmachen!"

„Aber Tante Karolin', das ist ja entsetzlich!" sagte, immer halblaut redend, der Fürst. „Hast du's denn nicht kommen sehen?"

„Wie hätte ich sollen? So etwas liegt ja abseits von allen Vermutungen; gestern tauchte zum erstenmal eine Ahnung von der Sache in mir auf," seufzte die alte Fürstin. „Vielleicht nahm ich's auch da noch zu leicht. Erst die grünen Augen Benediktas haben mich heute darüber aufgeklärt, in welchem Licht die überspannten Gefühlsfeinheiten meines armen Lieblings der Welt erscheinen könnten."

„Aber was ist zu thun? Man muß sie doch schützen vor der Welt und vor sich selbst. Wir müssen überlegen, auf welche Weise das am besten zu bewerkstelligen ist."

Die alte Dame schwieg nachdenklich. Nach einer Pause begann sie: „Meiner Ansicht nach wäre alles gewonnen, wenn sie sich beruhigen könnte, ehe sie sich ihres Gefühls bewußt wird. Laß sie in Gottes Namen abreisen, Felix. Das bißchen Geklatsch wird sich ja doch legen, wenn die Leute sehen, daß gewichtige Persönlichkeiten auf ihrer Seite stehen. Keiner wird mehr etwas über sie sagen, wenn er fürchten müßte, sich's mit uns dadurch zu verschütten. Ja, laß sie abreisen, laß sie meinetwegen sogar Abschied nehmen von ihm, ich selbst will sie morgen in die Försterei begleiten, und dann gieb ihr die Ueberzeugung mit, daß sich jemand ihres armen Schützlings annehmen wird, wenn sie fort ist, daß der

Verſtoßene Freunde hat, die ihn ſchätzen und achten und die ihm helfen werden, ſeinen Weg zu machen in der Welt!"

„Eigentlich haſt du recht, Tante Karolin', ich glaube, daß du recht haſt. Wo ſich's um Gemütsſachen handelt, müſſen wir Männer immer von euch lernen! Wenn du mit ihr ſprichſt, ſo kannſt du ihr die Verſicherung geben, daß ich dem Burſchen zu nützen trachten werde, wo ich kann."

„Das wird ihr ein großer Troſt ſein," erklärte die Fürſtin.

„Den wollen wir ihr bieten, und dann laſſen wir ſie in Gottes Namen reiſen," ſagte er ernſt; hierauf küßte er der alten Dame ehrerbietig die Hand und zog ſich zurück.

* * *

Aber die Gräfin Irene reiſte nicht ab, es war gar nicht mehr die Rede davon, und das hatte ſeine eigne Bewandtnis. Eine andre Hand hatte die Operation unternommen, vor der ſich die feinfühlende Fürſtin Karoline ſcheute. Und die Operation war mißglückt, das heißt, ſie hatte gerade jene Folgen heraufbeſchworen, denen vorzubeugen ſich die Fürſtin Karoline am meiſten bemüht hatte.

Die Fürſtin Benedikta, etwas aufgeregt von einer lebhaften Debatte mit ihrem Gemahl, hatte dieſen ſeinem Schickſal und einer ausführlichen Betrachtung über die Leiden und Freuden des Eheſtandes überlaſſen und ſich indeſſen bei Gräfin Irene zu einem „Gute Nacht-plauſch" aufgehalten, und das mochte wohl der Grund

gewesen sein, warum Irene diesen Abend nicht an die Thüre ihrer lieben alten Freundin geklopft hatte.

Als die Fürstin Benedikta das Schlafgemach Irenens betreten, hatte sie darin zwei große Koffer mit zurückgelehnten Deckeln erblickt, die bereits zur Hälfte mit Kleidungsstücken angefüllt waren. Es schien mit den Reiseabsichten der jungen Dame Ernst zu sein. Auf allen Sesseln und Tischen lagen Stiefelchen, seidene Strümpfe, Hut- oder Handschuhschachteln, und inmitten dieses Wirrwarrs wanderte Irene auf und ab mit langen, zornigen Schritten in einem schleppenden weißen Peignoir und mit aufgelöstem Haar, an dem sie mit einem Schildplattkamm herumzerrte.

„Stör' ich?" fragte die Fürstin Benedikta.

„Ach nein, ich kann ja ohnehin nicht schlafen, die Meta hab' ich ins Bett geschickt, die kann morgen früh zu Ende packen, ich hab' indessen meinen Schmuck, das bißchen, das ich mitgenommen hatte, in die Reisetasche gesteckt," erwiderte Irene. Sie hatte eine Antipathie gegen die Fürstin Benedikta, der sie, jung und keusch, wie sie war, ihren bewegten Lebenswandel verargte. Die Fürstin störte sie sehr, und der Ton, in dem sie ihr das Gegenteil versicherte, war keineswegs liebenswürdig.

„Also ist's Ernst mit der Abreise, Trotzkopf?"

Die Fürstin Benedikta faßte, die Kühle des Willkomms ignorierend, das junge Mädchen neckend beim Kinn. Sie ließ sich's nie anmerken, wenn sie sich durch die Zurückhaltung einer Mitschwester unangenehm berührt fühlte.

„Natürlich ist es Ernst, ich laff' mich nicht so be-

handeln, unter keiner Bedingung!“ Die Augen der jungen Gräfin sprühten Feuer, sie zerbrach den Kamm, womit sie soeben noch ihr Haar gestrählt hatte, in zwei Stücke.

„Dich so behandeln! . . . Iren'!“ Die Fürstin schob spöttisch lächelnd die Brauen in die Stirn, „wer ist dir denn zu nahe getreten?“ fragte sie gedehnt.

„Wer? Willy, natürlich — das ging ja doch mich an — es war ja für mich, daß der arme junge Mensch die Pferde abgehetzt hatte, es ist ja gut, wenn sie irgend jemand reitet, Willy ist einfach zu faul dazu!“

„Irenerl, du gehst zu weit!“ meinte Benedikta. Sie hatte sich jetzt neben den Schreibtisch des jungen Mädchens gesetzt und spielte mit einem japanischen Falzbein.

„Die Herren sind manchesmal unnötig empfindlich, wenn es sich um ihren Marstall handelt.“

„Empfindlich . . . es giebt keinen Menschen auf der Welt, der Willys Pferde mit größerer Sorgfalt reitet, als es der arme Franz thut,“ versicherte Irene treuherzig, „und er hat Verständnis für Pferde, er behandelt sie gut, aber . . .“ Die junge Gräfin strich sich mit beiden Händen den schweren Reichtum ihres goldenen Haares von den Schläfen zurück, „aber — wenn er auch nichts davon verstände . . . wenn er einen Fehler begangen hätte . . . im Vergleich mit Willy bin ich arm, bettelarm, aber lieber hätte ich mir meinen ganzen Marstall krumm und lahm reiten lassen, ehe ich mich vergessen hätte, einen braven, ehrlichen Menschen vor Zeugen so herunterzudonnern, so zu kränken! Und einen, der Willy gegenüber wehrlos war! — O, wie schwül es ist, ich ersticke!“ Die junge Gräfin

riß das Fenster auf und blickte hinunter in den Park.

Ein trockener, durstiger Wind ziſchelte in den Bäumen, durch die es wie heiße Fieberſchauer hinzog. Der Mond ſtand am Himmel voll und glänzend, die ſich windenden und drehenden Blätter ſchimmerten unruhig in ſeinem Licht.

„Es iſt auch gar keine Ausſicht vorhanden, daß ſich das Wetter ändert," meinte die Gräfin Irene, „ich werde einen ſehr unangenehmen Reiſetag haben!"

Immer noch ſchauderten unten die Bäume. Manches Mal ächzten ſie auf, und dann erſtarb das laute Aechzen von neuem zu demſelben unruhigen, ziſchelnden Schaudern.

„Hm! wohin willſt du denn eigentlich reiſen?" fragte die Fürſtin Benedikta, indem ſie anſcheinend ganz gleichgültig mit dem Papiermeſſer einen Roman von Cherbuliez aufzuſchneiden begann, der auf dem Schreibtiſch lag.

„Zu meiner alten engliſchen Gouvernante nach Guernſey," erwiderte raſch Irene.

„So, alſo bis an das andre Ende der Welt willſt du reiſen, nur weil dein Vetter einen vorlauten Büchſenſpanner etwas zu heftig heruntergeputzt hat? Meinſt du nicht, daß dieſe Thatſache doch einen ſonderbaren Eindruck machen dürfte auf das Publikum?"

„Ich verſtehe nicht, was es das Publikum angehen ſollte, ob, wann und wohin ich reiſe," erwiderte hochmütig Irene.

„Das Publikum geht's gar nichts an, wohin du reiſeſt, aber dich könnte es allenfalls etwas angehen, was das Publikum über deine überſtürzte Abreiſe ſagt,"

bemerkte trocken die Fürstin. Sie hatte einen hellen Kopf und wußte sich in schwierigen Verhältnissen zu orientieren. Diesem Umstand ist es beizumessen, daß bis dahin ihr Lebensschiffchen noch nie an einer der vielfachen Klippen, zwischen denen sie es herumzutreiben liebte, gescheitert war.

„Und was könnte denn das Publikum über meine Abreise sagen?"

„Nun, nicht viel Schlimmeres, als daß du dir ... das Schicksal eines einfachen Büchsenspanners etwas allzusehr zu Herzen nimmst."

„Benedikta!" rief Irene empört.

Die Fürstin Benedikta klopfte mit dem Falzbein den Rhythmus des Radetzkymarsches auf das Titelblatt von ‚Meta Holdenis'. „Sie werden ihre Glossen machen darüber, alle, von der Dienerschaft angefangen. Aus einem der Schloßfenster haben während der schönen Scene zwei Kammerjungfern zugesehen. Ich habe sie bemerkt. Was die sich denken werden!"

„Nun, was sollen sie sich denken, Benedikta?" Ein Zucken lief durch die Wangen und Schläfen des jungen Mädchens. Dann erstarrte ihr wunderschönes Antlitz zu Stein.

Die Fürstin Benedikta durchforschte das totenbleiche Gesicht sehr aufmerksam. Es stand noch mehr darin zu lesen, als sie vermutet hatte.

„Sei nur ruhig, liebes Kind," sagte sie gelassen, „ich und alle Leute, die dich näher kennen, wissen es ganz gut, daß du nicht fähig bist, dich in einen Büchsenspanner zu verlieben. So etwas ist ausgeschlossen, aber ... es sind ja nicht alle Mädchen so rein und stolz wie du.

Solche Sachen sind vorgekommen, die Leute werfen alles in denselben Topf. Sie wären im stande ... die Leute, die dich nicht kennen nämlich, eine Parallele zu ziehen zwischen deiner auf christliche Nächstenliebe gestützten Flirtation mit dem jungen Forstmann und zwischen den Abenteuern der Lili Weißenstein, die ... die ..."

„Die was?" Irene stampfte mit dem Fuß auf den Boden und starrte der Fürstin voll ins Gesicht.

„Nun, man behauptet, daß sie mit dem Leibjäger ihres Bruders ..."

„Ah!" Das junge Mädchen stieß einen kurzen, heiseren Schrei aus und hielt sich mit beiden Händen an einem Tisch fest.

Jetzt erschrak die Fürstin selbst über das, was sie angerichtet hatte.

„Ein wenig Vorsicht bringt alles ins Geleis," sagte sie. „Wie gesagt, wir werden dir etwas Aehnliches, ich meine etwas auch nur Annäherndes, nicht zutrauen, aber ... die Leute sind so dumm und so schlecht!"

Die Gräfin Irene sah so blaß, so starr, so drohend aus, daß der Fürstin Benedikta ganz unheimlich zu Mute wurde. „Gute Nacht, mein Kind ... la nuit porte conseil!" Sie streifte die Wange ihrer jungen Anverwandten mit den Lippen und ergriff die Flucht.

Die Fürstin war nicht besonders gutmütig, aber sie war auch nicht besonders schlimm. Das einzige, was sie manchmal aufregte und in Harnisch brachte, war die tadellose Reinheit eines weiblichen Wesens, der Umstand, daß dieses der Leidenschaft gegenüber gefeit erschien. Entdeckte sie dann endlich an einer solchen Frau einen

verwundbaren Punkt, so unterließ sie es nie, einen vergifteten Pfeil nach der zarten und kranken Stelle abzuschießen. Der Pfeil traf immer.

* * *

Die Gräfin Irene reiste nicht ab. Die ganze Nacht lag sie wach und kämpfte mit sich. Sie sagte sich, daß es feig und klein sei, sich von dem Gerede einer so wenig achtungswerten Frau wie Benedikta Derzheim schrecken zu lassen. Jetzt wollte sie erst recht reisen. Aber sie reiste nicht ab.

Den nächsten Morgen erschien sie beim Frühstück sehr bleich und mit geschärften Zügen, aber mit einem freundlichen Lächeln und mit vielen witzigen Entschuldigungen ihrer gestrigen Unausstehlichkeit auf den Lippen. Sie lehnte die Verantwortung für besagte Unausstehlichkeit gänzlich von sich ab und behauptete, daß eine Migräne sie so arg verstimmt hätte.

Vielleicht kam die Migräne vom Reiten, sie hatte sich in letzter Zeit zu viel damit angestrengt, und die Hitze war doch zu groß gewesen, jedenfalls wollte sie jetzt eine Weile damit aussetzen. Selbst für den jungen Fürsten fand sie ein freundliches Wort. Er solle es ihr verzeihen, daß sie seinen Marstall ein wenig angestrengt habe, meinte sie. Er küßte ihr hierauf mit einer tiefen Verbeugung die Hand, und man sprach von etwas anderm.

Die Tage vergingen, die Gräfin Irene ritt nicht mehr aus, dafür begleitete sie die Herren, ihren Vetter und den Fürsten Felix, der jetzt für längere Zeit in Djiboch zu Gaste blieb, häufig auf die Rebhühnerjagd. Fast täglich konnte man sie in einem ziemlich

kurzen, faltigen Tuchrock und derben juchtenledernen Schnürstiefelchen durch die Rübenfelder wandeln sehen. Sie verknallte ziemlich viel Pulver und Blei in die Luft hinaus. Sie traf nie etwas, aber sie knallte doch und behauptete, daß ihr die Jagd großes Vergnügen bereite, das war die Hauptsache.

Die bevorstehende Ankunft des Kardinals absorbierte übrigens für den Augenblick fast alle Interessen im Schloß und lenkte die Gedanken von den bleichen Wangen des jungen Mädchens ab.

Herrschaft und Dienerschaft waren gleichermaßen mit dem großen Ereignis beschäftigt, eigentlich die Dienerschaft doch noch mehr. Man konnte nie durch einen der drei Schloßhöfe von Djiboch gehen, ohne einem weißgekleideten Küchenjungen zu begegnen, der irgend etwas auf seinem Kopfe trug. Der Koch machte von früh bis abends Experimente, und daß man ihm einwendete, der Kardinal sei auf der Durchreise nach Karlsbad und infolgedessen wenig auf unverdauliche Delikatessen eingerichtet, kümmerte ihn nichts. Er wollte sich auszeichnen, das war die Hauptsache; ob er dem schwachen Magen des Kardinals unüberwindliche Hindernisse zu bewältigen bot oder nicht, war ihm ganz gleichgültig.

Der Gärtner beschäftigte sich mit dem Entwurf eines Teppichbeetes auf dem Rasenplatz unter den Fenstern der Gemächer, die für den Kardinal vorbereitet wurden. Man räumte ihm dieselben Zimmer ein, die er als Knabe und junger Mann bewohnt hatte. Das Teppichbeet sollte die kunstvolle Kombination eines Kardinalhutes mit dem fürstlich Derzheimschen Wappen sein. Und der Haushofmeister erlaubte sich, Ihrer Durch-

laucht eine Liste von allem zu unterbreiten, was zur Vervollständigung des Tafelinventars notwendig war. Ein Teil des wundervollen Tafelsilbers mußte aus dem Palais in Wien geschickt werden, und die Nachschaffungen an Glas, die sich als unumgänglich notwendig herausstellten, waren ganz merkwürdig umfangreicher Natur.

Jedenfalls thaten alle Hausoffizianten ihr Bestes, den hohen Ankömmling zu feiern. Alle freuten sich, daß endlich wieder einmal der Glanz des Hauses, dem sie dienten, entfaltet werden sollte. Es war so schrecklich still gelebt worden in den letzten zwanzig Jahren; seit dem Tag, an dem der Prinz Raimund die Heimat verlassen hatte, hatte man keine Feste mehr in Djiboch gefeiert.

Im Schloß wehte noch eine streng konservative Luft; die Dienerschaft wurde gut behandelt und war stolz darauf, einer fürstlichen Herrschaft zu dienen, dünkte sich mordsvornehm und sah auf alle außerhalb des Schlosses frei umherlaufenden Individuen, die nicht gerade Fürsten oder mindestens Grafen waren, herab.

Unter den den Herrschaften Fernerstehenden, die im Ort draußen und in den weiter entfernten Höfen lebten, regte sich im Gegenteil bereits der moderne Geist der Unzufriedenheit und Kritik.

Man sprach von fabelhaften Ausgaben, verblüffte sich gegenseitig mit phantastischen Summen, die man aus dem Stegreif erfunden hatte, von denen man jedoch fest überzeugt war, sie aus sicherster Quelle bezogen zu haben, weil man sie sich immer gegenseitig erzählte, und jeder vergaß, wo er seine Weisheit eigentlich hergenommen hatte. Es war ganz gewiß, daß die Trüffeln für die Pasteten allein zweihundert Gulden kosten sollten und

daß dem Fürsten jedes zugekaufte Bordeauxglas mit zehn Gulden aufgerechnet wurde.

Die beiden Fräulein Jansky, die Töchter des Direktors, die in der fürstlichen Küche seit einem Monat die höhere Kochkunst studierten, hatten das vom Koch selbst gehört.

Und die Kluft zwischen dem Schloß und der es umklatschenden Neugier war so breit, daß nie etwas von all dem Unsinn bis zu dem Schloß hinüberdrang, nie ein Verdruß heraufbeschworen wurde.

In dem kleinen Forsthäuschen am Waldsaum erfuhr man von der vorbereitenden Geschäftigkeit nichts. Es wehte eine recht traurige Luft in dem ehemals so gemütlichen kleinen Heim.

Franz Wranny war nicht mehr derselbe Mensch. Von früh bis abends saß er an dem Tisch unter den Vogelbeerbäumen, ein Buch, das er nicht las und das den Vorwand für seinen Müßiggang abgab, vor sich. Ueber das aufgeschlagene Buch hinüber spähte er nach der Richtung hin, wo die Silhouette des Schlosses starr und vornehm unter dem altertümlichen Dach über den dunkeln Wipfeln der Waldbäume aufragte. Den Tag nach seiner gräßlichen Demütigung hatte er gewartet, daß sie kommen, daß sie einem trostbringenden Engel gleich auftauchen würde in der Försterei, ihm ein freundliches, aufmunterndes Wort zu spenden und ihm zu versichern, daß er in ihrer Achtung nicht gesunken sei. Aber sie war nicht gekommen.

Hingegen war der Fürst Felix in der Försterei erschienen, hatte dem jungen Forstmann viel Aufmunterndes gesagt, ihm jedoch gleichzeitig zu verstehen gegeben,

daß in Djiboch kein rechtes Fortkommen für ihn sei, und ihm freundlich in Aussicht gestellt, daß er trachten würde, ihm bei dem Fürsten L., dem reichsten Kavalier Oesterreichs, eine Stellung zu verschaffen, sobald er, Franz Wranny nämlich, sein Freiwilligenjahr abgedient haben würde. Er hatte etwas von einem schönen Wirkungskreis gesprochen, hatte den jungen Menschen „Sie" und „Wranny" genannt, anstatt „du" und „Franz", ja er hatte ihm zum Schluß die Hand gereicht und ehrlich gedrückt wie einem der höheren Beamten.

Das war sehr schön, sehr human, aber es war nicht im stande gewesen, den gänzlich zerschmetterten jungen Menschen aufzurichten.

Das bedeutete alles dasselbe: daß es nun mit seinem Verkehr mit der Gräfin Irene für immer zu Ende war, daß es keine Brücke mehr gab, die ihn zu ihr führte.

Und so saß er da, finster und wortkarg, und brütete — brütete — und in den Nächten ging er rastlos in seinem Zimmer auf und ab. Die Mutter hörte ihn oft bis zum Morgengrauen.

Die langen Gespräche mit der Gräfin Irene hatten allerhand in ihm geweckt, das früher geschlafen hatte, und mit dem er nun nichts anzufangen wußte im Leben, sein Selbstbewußtsein, tausend Schattierungen einer neuen, berechtigten, aber für ihn äußerst schädlichen Empfindlichkeit, und vor allem die Freude an einem vollständig freundschaftlichen Gedankenaustausch mit einer durch und durch vornehmen weiblichen Natur.

Wie er sich nach ihr sehnte jede Stunde, jede Minute seines Daseins, mit jedem Pulsschlag, mit jedem Atemzug!

In den ersten wilden Stunden nach der ihm wider-

fahrenen Kränkung hatte er alles stehen und liegen lassen und fort wollen um jeden Preis. Dann hatte er nicht fort können, wie am Boden festgewachsen hatte er sich gefühlt.

Und so saß er den ganzen Tag zwischen den Vogelbeerbäumen und blickte nach dem Schloß hinüber und sehnte sich nach ihr und hoffte von Stunde zu Stunde, daß sie komme und ihm und seiner Mutter das Almosen ihrer Teilnahme spenden würde.

Aber sie kam nicht!

Und ein Tag kam, wo er zu hoffen aufhörte. Er war ihr auf der Straße begegnet. Sie kehrte von der Jagd nach Hause zurück mit dem jungen Fürsten und der Fürstin Benedikta. Als er sie grüßte, antwortete sie steif und kalt, ohne ihn anzusehen. Sein Glauben an sie, seine Verehrung für sie waren so stark, daß er die Veränderung ihres Wesens nicht einen Augenblick auf niedrige Gründe zurückführte. Daß sie plötzlich hochmütig geworden sein könne, fiel ihm gar nicht ein; nein, er war überzeugt, jemand müßte ihn ihr gegenüber verleumdet haben — und die Verzweiflung packte ihn, weil ihm jede Möglichkeit fehlte, sich ihr zu nähern, sich ihr gegenüber zu verteidigen.

Von da an war er ganz vernichtet. Er rührte sich nicht mehr aus der Försterei, außer um lange, ermüdende Ritte auf dem „Totschläger" zu machen, der immer toller und aufgeregter wurde und sich immer schwerer von ihm bändigen ließ. Er reitet das Pferd, als ob er's darauf abgesehen hätte, sich von ihm den Hals brechen zu lassen, sagten die Leute. Seine Mutter, die erraten hatte, was in ihm vorging, schlich um ihn herum, stumm und leise,

vorſichtig, wie um einen Kranken, dem man fürchtet, durch eine Berührung, durch ein Geräuſch wehe zu thun. Sie redeten nicht mehr miteinander, Mutter und Sohn. Sein Herz war zu ſchwer. Etwas Wohlthuendes fand er nicht mehr, das er ihr hätte ſagen können, und ihr etwas Bitteres zu ſagen, ſeinen Schmerz auf ſie abzuwälzen, dazu war er ein viel zu anſtändiger Menſch. Er behielt ſeine Qual für ſich; und ſie, ſie wußte, daß ſie über kein Wort gebot, das im ſtande wäre, etwas von ſeiner Laſt zu erleichtern, ſie wußte, daß er ihr Mitleid als einen Tadel, als ein vorwurfsvolles Hindeuten auf ſeine Unvernunft und Schwäche empfinden würde. Die Unvernunft und Schwäche, die er vor der ganzen Welt hätte verbergen mögen — vor der ganzen Welt und vor ſich ſelbſt!

So that ſie lieber, als ob ſie nichts ſähe. Nur wenn das Mitleid ſie gar zu heftig ergriff, trat ſie mit einer leiſen Liebkoſung an ihn heran. Da war's ihm jedesmal, als ob ihn an einem beſonders kalten Wintertag ein Sonnenſtrahl ſtreife. Er hob den Kopf, lächelte ihr zu, wollte ein Wort ſagen, doch ehe er's gefunden hatte, war ſie fort.

Vielleicht möchte man denken, daß es zwiſchen einer einfachen Frau aus dem Volk und einem jungen Menſchen, der ſich, faſt ohne zu ahnen, wie es gekommen war, ein vielſeitiges, wenn auch lückenhaftes Wiſſen angeeignet hatte, nie einen ausgiebigen Geſprächsſtoff hätte geben können. Aber dem war nicht ſo. Alles was ſie anging, alles womit ſie ſich beſchäftigte, intereſſierte ihn. Des Plauderns war ſonſt kein Ende geweſen zwiſchen ihm und ihr. Er liebte

sie leidenschaftlich, betete sie geradezu an, seine Mutter.

Die Luft, die er atmete, erschien ihm leichter, das Leben schöner, glückversprechender, sobald sie sich in seiner Nähe befand.

Es war so gewesen, als er noch in den Kinderschuhen steckte, es war so geblieben, als er auf die Forstakademie in Weißwasser kam.

Wenn er zu den Ferien nach Hause zurückkehrte, machte er jedesmal jauchzend einen Freudensprung über die Schwelle der alten Försterei in die Arme der Mutter.

Wie der reinste Sonnenschein leuchtete es in das alte Häuschen hinein, selbst wenn er mitten im Winter zu den Weihnachtsferien hereinstürmte, wurde es hell und warm darin, sobald er erschien, so hell und warm, daß, wie's die arme Mutter oft behauptete, ihr jedesmal zu Mute gewesen war, als habe der Frühling den Winter übersprungen und die Bäume müßten plötzlich zu blühen anfangen.

Er kam immer ganz früh am Morgen von der Bahn nach einem langen Spaziergang, ein klein wenig müde und sehr hungrig.

Wie war das Heimkommen schön!

Nachdem sich die Mutter satt geliebkost und bewundert hatte an ihm, setzten sie sich beide zum Frühstück, und er fing an, sie über alles, was sich im Lauf seiner Abwesenheit zugetragen hatte, auszufragen, und dabei sprach er recht tapfer den für ihn vorbereiteten Leckerbissen zu, und dann fing er von seinen eignen Erlebnissen zu erzählen an und fand dazwischen immer ein freundliches Wort für die kleine Magd, die der Mutter die Wirt-

ſchaft beſorgen half, ein Mädchen von kaum vierzehn Jahren, das ihn aus großen, runden Augen anſtarrte mit einer Andacht, als ob er der liebe Herrgott in Perſon ſei, und dem er ein Honigbrot ſchmierte. Und dann ... dann kam der Rundgang durch das kleine Beſitztum, die Muſterung jeder neuen Anſchaffung. Im Winter hatte man natürlich viel weniger zu beſichtigen.

Dafür aber im Sommer.

Bei jedem neu angelegten Gemüſe- oder Blumenbeet blieb er ſtehen, bei jedem friſch entfalteten Pflänzchen, an allem entdeckte er eine ganz beſonders ſchöne Eigenſchaft. Von Zeit zu Zeit that er einen langen, genießenden Atemzug. Dann ſagte er, ſo eine Luft wie zu Hauſe gebe es doch nirgends auf der Welt, eine Luft, bei der ſich der ſüße Duft der Roſen mit dem Harz- und Holzmodergeruch des Waldes miſchte. Die Luft ſollte man auf Flaſchen abziehen und an die Städter verkaufen. Dann kam der Beſuch in dem kleinen Stall. Immer gab's noch etwas zu begrüßen, neben den zwei rehfarbenen Tiroler Kühen, welche die Mutter von der Fürſtin geſchenkt bekommen hatte und die er ſchon kannte, ein Kälblein mit zu langen Beinen und krauſer Wolle über der Stirn, eine kleine Herde gelber junger Gänſe, eine Schar graugeſprenkelter, ſeidiger Kücken, die nicht viel größer waren als die Eier, deren Schalen ſie ſoeben durchgepickt hatten. Die Kücken waren am allerniedlichſten. Manchesmal bückte er ſich nach einem, nahm es in die Hand und ſchmiegte es gegen ſeine Wange.

Und die Mutter hatte von jedem Tier eine kleine Eigentümlichkeit zu berichten, von der älteſten Kuh an-

gefangen bis zu dem kleinen Kücken, das er in der Hand hielt und das einen so wunderschönen Federschopf auf dem Köpfchen hatte, und das mußte alles nicht nur angestaunt und belobt, sondern auch geliebkost und gefüttert werden. Am Tag seiner Rückkehr in die Heimat fütterte er die Tiere immer selbst, und jedem verabreichte er seine Lieblingskost.

Und wenn zu Hause nichts mehr Neues zu erzählen und zu hören war, wenn die Pausen in dem Geplauder der Mutter und des Sohnes länger wurden und die Mutter öfter davoneilte, um in der Küche nachzusehen, dann nahm er ganz selbstverständlich und ohne sich's weiter zu überlegen, den Weg ins Schloß, vor allem seinen alten Onkel, den Stallmeister, aufzusuchen, und auch den Gärtner, der seine Tante geheiratet hatte.

Und im Schloß verbreitete sich die Nachricht: „Der Franz ist wieder da!" und den nächsten Tag brauchte ihn der junge Fürst zu irgend etwas und befahl ihn hinauf.

Er ging gern ins Schloß, wo er ungemein beliebt war und wo er sich auskannte von Jugend auf.

Hatte er denn nicht die größere Hälfte seiner Kinderjahre in der Kinderstube der Prinzen verbracht? Wenn sich die Prinzen langweilten, schrieen sie vor allem andern nach dem Franz. Der Franz sollte neue Spiele erfinden und ihnen mit seiner unverbrauchbaren Munterkeit und guten Laune helfen, das Leben schön zu finden. Wenn einer von den Prinzen krank war und sich weigerte, seine Medizin zu nehmen, so mußte der Franz sie ihm vorschlucken, um ihm zu beweisen, daß es so schlimm damit nicht sei, daß man wirklich nicht Zeter und Mordio

zu ſchreien brauchte, um ſich dagegen zu wehren. Und der kleine Franz lieferte den Beweis ſo glänzend, ſchluckte die bitterſte Medizin ſo tapfer, mit einem ſo luſtigen, freundlich lächelnden Geſicht, daß er nicht nur jedesmal den übellaunigſten Kranken zu wetteiferndem Heldenmut anſpornte, ſondern auch im höchſten Maße die Sympathie aller, die ihm zuſahen, gewann.

Wie oft hatte ihm die Mutter oder Großmutter des Kranken bei ſolcher Gelegenheit das weiche krauſe Haar geſtreichelt oder auch ihn ganz herzlich geküßt! Mein Gott, er war ja noch ſo klein, und er war ein ſo bildſchöner Bub!

Und als die Prinzen ihre Studien begannen und ihnen dieſe ebenſowenig munden wollten wie die Medizinen, da mußte der Franz das etwaige Penſum, gegen das ſie ſich ſträubten, in einem gewiſſen Zeitraum auswendig lernen, nur um es ihnen zu beweiſen, wie leicht es war. Ihm fiel es wirklich ſehr leicht, er hatte einen guten Kopf. Zu demſelben Zweck ließ man ihn franzöſiſche Fabeln und engliſche Monologe auswendig lernen und viele andre Dinge, die ihm im Gedächtnis hängen blieben und für die er eigentlich keine Verwendung in ſeinem Leben hatte.

Manches Mal hatte es ſchon in den Kinderzeiten Reibungen gegeben zwiſchen ihm und dem Prinzen Willy.

Eines Tages, da ihn der jugendliche Fürſtenſohn über die Gebühr gereizt, hatte er ſich ganz tüchtig mit ihm gerauft. Die erwachſenen Herrſchaften fanden das einfach humoriſtiſch, nichtsdeſtoweniger wurde er aus der Kinderſtube verwieſen. Aber der Prinz Pips hielt's

ohne seinen Freund Franz nicht aus und lief in die Försterei, mit ihm zu spielen. Zweimal hatte ihn die Försterin von dort ins Schloß zurückführen müssen. Und Willy brauchte ihn doch auch wieder zu allerhand, und so wurde er von neuem in Gnaden aufgenommen.

Und so war er langsam herangewachsen in einer gänzlich schiefen Stellung, die immer schiefer wurde, ohne daß er es bemerkte.

Aber als er in diesem Jahr nach glänzend absolviertem Examen nach Hause zurückkehrte und seinen alljährigen jauchzenden Freudensprung machte über die Schwelle der alten Försterei in die Arme der Mutter hinein, stieß er mit dem Kopf gegen die niedrige Thür, für die er zu groß geworden war.

Er lachte über dies kleine Unglück und ließ sich die aufgeschwollene Stelle an seinem Kopf von der Mutter gesund reiben wie ein Kind.

Zu seinem Erstaunen merkte er, daß der kleine Vorfall die Mutter verstimmt hatte, daß sie ihm eine tiefere Bedeutung beimaß; sie erblickte in demselben ein Omen. „Es wird dir bald alles zu klein geworden sein bei uns, mein armes Kind!“ erklärte sie ihm mit Thränen in den Augen, „und wie soll ich dir wohl den hohen Raum schaffen, den du brauchst, um dich darin aufzurichten!“

Er hatte ihre trübe Ahnung weggescherzt.

Jetzt dachte er manchmal daran.

Um nichts in der Welt hätte er ihr eingestehen mögen, daß er daran dachte, aber er that's.

Das Mitleid der Gräfin Irene hatte ihn zuerst aufmerksam gemacht auf alles, was Demütigendes war in seinem Leben und was er früher nie als Demütigung

empfunden hatte. Das Mitleid hatte ihm die Resignation abgewöhnt, die unbewußte, gewohnheitsmäßige Werkeltagsresignation, in der bis dahin ein Teil seines Denkens und Fühlens erstarrt gewesen war.

Sein innerstes Wesen hatte sich, plötzlich alle Fesseln sprengend, freier und reicher entwickelt, er sah die Welt mit andern Augen an, sein Herz schlug ihr mit stürmischerem Rhythmus entgegen.

Das war ja sehr schön, aber was sollte er damit? Er fühlte sich von allen Seiten eingeengt, eingemauert, er hätte die Mauern niederreißen, den Weg finden mögen ins Freie — in die Freiheit. Aber gerade die Freiheit trennte ihn von ihr. Das war das Gräßliche, alles, was er erstreben durfte, zog die Kluft zwischen ihm und ihr tiefer und breiter. Und manches Mal kam ein böser, häßlicher Zorn über ihn, ein Wunsch, das Schloß von Djiboch in die Luft zu sprengen, nur um sie aus den Trümmern zu retten.

Sie wollte er bergen vor allem Unheil der Welt, sie in eine Nische stellen wie eine Heilige und betend und beschützend zu ihren Füßen knien.

Er träumte davon, eine Kaiserkrone zu erobern, um sie ihr zu Füßen zu legen, er wollte vorwärts streben, vorwärts nach dem Höchsten — dem Allerhöchsten, um sie zu gewinnen.

Dann plötzlich drückte er die Fäuste gegen die Augen. Vorwärts streben! Zu was auch nur die Hand rühren, um vorwärts zu kommen? Das einzige Ziel, nach dem er sich sehnte, erreichte er doch nicht. Sein Ehrgeiz sank mutlos zusammen. Lieber zurück, irgend einen Weg zu ihr, auch den elendsten, erniedrigendsten, nur sie sehen, nur sie reden hören!

Er wollte lieber Reitknecht werden und sein ganzes Leben lang bleiben, der Reitknecht der Gräfin Irene.

Die Mutter sah ihm zu und litt unsäglich mit ihm. „Er wird's verwinden; 's ist wie ein Wahnsinn, der über ihn gekommen ist, er wird's verwinden," sagte sie sich, „ja, aber," setzte sie hinzu, „was wird alles in ihm zu Grunde gehen müssen, eh' er's verwunden hat, was wird von ihm übrig bleiben, wenn er endlich fertig geworden ist damit? Es giebt ja Menschen, die einen Lungenflügel heraushusten, und die Wunde vernarbt, und sie leben mit der halben Lunge weiter. Und geradeso giebt es Menschen, die noch weiter leben mit einem halben Herzen, aber Krüppel bleiben sie doch. Warum hat das meinem armen Kind nicht erspart bleiben können? Schade um ihn, schade um ihn!" Und sie rang sich heimlich die Hände fast wund aus Verzweiflung.

* * *

Außer seinen Gönnern hatte Franz im Schloß noch einen wirklichen vertrauten Freund, dem sein Fortkommen recht sehr am Herzen lag, den Hofmeister Barteschowsky. Dieser war einmal ein genialer Student gewesen, der vor zehn Jahren wegen Schulden und einer schwachen Brust den Erzieherposten bei den Prinzen angenommen hatte. Er hatte damals Ambitionen gehabt, die Stelle nur für zwei Jahre angetreten und von seinem Aufenthalt in Djiboch dreierlei erwartet: eine Stärkung seiner Gesundheit, ruhige Lebensbedingungen, bei denen er sich in seine Studien ungestört würde vertiefen können, und sehr hohe Protektion für seine zukünftige Laufbahn.

Aber als die zwei Jahre verfloſſen waren, war er feſtgewachſen in Djiboch. Er wollte nicht mehr in ſein ödes, kahles Studentenzimmer zurück, ein Zimmer um zehn Gulden monatlich und mit der Ausſicht auf einen ſchmutzigen Hof, in dem zweimal des Tages ein Fiaker ſeinen Stall ausräumte. Ihm graute, wenn er an ſeine ehemalige Mittagskoſt zurückdachte, die Mittagskoſt in einer dunſtigen Garküche, an einem mit fleckigem Tuch gedeckten Tiſch. Er war verfeinert, verweichlicht, gänzlich verſchlafft. Alles ihm Erreichbare erſchien ihm jetzt ſo gering, daß er keinen Ehrgeiz mehr kannte und ſeine Aſpirationen in die Taſche ſteckte. Ein Grauen vor allem, was unäſthetiſch war, hatte ſeine andern bedeutenden Eigenſchaften überwuchert. Er kannte nur noch eine Angſt, die, ſeiner angenehmen Exiſtenz entſagen zu müſſen.

Das wurde ihm erſpart. Die Herrſchaften hatten ſich an ihn gewöhnt, ſie waren froh, daß er blieb. So büffelte er mit den Prinzen alle Klaſſen des Gymnaſiums durch, mit dem jüngern, bis er den bunten Soldatenrock anzog, mit dem ältern, bis er mit Ach und Krach die Matura abſolvierte. Dann begleitete er den Prinzen Willy ein Jahr lang auf Reiſen und dann . . . Es dachte niemand mehr daran, daß er gehen könne, er war eingebürgert in Djiboch und gehörte zum Schloßinventar. Er erfand für ſich den Titel eines Bibliothekars und machte ſich nützlich, er beſorgte die Poſt, ſah die Hausrechnungen durch, und wenn einer unter den Djibocher Herrſchaften einen Geſchäftsbrief zu ſchreiben hatte, ſo verfaßte er ihn. Sie nannten ihn „unſern alten Freund“ und hatten ihn gern. Er verſtand es auch vortrefflich,

mit ihnen auszukommen, er wußte genau, was er von ihren Manieren kopieren mußte, um sie nicht zu „schockieren", und was er sich nicht aneignen durfte, wenn er nicht den Vorwurf unberechtigter Prätension auf sich laden wollte.

Bei größeren Diners erschien er nicht, weshalb er regelmäßig dazu aufgefordert wurde. Beim Familientisch nahm er hingegen eine ganz gute Stellung ein, durfte in alles mit hineinreden, weil er immer zur rechten Zeit aufzuhören verstand. Er erschien immer im schwarzen Rock und nie im Smoking, trug eine Brille und kein Monocle, immer sehr sauber geputzte Stiefel, aber nie Lackschuhe. Nebenbei hatte er eine unmoderne Haartracht und sprach schlecht französisch. Das war alles genau, wie es sein sollte.

Manchmal — freilich nur sehr selten — meldete sich der ehemalige Student in ihm, und seine begrabenen Fähigkeiten gärten anklagend in ihm auf, und das war gewöhnlich, wenn er mit dem jungen Wranny beisammen war. Wenn sie miteinander im Park umherspazierten, hob er oft plötzlich die Faust gegen das Schloß und stöhnte laut: „Capua, Capua!" und warnte Wranny mit bebender Stimme, seinem traurigen Beispiel zu folgen.

Als die Witwe nicht mehr aus und ein wußte mit der zunehmenden Schwermut ihres Sohnes, ersuchte sie den Herrn Barteschowsky, sich einmal in die Försterei zu bemühen und seinem ehemaligen Schüler recht kräftig ins Gewissen zu reden.

„Ich hätte Ihnen den Buben geschickt, Herr Doktor," meinte sie, „aber" . . . sie blickte traurig zu Boden, „aber er geht jetzt nicht mehr gern ins Schloß."

Barteſchowsky drückte ihr treuherzig die Hand und verſprach, er würde kommen. Was er zu thun im ſtande wäre, ſeinem alten Liebling, dem Franz, den Kopf zurecht zu rücken, thäte er gern.

Heute erwartete ihn die Witwe, bis jetzt war er noch nicht erſchienen, aber ein andrer Beſuch hatte ſich eingefunden.

Unter dem großen Baum vor dem Förſterhäuschen ſaß ein junger Menſch mit einem bis auf ein winziges Backenbärtchen glatt raſierten, friſchen und gutmütigen Geſicht. Er trug eine drapfarbene Halblivree mit kurzer Joppe und Gamaſchen und hatte ein noch zur Hälfte mit Bier gefülltes Henkelglas vor ſich ſtehen.

Es war der Sohn des alten Stallmeiſters, Franzens leiblicher Vetter, der, dem Beiſpiel ſeines Vaters folgend, die Stallcarriere eingeſchlagen hatte und ſich in ſeinen beſcheidenen Verhältniſſen und bei ſeinem beſcheidenen Ehrgeiz äußerſt wohl befand.

Längere Zeit hauptſächlich zum Wagenwaſchen, Pferdeputzen, außerdem dazu verwendet, aus der nächſten Kreisſtadt in einem ſchmucken Karren die Vorräte einzubringen, waren ihm ſeit einem Monat zum erſtenmal ein paar Equipagenpferde anvertraut worden. Er war wenigſtens ſo ſtolz auf dieſes Avancement, als ob er Erzbiſchof geworden wäre, und fühlte ſich bedeutend behaglicher, als wenn er wirklich dieſe ſchwindelnd hohe Poſition erklommen hätte. Gegenwärtig beſchäftigte er ſich damit, ſeinem Vetter und ſeiner Tante alles mögliche von den Vorbereitungen im Schloß zu erzählen. Die Tante verhielt ſich ſtill, den Kopf über ein Hemd ihres Sohnes gebeugt, an dem ſie mit anſcheinend großem Eifer herum-

flickte, der Franz hingegen wurde nicht müde, ihn auszufragen.

„In dem großen weißen Saal — dem mit den Goldverzierungen — soll gespeist werden," berichtete der Bursche. Kind des Volkes, das er war, sprach er böhmisch, in welcher Sprache er sich naiv und charakteristisch ausdrückte. Glücklicherweise war er noch nicht in Wien gewesen, sonst hätte er sich gewiß befleißigt, im Schweiße seines Angesichts jenes entsetzliche, vom ungarischen, böhmischen und ultrawienerischen Accent gleichermaßen verunstaltete Deutsch zu radebrechen, das zum spezifischen Idiom aller böhmischen Herrschaftskutscher geworden zu sein scheint.

„Um acht Uhr soll die Tafel beginnen," fuhr er fort, „an dem einen Ende des Saales hinter Pflanzen ist die Musik. Nur vier — ein Quadrat nennen sie's!"

„Ein Quartett," verbesserte Franz. Er lehnte halb sitzend an einer Seite des Tisches, auf dem das Bierglas seines Vetters stand, und blickte finster zu Boden.

„Also ein Quartett." Den jungen Kutscher genierte es nicht im mindesten, daß er sich in einem Fremdwort geirrt hatte, er wußte nicht einmal, was ein Fremdwort war. Wenn er dagegen eine Lücke in seinen Pferdekenntnissen verraten hätte, wäre ihm das sehr empfindlich gewesen. Er hatte das Glück, sehr stolz auf seinen Beruf zu sein. Für ihn gab es auf der Welt eigentlich nur Kutscher und Herrschaften. Das waren die Hauptmenschen alles andre war von nebensächlicher Bedeutung und existierte nur, um diesen Hauptmenschen das Leben auf der Erde möglich zu machen.

Zu seinem Vetter Franz fühlte Josef übrigens eine freundschaftliche Zuneigung. Aber anstatt Neid wie man es wohl annehmen möchte, flößte ihm Franz nur das aufrichtigste Mitleid ein. Er schätzte und bewunderte den Franz als einen lieben guten Kerl, der beinah so viel von Pferden verstand wie er selbst — nebenbei bedauerte er ihn als einen Menschen, der seinen Beruf verfehlt hatte und infolgedessen nie seines Lebens so recht würde froh werden können! Vielleicht hatte der Josef recht.

„Der Rudolf" — es war ein Bruder des jungen Kutschers — „wird in dem Quadrat" — diesmal nahm sich Franz Wranny nicht mehr die Mühe, den Irrtum des Vetters zu verbessern — „der Rudolf wird in dem Quadrat die zweite Geige spielen, lauter vaterländische Lieder werden sie spielen, lauter langsames Zeug, gar keine Tanzmusik, offenbar haben sie Angst, die könnte dem geistlichen Herrn in die Beine fahren. Denn weißt du, er soll in seiner Jugend sehr tanzlustig gewesen sein."

Die Nanni bückte sich tiefer über ihre Arbeit, und der junge Kutscher fuhr, etwas leiser sprechend, fort: „Er soll gar keine Lust gehabt haben, Geistlicher zu werden. Den letzten Sommer soll er in den Wäldern herumgelaufen sein wie verrückt, aber er hat's dann doch seinem Vater zuliebe gethan. Ihr erinnert Euch vielleicht noch seiner, Tante Nanni? Alle, die ihn gekannt haben, waren von ihm wie behext. War er wirklich so liebenswürdig und schön?"

„Ja," antwortete sie, „er war ein schöner und guter Herr, der Prinz Raimund." Sie sprach, als ob sie im

Begriff wäre, mit einer schweren Last auf dem Rücken bergan zu steigen, so müde klang ihre Stimme, dabei blickte sie unverwandt auf einen dicken, roten Blutstropfen, der ihr vom Finger herunterrann. Sie hatte sich beim Nähen gestochen. Kurze Zeit darauf erhob sie sich und verschwand im Hause.

„Der Rudolf freut sich natürlich mordsmäßig darüber, daß er ins Schloß hinauf befohlen worden ist und daß er alles sehen wird," fuhr indessen der junge Kutscher fort, „die schönen Kleider von den Damen, und wie die Tafel gedeckt ist, aber ich werd's noch besser sehen, denn mich haben sie zum Servieren hinauf befohlen. Hab' gestern meine Livree probiert, eine Livree, wie in den alten, glänzenden Zeiten. Weißt du, Kniehosen und seidene Strümpfe dazu, und die Strümpfe dürfen kein Fältchen machen, das ist die Schwierigkeit. Aber sie stehen mir sehr gut — die Herrschaften haben es selber gesagt — die Frau Fürstin hat mich angeschaut durch ihre Brille, weißt du, so eine Brille mit einem Stiel, die man in der Hand hält. Von allen Seiten habe ich mich umdrehen müssen, auch meinen Rücken hat sie sehen wollen, aber dann war sie zufrieden, ganz zufrieden war sie. Noch einen haben sie aus dem Stall genommen, den Vinzek, den Reitknecht. Der hat auch eine so gute Figur wie ich, nur bin ich noch um einen Zoll größer, und darauf halten die Herrschaften. Vom Forstpersonal haben sie auch mehrere genommen, und jeden Nachmittag exerziert der Kammerdiener mit uns im Offizierszimmer, erst mit leeren Schüsseln, dann mit gefüllten Schüsseln, und wenn einer eine Schüssel schief hält und einen Tropfen vergießt, na, der kriegt's!

Dich hatte unſer Fürſt auch zum Servieren haben wollen, Frantiſchku.“

„Zum Servieren ... mich?“ Die Röte ſtieg dem jungen Forſtmann ins Geſicht.

„Ja, ja, er hatte dich der Frau Fürſtin vorgeſchlagen, weil du auch ſo gut gewachſen biſt,“ ſagte der Joſef. „Aber die Comteſſe Iren' ſoll ſich ins Mittel gelegt haben, und da ſie alles über den Fürſten vermag, ſo hat er nachgegeben. Unter uns geſagt, ich weiß nicht recht, was unſerm Fürſten eingefallen iſt. Du biſt ja faſt wie ein Herr und du könnteſt dich doch nicht vom Komornik (Kammerdiener) Rindvieh ſchimpfen laſſen. Nicht daß er ſich ſo etwas mir gegenüber erlaubt hätte, aber es kommt doch vor. Aber weißt du, mir iſt's leid um dich, denn was haſt du eigentlich davon? Ich habe nicht die geringſte Luſt, mich mit den Herrſchaften zu Tiſch zu ſetzen, aber ich ſeh' ihnen für mein Leben gern zu. Du, ſiehſt du, von dir glaube ich faſt,“ er ſprach viel leiſer, „manchesmal hätteſt du Luſt, dich mit den Herrſchaften zu Tiſch zu ſetzen, und das iſt das Unglück, das kommt vom Studieren. Mir fällt ſo etwas nie ein. Herr Gott! Ich glaub', mich trifft der Schlag bei dem bloßen Gedanken! Aber hier kommt noch ein Beſuch für dich. Der Hofmeiſter iſt's. Ma úcta! Herr Doktor!“ Barteſchowsky hatte es ſein Lebtag nicht bis zum Doktor gebracht, aber die ganze Dienerſchaft in Djiboch titulierte ihn ſo. Dieſe Titulatur fiel von den Lippen Joſefs ohnehin herablaſſend genug. Wie geſagt fühlte der Burſche für alles, was nicht Herrſchaft oder Kutſcher war, nur Verachtung oder Mitleid.

„Daß ich's nicht vergeſſ', Frantiſchku, die Mutter

läßt dich fragen, ob du nicht heute abend zum Nachtmahl kommen möchtest, wir haben einen Hasen.“ Mit diesen Worten und einem kameradschaftlichen Händedruck entfernte sich der Kutscher.

„Na, Wranny, wie geht's?“ rief jetzt der Bibliothekar, auf den jungen Forstmann zugehend und ihm dieselbe Hand schüttelnd, die der Kutscher soeben losgelassen hatte. Wenn er dem Beobachtungskreis der Herrschaften entrückt war, hatte Herr Barteschowsky etwas viel Freieres in seiner Haltung, fuchtelte gern mit seinem Stock herum und trug den Hut schief auf dem Kopfe. „Warum hat man Sie denn so lange nicht gesehen?“ fuhr er fort, indem er sich auf den Sessel niederließ, den Josef soeben geräumt hatte.

Auch seine Art, sich zu setzen, hatte so etwas Schwungvolles, Unternehmendes — ganz anders als im Schloß. Er streckte die Beine von sich und stützte den einen Ellbogen auf die Lehne des Stuhls. „Warum hat man Sie denn so lange nicht gesehen?“

Wranny wurde feuerrot und senkte verlegen den Kopf.

Der Hofmeister verstand; wer hätte denn die Situation verstehen sollen, wenn nicht er? „Nun, aber mich hätten Sie doch immerhin besuchen können, meinetwegen wären Sie über die Hintertreppe gekommen, wenn Sie Angst hatten, jemand von den Herrschaften zu begegnen! ... Denn so weit ist es wohl mit Ihnen gekommen!“

„Ja und nein,“ murmelte Franz. Er setzte sich jetzt dem Bibliothekar gegenüber und fing an seine Hände krampfhaft hin und her zu zerren.

„Hm! Sie haben nicht immer Angst, manchmal sehnen Sie sich danach,“ erklärte der Hofmeister. „Ver-

ſteh', verſteh', das iſt ſo ein zwieſpältiges Gefühl. Sie ſehnen ſich, ſtellen ſich auf die Fußſpitzen neben den Zaun dort und ſpähen über den Wald hinüber nach der Richtung, wo Sie über den Fichtenwipfeln die Ecke des Schloſſes ſchimmern ſehen! Und dann wieder ballen Sie die Fäuſte und ſagen ſich, was bin ich für ein erbärmlicher Wicht, daß ich nach Dingen ſtrebe, die mir nicht zukommen und die keinen praktiſchen Wert haben! ... Hm ... hm! Praktiſchen Wert hat der Verkehr mit den hohen Ariſtokraten für uns allerdings nicht. Im Gegenteil; aber ſeine einſchmeichelnden Seiten hat er! Nur ſind ſie trügeriſch! ... Erinnern Sie ſich an den Abbé Brandin ... Sie waren ja ſein beſonderer Protégé — er hat Sie franzöſiſch gelehrt. Nun, der pflegte mir immer zu ſagen: ‚Mon ami, méfiez-vous des aristocrates; ce que ces gens ont de terrible, c'est qu'ils vous dégoûtent du bourgeois!' Hm! Wenn man einmal den Verkehr mit den Herrſchaften gewöhnt iſt," ſeufzte elegiſch Barteſchowsky, „ſo fühlt man ſich in andern Kreiſen nicht mehr wohl!"

Franz Wranny ſenkte den Kopf, ſonſt war ihm das nie aufgefallen, heute jedoch kam ihm der Herr Barteſchowsky unſäglich kleinlich und komiſch vor. Aber lieber, zehnmal lieber wollte er's dem Bibliothekar gönnen, eine Parallele zwiſchen ſeinem, Wrannys, großem Leid und den Barteſchowskyſchen kümmerlich kleinen Schmerzen zu ziehen, als ihn nur eine Spur von dem erraten laſſen, was eigentlich an ihm zehrte.

So ſaß er denn mit geſenktem Kopfe da, ließ den Wortſchwall des Bibliothekars über ſich ergehen und gönnte dem Hofmeiſter das ſchmeichelhafte Bewußtſein, ihn erraten zu haben.

Herr Barteſchowsky begann von neuem: „Es ſoll einen Auftritt gegeben haben zwiſchen Ihnen und dem Fürſten? Was war's denn eigentlich?"

Mit brennenden Wangen ſchilderte der junge Forſtmann dem Hofmeiſter die Scene.

„Wenn mich ein andrer ſo angefahren hätte wie unſer Fürſt," endigte er ſeinen Bericht, „ſo ... ach ... es brennt mir noch heute in den Adern, daß ich mir's habe gefallen laſſen. In meiner Fauſt zuckt etwas —"

„Hm! ... hm! ..." meinte der Hofmeiſter und betrachtete ihn aufmerkſam. „Sie ſcheinen doch aus einem andern Teig gebacken zu ſein als ich — mir hat nie etwas in der Fauſt gezuckt, und Ihnen zuckt's drin! Es gefällt mir eigentlich, daß es Ihnen in der Fauſt zuckt. Hm ... hm!" Er trommelte mit den Fingern auf dem Tiſch, dann plötzlich den Kopf hebend, rief er: „Soll ich Ihnen meine Anſicht von der Geſchichte ſagen, von dem, was da vor dem Schloß paſſiert iſt, meine ich? — Nun, meine Anſicht iſt, es war eigentlich ein Glück für Sie. Um ſo beſſer, wenn Sie ſich ein wenig ärgern, vielleicht finden Sie in dem Aerger den Mut und die Energie, dem Schloß den Rücken zu kehren auf ewig und Ihren eignen geraden Weg zu gehen! Ihre Mutter hat mich aufgefordert, Ihnen ins Gewiſſen zu reden. Ins Gewiſſen reden — Sie aufrütteln — wie ſoll ich das anſtellen, ich kann Ihnen nur das eine ſagen, es iſt nicht ſehr ſchmeichelhaft für mich — aber ... nehmen Sie ſich an mir ein warnendes Beiſpiel!"

„Inwiefern?" fragte der junge Burſche, der nicht gleich begriffen hatte.

„Nun, in Bezug auf ..." Der Hofmeiſter nickte

nach der Richtung hin, wo die weiße Ecke des Djibocher Schloſſes über den grünen Waldwipfeln aufragte, „in Bezug auf das dort! Mit einem Wort, ſchauen Sie, daß Sie fortkommen!“ rief er.

„Fort ... nun freilich, das hat mir der Fürſt Felix auch geſagt,“ entgegnete Wranny heftig, „das iſt ja ausgemacht!“

„Aber ich meine ... gleich!“ rief Barteſchowsky, „jetzt, augenblicklich — Sie ſollen fort für die Zeit bis zum Herbſt, wo Sie Ihr Freiwilligenjahr antreten!“

„O, mein Freiwilligenjahr!“ ſtieß Wranny bitter hervor.

„Wie Sie das ſagen,“ mahnte ihn der Hofmeiſter, „ſo verächtlich, als ob das nichts wäre. Vor ein paar Wochen, als Sie eben die Forſtakademie mit Auszeichnung abſolviert hatten, ſprachen Sie ganz anders davon. Sie waren ſtolz darauf, etwas erreicht zu haben aus eigner Kraft. Sie freuten ſich darauf, Reſerve-Offizier zu werden. Und jetzt iſt Ihnen das alles nichts. Und ich ſage Ihnen, es iſt etwas — es iſt ſogar verdammt viel — die Beſtätigung Ihrer Menſchenwürde iſt es, die Erwerbung eines Rechts, des Rechts, jemand zurückzuhauen, der Sie ins Geſicht geſchlagen hat. Na, ich möchte denken, daß das etwas iſt!“

Er hieb mit der flachen Hand auf den Tiſch, daß alles, was darauf ſtand, zuſammenklirrte.

„Das iſt allerdings etwas,“ murmelte Franz, und aus ſeinen dunkeln Augen leuchteten unheimliche grüne Lichter, die der Hofmeiſter noch nie darin bemerkt hatte.

„Ja, aber Sie hatten ganz vergeſſen, daß das etwas iſt, nur, weil Sie nicht mehr zum Lawn Tennis be-

fohlen werden, und dazu, mit dem jungen Fürſten auf die Jagd zu gehen und ſeine Forellenköder für ihn zu ordnen, weil Sie mit einem Wort durch Ihr Avancement auf das Recht verzichten mußten, ſich herumpudeln und verwöhnen zu laſſen wie ein Individuum ohne jegliche Stellung, das man, ſobald man es momentan nicht braucht, in den Winkel ſchiebt, um es hervorzuholen, wenn es einem wieder bequem iſt. Schämen Sie ſich und ſchauen Sie, daß Sie fortkommen, ſonſt verbummeln Sie gerade ſo wie ich oder noch ärger, denn Sie haben mehr in ſich, als ich je in mir gehabt habe. Sitzen Sie nicht länger auf faulen Eiern, drehen Sie der lockenden und grauſamen Chimäre den Rücken," er machte eine dramatiſche Gebärde gegen das Schloß zu, „vorwärts, ſag' ich Ihnen, vorwärts! Dienen Sie Ihr Freiwilligenjahr in irgend einem Regiment ab, wo Sie durch nichts an Djiboch erinnert werden, und dann ſuchen Sie ſich einen Dienſt in einem Winkel der Monarchie, der recht weit entfernt iſt von hier. Es wird ein furchtbarer Entſchluß ſein, der Heimat zu entſagen, aber wenn Sie ihn durchführen, ſo wird Ihnen das Opfer herrliche Früchte tragen. Sie werden einmal den Kopf hochhalten unter allen! Und wenn Sie dann mit einem von Ihren alten Gönnern zuſammenkommen, ſo . . . ſo wird er ſie behandeln, wie ſeinesgleichen — nein, was ſchwätz' ich da für Unſinn — nicht wie ſeinesgleichen, aber doch wie einen Menſchen, vor dem er Achtung hat. Das alles können Sie erreichen, wenn Sie Djiboch den Rücken kehren, während, wenn Sie bleiben, ſo kriechen Sie eines ſchönen Tages doch noch auf allen vieren die breite Schloßtreppe hinauf, als Büchſenſpanner, der

mit dem Kammerdiener rangiert, oder — und das halte ich bei Ihrer Charakteranlage für das Wahrſcheinlichere — Sie zünden das Schloß an allen vier Ecken an! Alſo fort, mein Lieber — Abmarſch und pack dich!" Herr Barteſchowsky nahm den jungen Mann bei beiden Schultern, wendete ihn um, ſodaß er mit dem Rücken gegen die Schloß-Silhouette zu ſtehen kam, und machte die Gebärde des Vorwärtsſchiebens.

Es war ihm gelungen, den Burſchen aufzurütteln, der ſtumpfe, müde Ausdruck war aus Franz Wrannys Zügen gewichen. Es zuckte um ſeine Lippen wie ein heftiger Schmerz, der Schmerz, der einen Kampf vorbereitet.

„Aus der Heimat fort — das liebe alte Heim verlaſſen — in ein ödes, leeres Leben hinein!" murmelte der junge Menſch dumpf.

„Es giebt kein leeres Leben für einen wackern Forſtmann," ereiferte ſich Herr Barteſchowsky, „dem bleibt der Wald und der liebe Gott, was ihm auch ſonſt genommen ſein mag. 's iſt möglich, daß Sie nicht mehr an denſelben Gott glauben, wie Ihr Mütterchen und der Abbé Brandin. Aber immerhin glauben Sie an ein Ideal, dem wir uns entgegenbeſſern und veredeln ſollen, und ſind als anſtändiger Menſch verpflichtet, daran zu glauben! Sapperment!..." Er hörte die Schloßuhr ſchlagen, griff nach ſeinem Chronometer, der ſehr luxuriöſer Beſchaffenheit und das Geſchenk einer der ihn umgebenden Durchlauchten war, konſtatierte, daß es dreiviertelseins geworden, und fuhr auf — „ich muß ins Schloß," rief er, „ſonſt komm' ich zu ſpät zum Diner! Adieu! Beherzigen Sie meine Worte und grüßen

Sie die Mutter, das ist ein Prachtweib!" — und er eilte fort.

Den ganzen Weg bis ins Schloß hinauf umschwirrten ihn Brocken seiner Beredsamkeit. Er war stolz auf seine oratorische Leistung und fühlte sich förmlich erleichtert, daß er so viel Weisheit auf einmal hatte los werden können. Er hatte sich einmal geistig wieder nach Herzenslust gestreckt und gedehnt, das that wohl! Im Gespräch mit den Herrschaften mußte er immer so viele Rücksichten nehmen. Es war immer so, als sollte er sich in einem Raum bewegen, der überall mit kostbaren Zerbrechlichkeiten umstellt war. Bei jeder zu raschen Bewegung hatte er Angst, ein Nippfigürchen umzuwerfen oder ein ehrwürdiges Vorurteil zu beunruhigen. Er nahm sich vor, die Predigt, die er Franz gehalten hatte, selber zu beherzigen.

Er wollte fort aus dieser abgesperrten Luft, so rasch als möglich. Er wollte ein großer Historiker werden — oder sonst etwas. Ja, er wollte etwas werden, er hatte es satt, Franz Wranny zum warnenden Beispiel zu dienen, er wollte ihm als leuchtendes Beispiel vorangehen.

In diesen Betrachtungen gefiel er sich auf seinem eiligen Weg nach dem Schlosse, und die ganze Zeit bewunderte er den Schwung seiner Redefiguren.

Während des Essens beruhigte sich einigermaßen sein aufgeregter Geist. Er saß an der präzis und geschmackvoll gedeckten Tafel und atmete mit voller Lunge die duftige Luft, die durch die weit geöffneten, hohen und etwas schmalen Fenster hereinwehte. Seine Augen blickten zwischen grünen Baumgruppen in eine leuchtende, märchenhafte Ferne. Es war sehr hübsch.

An den mit braunem Eichenholz vertäfelten Wänden hingen in ſchmalen, altväteriſchen Rahmen Familienporträts in ſpaniſcher Hoftracht oder auch mit den Puderfriſuren des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Menſchen um ihn herum waren heiter und vergnügt, als ob's auf der Welt kein Elend, keine Ungerechtigkeit und keine Sünde gäbe, und ſie waren alle ſehr liebenswürdig gegen ihn. Wenn man en famille war, ſo behandelte man den guten alten Barteſchowsky immer ganz als Freund.

Und das Menu! — Potage à la reine, Krebsſchwänze und Champignons en caisse — Filet au Madère — Rebhühner mit Romaine-Salat — grüne Erbſen mit Croutons — Tarte aux abricots und vorzügliches Erdbeereis!

Herrn Barteſchowsky ſchmeckte es königlich. Die alte Fürſtin erinnerte ſich, daß er eine Vorliebe für Krebsſchwänze hege. Sie beſtand darauf, daß ihm ein zweites Mal ſerviert werde.

Und der Rheinwein!

Nach dem Frühſtück ſtreckte er ſich auf ſeiner Chaiſelongue aus und ſchlief ein, und als er erwachte, wußte er es ganz genau, daß es zu ſpät für ihn ſei, einen neuen Lebensweg einzuſchlagen.

Er entwarf ein Gedicht über einen Baum, der im Oktober anfangen will zu blühen.

Das Gedicht begann mit den Worten:

„Zu ſpät, zu ſpät, du dürres Reis ..."

und rührte ihn ſelber zu Thränen.

Der Umſtand, daß er ſeinem Schickſal eine tragiſche Schattierung abzuzwingen vermochte, war ein Troſt für

ihn, es befreite ihn von einem großen Teil der Selbstverachtung, die sich im Lauf des Gesprächs mit Wranny bei ihm angesammelt hatte.

Und als er abends das Gedicht den Damen vorlas und es sehr bewundert wurde, verschwand die Selbstverachtung vollends.

* * *

Als die Försterin, nachdem sich der Bibliothekar entfernt hatte, ihren Sohn suchte, konnte sie ihn lange nicht finden. Sie sagte sich, daß er nicht weit gegangen sein konnte, da er wußte, daß es Essenszeit sei. Sie ging in den Wald, nach ihm auszuspähen. Endlich erblickte sie ihn.

Er lag auf der Brust, das Gesicht zwischen den Händen und schluchzte. — Armer Junge! — Sie schlich sich fort. Sie hatte nicht das Herz, ihm zu melden, daß die Suppe auf dem Tisch stand. — Er hatte sie kommen, er hatte sie gehen hören und war ihr dankbar. Welches goldene Herz sie hatte, seine Mutter, und wie sie ihn liebte! Er sagte sich, daß er sich zusammennehmen müsse, und sei's nur um ihretwillen! Bartetschowsky hat gesprochen wie ein Arzt, der die eigentliche Krankheit nicht erkennt, dachte er bei sich, aber vieles davon, was er gesagt hat, ist doch wahr — und die Medizin, die er mir verschrieben hat, ist zwar bitter, aber vielleicht macht sie mich gesund! O mein Gott! Was würde er sagen, wenn er's erriete, was mich eigentlich quält? Würde er über mich lachen, wie über einen Tölpel, oder vor mir erschrecken, wie vor einem Narren?

* * *

Den nächſten Tag befand ſich ganz Djiboch in fiebriger Aufregung.

Der Kardinal war angekommen. Die Fürſtin-Witwe hatte ihn auf der Bahn abgeholt — um halb fünf Uhr früh. Die Triumphpforten, die ſein Geburtsort ihm zu Ehren hatte bauen wollen, hatte er ſich verbeten. Man ſollte nicht mehr Weſens mit ihm machen als mit irgend einem andern, ganz einfachen Diener Gottes. Der lebensluſtige, übermütige, ja geradezu etwas ausgelaſſene Prinz Raimund, der bei jedem Scherz dabei geweſen war und bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit ein Feuerwerk losgebrannt hatte, mußte nervös geworden ſein; es war ihm entſchieden darum zu thun, allen lauten und grellen Demonſtrationen, als da ſind Fackelzüge und hundertſtimmige Hochrufe, zu entgehen — ebenſo wie der beobachtenden Neugier eines maſſenhaft angeſtauten Volks- und Spießbürgergedränges. Den grellen Mißlaut der jubelnden Hochrufe hatte man auf ſeinen Wunſch hin unterdrückt — die beobachtende Neugier hatte man weder zu unterdrücken noch aus dem Wege zu ſchieben vermocht. Ganz Djiboch war auf den Beinen — an jenem ſtillen, warmen Auguſtmorgen — dem Morgen, an dem der Kardinal Derzheim zum erſtenmal ſeit zweiundzwanzig Jahren zurückkehrte in ſeine Heimat.

Er hatte verlangt, daß man die Stunde ſeiner Ankunft geheimhalten möge. Aber wie war dies möglich, da die Hälfte der Djibocher Bevölkerung, alles, was Neid oder liberale Grundſätze nicht vom Schloß und ſeinen Trabanten fern hielten, mit dem Dienſtperſonal eng befreundet war.

Und so drückten sich denn gegen jedes Fenster ein Dutzend Nasen platt, und nicht nur gegen die Fenster der Wohnungen, sondern auch gegen die Fensterscheiben der Läden, von denen man dem großen Ereignis zu Ehren zu so früher Stunde die schützenden Bretter zurückgeschlagen hatte.

Die Neugier hatte sich durch alle hemmenden Vorsichtsmaßregeln durchgewunden. Deutlich und sichtbar umdrängte sie den heimkehrenden Fürsten, nur jauchzte sie nicht, sie war stumm. Um so unheimlicher wirkte sie. Anstatt der fröhlichen, herzlichen, jubelnden, teilnehmenden Neugierde, die sie hätte sein können, war es eine verschämte, gedemütigte, lauernde, fast spionierende Neugier geworden.

Und so zwischen einem Spalier von gespannten, stummen, gierig vorgestreckten Gesichtern hinter Glasscheiben, Vorhängen oder beschattendem Mauerwerk — Gesichtern, die nicht gesehen sein wollten und nicht grüßten — fuhr der Kirchenfürst, der auch nicht gesehen werden wollte und nicht grüßte, durch die helle, glanzlose Morgenluft, in der es noch wie ein weißliches Dämmern hing, durch das totenstille Städtchen, in dem nichts zu hören war, als das Gurgeln und Plätschern des einen Brunnens, der inmitten des Marktplatzes sein limonadenfarbiges Wasser aus den beiden breitlippigen Mäulern eines Januskopfes mit einer Negerphysiognomie in ein achteckiges Steinbecken spie. Nur aus der Ferne tönte manchmal ein langgezogener, heiserer Hahnenschrei oder das Bellen eines Hundes, der von der ungewöhnlichen Bewegung aufgeregt worden war.

Es war ein sonderbarer, echt böhmischer Flecken —

Djiboch mit ſeinen ſich an einen Felſen hinanſtufenden Straßen, ſeinen ebenerdigen Hütten neben ſchwerfällig ſtädtiſchen Häuſern.

Die Häuſer, ob groß, ob klein, waren abwechſelnd waſſergrün, hellblau oder roſa im Anſtrich, mit kleinen, mehr viereckigen als langen Fenſtern, die ausſahen, als ob ſie ſelten geöffnet würden, weil die Menſchen, die dahinter wohnten, Angſt hatten, zu viel Luft und Licht hereinzulaſſen. Jalouſien gab's keine, aber hinter den Glasſcheiben hingen ſehr dichte weiße Vorhänge.

Als der Wagen in das Städtchen einfuhr, waren die Fenſter noch ſchwarz geweſen, ehe er es durchkreuzt hatte, fingen ſie an zu glänzen.

Und hinter jedem Fenſter waren Menſchengeſichter, und hinter jedem Gartenzaun und unter den Lauben der Häuſer am Marktplatz, ja hinter den gerade aufragenden, meiſt mit Standbildern gezierten Dachgeſimſen kauerten ſie und ſpähten aus nach dem Kardinal, deſſen ſich viele noch als des luſtigen Prinzen Raimund erinnerten.

Alſo das war er! Sie hatten ſich einen Kardinal ganz anders vorgeſtellt. Der Gedanke an einen Kardinal war immer mit Pomp und Gepränge und mit etwas Purpurnem oder Scharlachrotem verbunden.

Aber neben der Fürſtin ſaß einfach ein Mann in mittleren Jahren in einem langen, ſchwarzen Rock und mit einem hohen, ſchwarzen Hut — der Prieſter in Reiſezivil.

Anfangs hatte er die Augen aufmerkſam auf alles gerichtet, an dem der Wagen vorüberkam, auf jeden Baum, jeden Stein, jede Hütte und jedes Haus. Aber

die vielen, ihm auflauernden Augen störten ihn, schreckten ihn von seinen Beobachtungen ab. Er wandte sich seiner Mutter zu und sah sich nicht mehr um. Erst als er das Städtchen hinter sich hatte, schlug er von neuem die Augen auf.

Von wundervollen alten Kastanien beschattet, zog sich die Straße einen sehr hohen Damm entlang zwischen üppigen Wiesen dahin. Auf der einen Seite dehnten sich die Schatten der Roßkastanienbäume endlos lang über die Fläche fast bis in den blauen Dunst hinein, der den Horizont umschleierte; auf der andern flimmerte der Wildhafer im Glanz der schrägen Sonnenstrahlen wie eine Wolke roten Goldstaubes über den Wiesen.

Die Pausen zwischen den Bemerkungen, die der Priester in gedämpfter Stimme an seine Mutter richtete, wurden immer länger.

Dann hatten sie die Wiese hinter sich, mit einer kühnen Wendung und an dem weinlaubumrankten Häuschen des Thorwarts vorbei mündete die Straße in den Park ein. Hier waren es nicht mehr Roßkastanien, sondern Linden, uralte Baumriesen mit unheimlichen Beulen und Auswüchsen an den rauhen Stämmen, die den Weg umsäumten.

Der Kardinal blickte zu den mächtigen Kronen empor. „Es thut mir leid, daß ich die Lindenblüte versäumt habe," murmelte er. An einigen Stellen sah man zwischen den Linden auf glatte Rasenplätze hinaus. Dann kam eine lange Strecke, wo sich dichtes Gehölz von Haselnuß und Ahornstauden bis an die Linden schloß.

In dem Schatten der Gebüsche stand eine hohe Ge-

ſtalt. Auch eine Neugierige, dachte der fürſtliche Prieſter und wollte den Kopf abwenden.

Da ... nur einen Moment ſtreckte ſie den Hals vor. Er ſah ihr Geſicht — ein bleiches, ſanftes Geſicht mit wunderſamen Augen, die mit einem geſpannten, erwartungsvollen und gequälten Ausdruck auf ihn gerichtet waren.

Er fuhr zuſammen. „Wer war das Weib?“ wendete er ſich an ſeine Mutter, da er merkte, daß dieſe der Spähenden freundlich zugelächelt, ja ihr ſogar mit der Hand gewinkt hatte.

„Du wirſt ſie nicht gekannt haben, ſie iſt die Tochter eines Waldhüters oder Häuslers, die einen unſrer Förſter geheiratet hat — den Wranny. Später war ſie die Amme eines meiner Enkel.“

Er griff ſich an die Stirn, wendete ſich, um dem Weibe nachzuſehen, aber die hohe Geſtalt war bereits zwiſchen den Büſchen verſchwunden.

* * *

Im Städtchen drehte ſich natürlich den ganzen Tag über das Geſpräch der ſämtlichen Einwohnerſchaft nur noch um das Faktum, ob man den Kardinal geſehen habe oder nicht. Die meiſten hatten ihn geſehen, und wenn ſie ihn nicht geſehen hatten, ſo thaten ſie wenigſtens, als ob ſie ihn geſehen hätten. Nahe an hundert Perſonen kamen in das kleine Förſterhaus gelaufen, um es als große Neuigkeit herauszupoſaunen: „Er iſt da... er iſt da!“ und gleich darauf zu fragen: „Habt ihr ihn geſehen?“

Die Förſterin hatte ihn geſehen, ſie ſagte es ganz

ruhig und als ob es für sie von keiner Bedeutung weiter gewesen wäre. Als die Leute nun weiter fragten: „Was sagt Ihr zu ihm?“ da antwortete sie nur: „Er sieht aus wie ein sehr vornehmer Priester!“

Und da die Leute sie nicht dazu bringen konnten, es ihnen einzugestehen, daß sie enttäuscht war, so liefen sie zu andern Menschen und bestürmten diese mit Fragen, was sie zu dem Kardinal sagten. Natürlich wollte keiner der erste sein, sich darüber zu äußern, daß er sich den Kardinal ganz anders vorgestellt hatte.

Und in diesem „Anders“ handelte es sich nicht nur um das bißchen Purpur und Scharlach, auf das sich ihre schaulustigen Augen gefreut hatten, nein, es war etwas in seiner Haltung, in seinem Gesichtsausdruck, das sie anders erwartet hatten.

Alle hatten es anders erwartet, sowohl die Leute, die den Prinzen Raimund als feurigen Jüngling gekannt, als auch die andern, die nur von ihm gehört hatten.

Nach und nach wurde das Gärtchen leer. Die Nanni, die sonst bei jeder Gelegenheit eine treffende Bemerkung in Bereitschaft hatte, war heute sehr einsilbig und nichts aus ihr herauszubekommen.

Es war sechs Uhr, und aus dem Walde herüber begannen sich die Schatten duftig und kühlend in das von der staubigen Augusthitze müde Gärtchen zu ziehen.

Der Einzige, der den Kardinal nicht gesehen hatte, war Franz.

Soeben war er von einer langen Wanderung durch die Wälder, zu der ihn der Förster mitgenommen hatte, zurückgekehrt.

Er hatte sich an den Tisch gesetzt, an dem er neben

der Gräfin Irene seine Jause hatte einnehmen dürfen. Die Mutter hatte ihm ein Glas Milch zur Erfrischung gebracht.

„Das ist ja keine Milch, das ist ja ‚Sahne'", hatte er ihr lächelnd ausgestellt, nachdem er die Lippen an das Glas gesetzt hatte.

„Nun ja, warum sollst du's denn nicht gut haben, mein Junge," meinte sie und fuhr ihm leicht über den Arm.

„So gut Ihr mir's erzwingen könnt, werd' ich's immer haben auf der Welt!" rief er, indem er ihre beiden Hände in die seinen nahm.

Sie blickte seufzend zu Boden.

„Ihr habt den Kardinal gesehen, Mutter, früh, nicht wahr, während ich mit dem Förster im Revier war?" fragte nach einem Weilchen der Sohn.

„Ja!" sagte sie.

„Wo wart Ihr?"

„Im Park."

„Ach, so weit seid Ihr gegangen, um Euch seinen Anblick zu gönnen, also seid Ihr doch neugierig gewesen wie alle andern, Mütterchen? Ihr habt ihn vielleicht gekannt, wie er noch der Prinz Raimund war, darum interessierte er Euch! 's ist merkwürdig, was dieser Prinz Raimund für einen Zauber ausgeübt haben muß auf alle Gemüter! Die Menschen sprechen von ihm, wie von dem Helden einer Legende! Nun, und sieht er sich noch ähnlich?"

„Ja — und nein," sagte sie dumpf.

„Nun, und inwiefern hat er sich verändert und in welcher Weise ist er sich gleich geblieben?" fragte Franz.

Sie ſchöpfte tief Atem; — und wieder mit der müden Stimme, die er ſo gut kannte und die klang, als ob ſie beim Sprechen mit einer ſchweren Laſt auf dem Rücken bergan ginge, ſagte ſie: „Es ſind dieſelben Züge, aber es iſt keine Sonne mehr in ſeinen Augen, ſeine Augen ſind wie zwei Fenſter, aus denen niemand mehr herausſchaut. Wenn plötzlich der liebe Gott die Lampe ausdreht und den Gedankenfaden abſchneidet, ſo haben die Menſchen dieſen leeren Geſichtsausdruck, wie ihn der Kardinal heute hatte, als er an mir vorüberfuhr — den Ausdruck einer Leiche auf dem Paradebett!“

In dem Augenblick wurde das Geſpräch von Mutter und Sohn durch ein lautes, herzliches „Wie geht's?“ unterbrochen, das von der Waldſeite her über den Gartenzaun tönte, zugleich ſchob ein junger Dragoneroffizier das Thürchen auf und trat ein.

„Durchlaucht! — Prinz Pips!“ rief Franz. Der junge Edelmann war indeſſen auf die Förſterin zugeeilt, und ihr den Arm um die vollen Schultern legend, küßte er ſie luſtig auf beide Wangen.

„Iſt das eine Ueberraſchung — eine liebe, liebe Ueberraſchung!“ murmelte die Förſterin ein über das andre Mal.

„Nicht wahr, ſo eine Ueberraſchung — Ihr ſeid's ganz und gar nicht gewöhnt, daß ich Euch beſuche. Ich erſcheine vielleicht nicht jedesmal, wenn ich überhaupt für ein paar Tage zu Hauſe auftauche. Schämt Euch, Nanni!“ Er drohte ihr mit dem Finger.

„Ach, ich bin ja nicht undankbar, ich weiß, daß mein Goldprinz immer noch an mich denkt,“ murmelte ſie, „nur meinte ich heute, bei allem, was im Schloſſe

vorgeht, hätte der Prinz wahrlich keine Zeit, an die Försterin zu denken!"

„Na, aufrichtig gesagt, hatt' ich diesmal Mühe, die Zeit zu finden," gestand der Prinz, „und vielleicht wär' ich auch gar nicht gekommen, wenn ich nicht einen besondern Grund gehabt hätte, aber so hab' ich mich außer Atem gelaufen, nur um ein Wort mit euch beiden zu reden. Unser alter Freund Barteschowsky hat mir mitgeteilt, daß der Franz den Kopf hängen läßt, daß eine Spannung zwischen ihm und unserm sehr verehrlichen Familienoberhaupt existiert," und Franz Wranny die Hand auf die Schulter legend, rief er: „Mensch, nimm dir doch so was nicht zu Herzen! Das Familienoberhaupt ist unberechenbar, daran darf man sich nicht stoßen. Aber das nebenbei — kurz ... nur so viel, ich weiß alles, und es thut mir leid, aber das nützt dir natürlich wenig — nun noch eins: du dienst heuer dein Freiwilligenjahr ab?"

„Ja, Durchlaucht!"

„Weißt du was? das beste ist, du trittst in mein Regiment ein."

Dem Franz stieg das Blut in die Wangen. „Um Gottes willen — nein — nur das nicht!" stotterte er.

„Und warum denn nicht, du Narr!" wies der Prinz ihn zurecht, „du meinst ... hm! ... wegen dem Fund jenem!" Der junge Kavalier vermied es zartfühlend zu spezifizieren, „es wäre doch unerhört, daß das einen Unterschied machen sollte! In der österreichischen Armee," er legte die Hand salutierend an die Schläfe, „kennt man solche Faxen nicht. Die ist außer dem katholischen Klerus das einzige Institut der Welt, wo jeder

ehrliche Kerl nach seinem persönlichen Wert und nicht nach dem Umfang des Moderhaufens beurteilt wird, der sich in seiner Familiengruft angesammelt hat. Es ist abgemacht, du dienst bei uns — dafür, daß dir kein Fex ein schiefes Gesicht schneidet, dafür bürg' ich — na ... und dafür, daß die anständigen Leut' unter uns mit dir sympathisieren, wirst du schon selber sorgen, mein Alter! Was? Noch eins, ich hab' dich heut' aus der Ferne beobachtet, wie du den ‚Totschläger' rittst, alle Achtung! Ein solcher Reiter hat im vorhinein bei uns einen Stein im Brett!"

Franz Wranny errötete bis in die Haarwurzeln hinein — dann heiser und stockend erwiderte er dem alten Spielgefährten: „Prinz, in welchem Regiment ich mein Jahr abdiene, weiß ich noch nicht — ich muß mir's erst überlegen — aber in meiner Todesstunde werde ich Ihrer freundlichen Worte gedenken! Gott segne Sie! Und wenn ich heute mein Leben für Sie niederlegen müßte, ich thät's gern!"

„Du armer Kerl! Man sieht, daß dir das Leben nicht viel Freud' macht, sonst gäbst du's nicht so leicht her!" erwiderte der Prinz gerührt. „Das müssen wir ändern, was, Nanni? Der Franz muß wieder lustig werden, nicht wahr?" Plötzlich zuckte er zusammen und wendete den Kopf. Die Blicke von Mutter und Sohn folgten der Richtung, die die Kopfwendung angab.

Am Rande des Zaunes gegen den Hintergrund des Waldes sich abhebend, stand in schwarzer, rot verbrämter Soutane ein Mann von hohem Wuchs und schönen, aber ausdruckslosen Zügen; um die Gestalt herum etwas, das ihn — man wußte nicht wodurch — von der ganzen übrigen

Menſchheit abſonderte, das unnennbare Etwas, das den katholiſchen Prieſter umſchwebt, das ihm anhaftet, ſelbſt dann, wenn er ſeinen Glauben verloren, ſein geiſtliches Kleid abgeſtreift hat.

„Um Gottes willen . . .!“ murmelte die Förſterin und faltete die Hände, als ob ſie vor einer Geiſterſcheinung erſchrocken ſei.

Da ſchlug der Prieſter ſeine großen dunkeln Augen auf und richtete ſie voll auf Franz Wranny.

Es machte den Eindruck, als ob ein Scheintoter die Augen geöffnet hätte.

Ehe noch jemand die Zeit gefunden, den Kirchenfürſten zu grüßen, war er in den Schatten des Waldes verſchwunden.

Sein Erſcheinen hatte wie einen lähmenden Bann auf das Trio unter dem Vogelbeerbaum geworfen. Selbſt der luſtige, von Menſchenfreundlichkeit überquellende Prinz Pips fühlte ſich plötzlich wie von irgend etwas Unſichtbarem an die Kette gelegt. Er zog ſeine Uhr. „Ich möcht' Seiner Eminenz nur fünf Minuten Vorſprung gönnen, dann geh' ich auch. 's iſt die höchſte Zeit. Ein andermal komm' ich zu einer ordentlichen Jauſe. Adieu! — Adieu! — Auf Wiederſehen!“

Kurz darauf waren Mutter und Sohn unter dem Vogelbeerbaum allein.

* * *

Prinz Pips ſchritt indeſſen, vorſichtig Maß haltend, um den Eminenz-Onkel nicht einzuholen, den Waldpfad entlang, der in das Schloß führte. Sein Herz war ſo leicht, wie das Herz eines Menſchen nur wird im Bewußtſein, einem andern Menſchen eine Laſt abgenommen

zu haben. Er war wirklich ein kleines Prachtexemplar, dieſer Prinz Pips. Zu ſeiner eignen Portion der berühmten Derzheimſchen Gutmütigkeit hatte er noch die Portion ſeines ältern Bruders bekommen, der nach dieſer Richtung hin kärglich von der Natur bedacht worden war.

Infolgedeſſen machte ſich bei ihm mitunter ein geradezu gefährlicher Ueberſchuß bemerkbar.

Seinen Ueberzeugungen nach war er ein Konſervativer, weil, ſo gut er's verſtand, die väterlich beſchützende, auf Verpflichtung einerſeits und Vertrauen andrerſeits gegründete Regierungsform die war, die ihm für die Geſammtheit der Menſchen als die vorteilhafteſte erſchien. Er äußerte ſich darüber manches Mal in langen Geſprächen, die er mit Herrn Barteſchowsky über politiſche Themata zu führen pflegte. Wenn aber in theoretiſch-politiſcher Beziehung konſervativ (wie übrigens alle wirklich liebenswürdigen Edelleute), war er, und das kommt bei konſervativen Ariſtokraten häufig vor, ſobald es ſich um ſein ſpontanes Gefühl handelte, von einer geradezu ausſchweifenden Liberalität und Humanität. Seine Gutmütigkeit ging in ihren Aeußerungen immer über das Hergebrachte, manchmal über das Vernünftige hinaus.

Dann war es ſtets Herr Barteſchowsky, der ihm Vorſtellungen machte. Ueberhaupt war es die Sache des Herrn Barteſchowsky, der ſeinerzeit Demokrat reinſten Waſſers geweſen war, den jungen Prinzen ein bißchen abzudämpfen, wenn er in ſeiner Menſchenfreundlichkeit zu weit ging, ſo zu ſagen ihm kalte Umſchläge auf den Kopf zu legen, wenn er wieder einmal

seinen Humanitätsrausch bekam. Barteschowsky hatte Uebung darin, da der Prinz von Jugend auf solcher kleinen Abkühlungen bedurfte.

Eines schönen Tages hatten Schüler und Hofmeister im böhmischen Theater in Prag der ersten und letzten Aufführung eines Stückes beigewohnt, das mit ins Sozialistische hinüberschweifenden Menschenbeglückungstiraden ganz durchspickt war.

Und immer bei Stellen, wo die Wogen dieser menschenfreundlichen Rhetorik am höchsten und gefährlichsten emporschlugen, hatte der Prinz — er zählte damals erst zwölf Jahre und wußte in der Politik konservativ und liberal noch nicht zu unterscheiden — seinen Beifall durch lebhaftes Händeklatschen kundgegeben, so lange, bis ihm der Hofmeister endlich mit einem humoristischen Lächeln die Hand festhielt, zum großen Gaudium der Galerie, die die Scene beobachtet hatte.

* * *

Jetzt war es Abend. Die sämtlichen Fenster der Hauptfassade des Schlosses waren erleuchtet und sandten grelle Strahlen in die Nacht hinaus.

In das Rauschen der alten Linden im Park mischte sich ein süßes Singen und Klingen; es waren die alten Volkslieder, die der junge übermütige Prinz Raimund so oft in den Wäldern gepfiffen hatte und die jetzt den heimkehrenden Kardinal Derzheim grüßten. Auf ihrer von Lorbeer und Myrten und blühendem Oleander verkleideten Estrade, unsichtbar und unermüdlich, spielten die vier böhmischen Geiger weich und leise mit der ganzen Innigkeit ihrer jungen Volksseelen.

Man merkte kaum, wo die Töne herkamen. Es war der Genius der Erinnerung, der sang, und die alten Linden im Park sangen mit. Mitten in das Summen und Surren der wohlerzogenen, gedämpften Konversation klang die Musik, weich und klagend, das Gemüt der Menschen mit traurigen und sanften Liebkosungen umschmeichelnd.

Fast märchenhaft schön nahm sich der weiße Saal, in dem gespeist wurde, heute aus. In allen Regenbogenfarben schimmernd, wie aus Tautropfen zusammengefädelt, auf die die Sonne scheint, schwebten, Hunderte von Kerzen tragend, die drei venezianischen Kronleuchter aus geschliffenem Glas ober der Tafel, und zwischen der regelmäßigen Doppelreihe der Gedecke strebten schwere silberne Armleuchter von altertümlich künstlerischer Schönheit zu den gläsernen Lüstern empor. Ein Meer von Licht umwogte Gäste und Tafel, aber weich, fast gebrochen, jede verwundende Grellheit ausschließendes, grauros umflortes Wachskerzenlicht.

Die ganze Tafel machte ohne offiziellen Prunk einen außerordentlich anmutigen und festlichen Eindruck. Das Porzellan war alt Wien, einfach grün und weiß, in den Familienfarben der Derzheims gehalten, das Glas altböhmisch, eigentümlich in der Form, wundersam zart, fein ausgeschliffen und diskret goldgerändert. Die Fräulein Jansky mußten sich wohl geirrt haben, wenn sie von der Neu-Anschaffung zehn Gulden kostender Bordeauxgläser gesprochen hatten, — Kelche, die zu diesem Glas gestimmt hätten, wären in der modernen Glasindustrie überhaupt nicht aufzutreiben gewesen.

Die konventionellen, hohen Silber- oder Vermeil-

Aufsätze fehlten gänzlich, nur große, niedrige Schüsseln von alt-florentinischer Reliefarbeit, mit herrlichem Obst gefüllt, jede Schüssel ein Bild, ragten zwischen den Kandelabern aus dem Blumenschmuck empor, der das Tafeltuch fast gänzlich bedeckte. Dieser Blumenschmuck bildete die reizendste Zierde des Tisches. Gräfin Irene hatte sich ihn ausgedacht — Ginster, Erika und weiße Rosen — der ganze Tisch ein Blumenbeet. Und der Duft der Waldblumen mischte sich mit dem süßen Singen und Klingen der böhmischen Weisen.

Er war wundersam süß, der Duft, besonders der des Ginsters! Man hatte Mühe gehabt, sich in diesen schwülen Augusttagen noch solche Mengen blühenden Ginsters zu verschaffen, aber die Herrschaften hatten darauf bestanden, und das Forstpersonal hatte ihn von nah und fern herbeigeholt — und nun war man entzückt — es war alles herrlich gelungen.

Herrn Bartetschowskys ästhetischer Sinn war im höchsten Maße befriedigt — er wohnte nämlich diesmal der Tafel bei. Natürlich hatte er sich erst von dem Diner ausschließen wollen, wie gewöhnlich, wenn sich eine größere Anzahl von Gästen in Djiboch versammelte. Man hatte diesmal seine Entschuldigungen nicht gelten lassen. Daß er sich von irgend einem Jagddiner fern halte, war begreiflich, erklärte man ihm, aber, wenn es sich um ein Familienfest handelte, da durfte der alte Freund nicht fehlen. Um's ihm gemütlich zu machen, hatte sich sein ehemaliger Lieblingsschüler Pips zu ihm gesetzt.

Herr Bartetschowsky fühlte sich mehr als gemütlich, er befand sich in gehobener Stimmung. Er nannte die

Rückkehr des Kardinals in das Schloß seiner Väter einen historischen Moment, hatte bereits vier Strophen einer Ode über das Thema komponiert und bedauerte nur, kein Maler zu sein, um den Zauber des Eindrucks, den die von dem Familienkongreß umgebene Tafel bot, festzuhalten. Er übertraf sich in diskreten Ausrufungen grenzenlosester Bewunderung.

Es war wirklich alles sehr gut ausgefallen!

Davon war übrigens nicht nur Herr Bartescowsky, auch die Fürstin-Witwe war davon überzeugt. Sie lächelte befriedigt und ruhte, nach den beiden Enden des Tisches hinblinzelnd, mit Behagen von den Anstrengungen der letzten Tage aus. Der Tafelschmuck wurde allgemein gerühmt, die Leistungen des Kochs waren über jedes Lob erhaben, und keiner der Gäste schien sich über den ihm an der Tafel angewiesenen Platz zu ärgern.

Last not least — der junge Fürst hielt sich über alles Erwarten. Er, von dessen bizarrer Laune man allenfalls Unangenehmes gefürchtet hatte, kehrte heute, weil es ihm zufällig so gefiel, den vollendeten Gentleman heraus, er repräsentierte mit Anstand und Würde und kokettierte nicht einmal zu viel mit seiner Base, der Fürstin Benedikta, die als Gattin des zweiten Familienchefs zu seiner Rechten saß. Ja er trug ihr gegenüber sogar eine gewisse mißbilligende Zurückhaltung zur Schau, als sei es ihm gar nicht unlieb, wenn sie es merke, daß ihm ihre grelle und unnötig tief dekolletierte Robe bei einem Diner, das ein hoher kirchlicher Würdenträger mit seiner Anwesenheit beehrte, unpassend erschien.

Die Fürstin Benedikta hatte sich erst sehr bemüht,

ihren Zauber auf ihn wirken zu lassen; da sich aber der Zauber unwirksam erwies, ersparte sie sich weitere Anstrengungen, widmete sich mit Behagen dem Genuß des vorzüglichen Diners und stellte dazwischen Betrachtungen über den Wechsel alles Irdischen an.

Sie fragte sich, ob denn ehemals ein Majoratsherr prüde genug gewesen wäre, ihr ein wenig unnötige Dekolletage zu verübeln — ehemals, in der Zeit, da sie noch die „schöne Benedikta" geheißen hatte und Raimund Derzheim ihre erste Caprice gewesen war.

Ein berühmter Phrenolog hatte ihr einmal nach genauer Prüfung ihres Schädelbaus mitgeteilt, daß ihr die Beule der Ehrfurcht fehle. Im Laufe dieses Diners lieferte sie den deutlichsten Beweis davon. Nicht einmal das purpurne Kardinalsgewand vermochte, ihre rückblickende Phantasie daran zu hindern, sich recht ausgiebig und unnötig mit längst vergangenen Dingen zu beschäftigen. Einmal ging sie sogar so weit, dem Priester einen Blick zuzuwerfen, der mit schwärmerischer Frage die Gedächtnistreue des Kirchenfürsten prüfte. Aber der Blick prallte an der Zerstreutheit des Kardinals ab.

Denn der Kardinal war sehr zerstreut; wenn eines auf das gelungene Fest einen Schatten warf, so war's die Zerstreutheit dessen, dem zu Ehren es gegeben wurde.

Auf alles, was ihm seine Mutter, zu deren Rechten er saß, vorbrachte, gab er einsilbige, inhaltslose Antworten, und immer mehr machte sein Gemütszustand den Eindruck einer Verstimmung, die aus einer mühsam niedergekämpften innern Unruhe entsprang.

Er hatte kurze, unstete Handbewegungen, mitunter

zuckte es plötzlich um seine Augenbrauen, und dann wieder schien sein blasses Gesicht zu Marmor zu erstarren.

Man hätte gewähnt, daß er sich nach den Reisestrapazen ermüdet fühle, wenn er nicht wenige Stunden zuvor bei dem Gabelfrühstück im engsten Familienkreise alles durch seine gleichmütige Heiterkeit erfreut hätte. Geradezu als das nachahmungswerte Muster eines vornehmen Priesters hatte er sich gezeigt, hatte freundlich, ohne allzu intensives Interesse nach seinen alten Bekannten gefragt, dazwischen einen in Anbetracht seines Reisezwecks recht befriedigenden Appetit, eine feine Weinkenntnis bewiesen und treffende Anekdoten mit subtil zugeschliffenen Pointen und leicht kirchlichem Beigeschmack erzählt.

Sein Neffe Pips hatte ihn als einen Diplomate à l'eau bénite bezeichnet.

Jetzt aber erstarb dem Neffen jeder Witz, auch der mildeste, auf den Lippen beim Anblick des bleichen Priesters, dem die großen, dunkeln Augen aus dem Kopf herausbrannten. Heute beim Gabelfrühstück hatte er gar nicht gemerkt, daß der geistliche Oheim Augen im Kopf habe, wenigstens nicht andre Augen als alle Menschen! Die Augen hatte er zum erstenmal gesehen, als sie der Kardinal heute, plötzlich aus dem Waldschatten emportauchend, vor dem Zaun der Försterei aufgeschlagen und auf Franz Wranny gerichtet hatte.

Es wurde einem ganz unheimlich zu Mute bei dem Anblick dieser Augen.

Noch ein Antlitz gab's an der Tafel außer dem des Kardinals, das gegen den allgemeinen, gedämpft heitern

Festlichkeitsausdruck der Familienversammlung seltsam abstach. Das war das Antlitz der Gräfin Irene. Die persönliche Bekanntschaft mit dem Legendenheros, dessen Züge sie so oft im Traum gesehen, hatte sie sehr aufgeregt. Mit einer gewissen ängstlichen Scheu, tief beschämt von der Erinnerung an die sehnsüchtigen Träume, die sein Jugendbildnis in ihr heraufbeschworen hatte, hatte ihr Blick zum erstenmal seine priesterliche Erscheinung gestreift, und da hatte sich etwas sehr Seltsames ereignet. Sofort war sie sich zu dem Bewußtsein gekommen, daß es nicht seine Züge gewesen waren, die ihr die Träume vorgespiegelt hatten. Jene Züge glichen wohl den seinen, recht merkwürdig glichen sie ihnen, aber es waren doch nicht seine Züge. Von wem also hatte sie in den schwülen, grauen Sommernächten geträumt? Sie hätte unter den Boden sinken wollen. „Wenn Benedikta ahnte, was in mir vorgeht!“ sagte sie sich schaudernd, „wenn sie ahnte . . .!“

Der lustige Uebermut, den sie sich in den letzten Tagen angekünstelt und mit dem sie ihre Umgebung irre geführt hatte, war verschwunden. Sie konnte ihn nicht mehr erzwingen, so zum Umsinken müde fühlte sie sich.

„Wieder Kopfschmerzen, Iren'?“ fragte teilnehmend Prinz Pips, der zwischen ihr und dem Hofmeister saß, mit seiner weichen Stimme und seinem freundlichen Lächeln.

Sie fuhr zusammen, sollte sie denn nirgends vor der Erinnerung an . . . an den andern sicher sein?

Wenn Pips so den Kopf ein wenig zur Seite neigte, war es geradezu erschrecklich, wie sein Gesicht dem Antlitz glich, das immer und immer wieder in ihren Träumen

aufzutauchen pflegte! Es war dasselbe Lächeln, derselbe Zug um die Mundwinkel, derselbe Blick.

„Ja!“ sagte sie rasch, froh, einen Vorwand für ihre blassen Wangen und ihre gedrückte Einsilbigkeit gefunden zu haben. „Es ist so schwül!“

„Das ist es, obschon man sich nach langer Beratung entschlossen hat, die Fenster offen zu lassen; vielleicht ist auch der Blumenduft zu stark für dich.“

„Der Ginster wirkt betäubend, ich hatte vielleicht unrecht, den Ginster in Vorschlag zu bringen.“

„Ich glaube, du bist die einzige, die sich beklagt,“ meinte Pips, „alles ist entzückt von Duft und Anblick; mir ist's, wenn ich die Augen schließe, als ginge ich an einem schönen Julitag in einem Kiefernwalde spazieren!“

In diesem Augenblick heftete der Kardinal die Augen erst auf den jungen Mann, der ihm schief gegenüber saß, dann auf die Gräfin Irene.

„Wer ist das schöne, blasse Mädchen neben Pips, du hast mir's heute morgen gesagt, Mama, aber ich habe es schon wieder vergessen.“

„Das ist Iren' Lurytsch — du könntest dich ihrer übrigens erinnern — du hast sie auf den Knieen geschaukelt und deinen Schatz genannt, wie sie zwei Jahre alt war.“

„Sie scheint leidend!“

„Eine vorübergehende Migräne, die quält sie manchmal — der Blumenduft offenbar — der Ginster — ich war von Anfang dagegen, aber sie behaupteten alle, daß es deine Lieblingsblume gewesen sei. Leider fürchte ich, daß ihr Duft auf dich dieselbe Wirkung ausübt, wie auf Iren', auch du scheinst Kopfschmerzen zu haben!“

„. . . Nein . . . Es iſt wirklich meine Lieblingsblume!“ murmelte der Prieſter.

Er brach ein Zweiglein von dem an den Gedecken vorüberlaufenden Tafelſchmuck und hielt es, tief aufatmend, vor ſein Geſicht. „Der Junge drüben hat recht,“ murmelte er; „wenn man die Augen ſchließt, iſt einem zu Mute, als ginge man an einem ſchönen Julitag in einem Kiefernwalde ſpazieren. Alle meine Lieblingsplätze tauchen vor mir auf!“

Eine Pauſe in dem ihn rings umſurrenden Tiſchgeſpräch veranlaßte den Kardinal aufzuſehen. Offenbar bereitete ſich etwas vor.

In der That hatte der junge Fürſt ſein Glas erhoben, ſein Auge ſuchte das des Oheims.

Sobald er deſſen Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt hatte, fing er an, ſeinen Toaſt zu ſprechen, einen Toaſt, den er geſtern mit Hilfe des Herrn Barteſchowsky entworfen und auswendig gelernt hatte. Er hatte, wie Herr Barteſchowsky ſofort mit reizbarer Autorenempfindlichkeit merkte, einige Sätze der urſprünglichen Kompoſition geſtrichen, ſehr zum Vorteil des Toaſtes. Er ſprach kurz, bündig, ohne zu ſtottern, mit kerniger, etwas ſchneidender Deutlichkeit, ohne Enthuſiasmus, aber mit vollendeter Haltung und mit der Ruhe der Menſchen, die kein Gemüt haben.

Der Dank des Kardinals klang müde; vergeblich horchte die Geſellſchaft auf eine geiſtreiche Redewendung in dem Trinkſpruch, den der hohe kirchliche Würdenträger auf das Oberhaupt der Familie ausbrachte.

Andre Toaſte folgten, immer matter antwortete der Kardinal. Da erhob ſich ein Derzheim, der offenbar

nicht sehr hoch im Range stand, denn er saß ziemlich tief unten an einem der Tafelenden. Er trug die österreichische Generalsuniform, reich mit Orden bespickt, und zeigte über seinem goldenen Kragen ein gutes, mutiges, offenes Kriegergesicht mit kühner Hakennase und blitzenden schwarzen Augen. Nach einer etwas verwickelten Ansprache, aus der er den Weg schwer herauszufinden schien, brach er in die Worte aus: „Und wenn ich Unberufener neben so vielen Berufenen mein Glas erhebe, so ist es nicht nur um einen unsrer höchsten kirchlichen Würdenträger ... leben zu lassen — nein ... dies Glas leere ich auf meinen unvergeßlichen Waffenbruder ... auf meinen tapfersten und liebsten Kameraden — der mir in der Schlacht von Königgrätz das Leben gerettet hat — auf Raimund Derzheim!"

Zitternd hielt der grauköpfige Soldat sein Glas in der Hand. Er war sich dessen bewußt, weiter gegangen zu sein, mehr gesagt zu haben, als er sich ursprünglich vorgenommen hatte, eine ungeheure Taktlosigkeit auf sein Gewissen geladen zu haben. — Aber der Kardinal erhob sich und stieß, ohne ein Wort zu sagen, seinen Champagnerkelch an den des Vetters. Als er sich niedersetzte, rannen ihm helle Thränen über die Wangen.

Die Musikanten, die natürlich auf dieses Intermezzo nicht vorbereitet waren, spielten mit dem instinktiven Takt, der ihresgleichen mitunter auszeichnet, die österreichische Volkshymne.

Um wenige Minuten später war die Tafel aufgehoben.

* * *

Gruppenweise ſtanden die verſchiedenen Derzheims in den Salons, von deren mit verblichenem Brokat bedeckten Wänden die alten Familienporträts herabſahen.

Wie viele verſchiedene Derzheims und was für verſchiedene Derzheims! Jede Schattierung von Derzheims — ehemalige Diplomaten mit feinem Profil, ſchlanken Händen und merkwürdigen Hemdkragen, — Hemdkragen, die bis an die Ohrläppchen reichten und aus denen heraus es unmöglich war, den Nebenmenſchen anders als von oben herab anzuſehen; plumpe, faſt bäuriſche Derzheims, biedere Countrygentlemen mit roten Geſichtern und verjährtem Kleiderſchnitt, aber doch mit einem nicht recht beſtimmbaren Etwas an ſich, das einen Eiſenbahnſchaffner daran verhindern mochte, ihnen ungefragt ein andres als ein Coupé erſter Klaſſe anzuweiſen — kaſſante Derzheims, affable Derzheims — einige Derzheims mit dem goldenen Vließ und alle mit dem Kammerherrnſchlüſſel — gemütliche und ungemütliche, aber keine gezierten Derzheims.

Es giebt überhaupt keine gezierten Derzheims, das robuſte Derzheimſche Selbſtbewußtſein ſchließt jede Ziererei, jedes Scheinenwollen, was man nicht iſt, aus. Mit ſolchen brotloſen Künſten quälen ſich die Derzheims nicht ab, das überlaſſen ſie geringeren Sterblichen.

Die Frauen ſind in der Minderzahl, und ihre Vornehmheit iſt viel eintönigerer Natur als die der anweſenden Herren.

Langſam wanderte der Kardinal von einem zum andern, bald den, bald jenen unter ſeinen Anverwandten anredend. Er war totenbleich und todmüde.

Die Fürstin Karoline äußerte sich gegen ihren Neffen Felix: „Er ist im Laufe des Tages lebendig geworden, Gott sei ihm gnädig!“

Der Fürst Felix schwieg, die Fürstin-Witwe gesellte sich zu den beiden und flüsterte: „Was sagt ihr zu der Taktlosigkeit Guidos? Nein, der Einfall, auf Raimunds militärische Laufbahn anzuspielen!“

„Ja, es war sehr ungeschickt,“ gestand die Fürstin Karoline, „aber was willst du, Vicky, diese Ungeschicklichkeit war das einzige, was Raimund bei der ganzen Veranstaltung gefreut hat!“

„Gefreut . . . gefreut! . . . aufgeregt hat ihn die Geschichte . . . aufgeregt!“

„Ja, das läßt sich nicht leugnen,“ erklärte, leicht mit den Achseln zuckend, Fürst Felix, „aber es war nicht zu umgehen, daß ihn vieles bei seinem Besuch in der Heimat aufregen mußte; fast alles, was ihn da freuen konnte, mußte ihn aufregen!“

* * *

In einer Ecke führten der Sekretär des Kardinals und der Hauskaplan ein lebhaftes kirchenpolitisches Gespräch. Der Hauskaplan war einmal ein ehrgeiziger junger Priester gewesen, der sich zum Erstreben hoher kirchlicher Ziele berufen fühlte, aber sein Ehrgeiz war stecken geblieben. Kaum dreißig Jahre alt, hatte er angefangen nach einer heftigen Halsentzündung an chronischer Heiserkeit zu leiden. Infolgedessen war er zum Prediger untauglich geworden und hatte sich genötigt gesehen, eine Stellung als Hauskaplan anzunehmen. Er war nun bald vierzig Jahre in Djiboch; gewöhnlich

ſah er die guten Seiten ſeiner Lage dankbar ein. Wenn er aber mit irgend jemand zuſammenkam, der noch mitten im kirchlichen Kampfe ſtand, wurde er ſofort reizbar, unzufrieden, fragte nach allerhand, zeigte ſich ſtreitſüchtig und konnte hierauf die Nächte nicht ſchlafen. Da der Sekretär, Monſignore Dolfini, bald einſah, daß ſich der arme, jeglicher theologiſchen Gedankendisciplin entwöhnte Schloßkaplan in die großen, durch die Königsherrſchaft in Rom aufgeworfenen katholiſchen Konflikte nicht recht hineinverſtand, wendete er das Geſpräch von den kirchenpolitiſchen Tagesfragen vergangenen Dingen zu. Er erkundigte ſich nach der Jugend des Kardinals — Monſieur l'Abbé hatte ihn als Kind gekannt — wie war er damals geweſen?

Der Abbé ſchilderte den Jüngling in glühenden Farben.

Monſignore Dolfini ſchüttelte den Kopf und murmelte: „Sonderbar! Wie er ſich verändert hat!"

Der Abbé fragte ſchüchtern, nach welcher Richtung ſich dieſe Veränderung beſonders verrate.

Hierauf erwiderte der Italiener mit einer lebhaften Handbewegung, der charakteriſtiſchen Bewegung des römiſchen Prieſters, den Unterarm ein wenig hebend und die Handfläche herauskehrend: „Es fällt mir natürlich nicht ein, Kritik zu üben an Seiner Eminenz — ich habe eine Veneration für ihn — e un angelo — un coeur d'or — mais ce n'est pas un combattant, und heutzutage in der katholiſchen Kirche!..." Von ſeiner urſprünglichen humanen Abſicht, den Kaplan nicht zu ſehr durch die Schilderungen von katholiſchen Aktualitäten zu verwirren, abgehend, begann ihm Monſignore Dolfini

nun sehr genau zu berichten, welche Eigenschaften bei einem hohen katholischen Würdenträger zu jetzigen Zeiten die wichtigsten seien. —

Der junge Fürst, dem es heute darum zu thun schien, einen guten Eindruck zu machen, entzückte die wichtigsten alten Damen durch seine ritterliche Artigkeit und gab gegen die hervorragendsten männlichen Familienmitglieder politische Ansichten von so kerngesunder konservativer Färbung kund, daß sie sich alle gegenseitig auf das wohlgefälligste über das junge Familienoberhaupt äußerten.

Dann näherte er sich auch der Gräfin Irene, dankte ihr dafür, daß sie den Blumenschmuck der Tafel so geschmackvoll angegeben, so freundlich überwacht habe, machte ihr ein Kompliment über ihre entzückende Toilette — sie war ganz weiß angezogen mit großen Smaragden in den Ohren — ihr fehlte nur noch ein Schmuckstück an dem ‚Corsage', behauptete er; unter dem Derzheimschen Familienschmuck sei ein altspanisches, mit Smaragden besetztes Ding, das sich vortrefflich an dem Kleide ausnehmen müsse, er wolle es morgen seiner schönen Cousine zeigen. Sie lächelte liebenswürdig, aber es entging ihm nicht, daß das Lächeln nichts Heiteres an sich hatte, daß es den traurigen Zug um den schönen Mund verschärfte, anstatt ihn auszulöschen.

Der junge Fürst runzelte die Stirn: „Du siehst nicht recht wohl aus, Iren'," bemerkte er, „ein wenig mehr Bewegung würde dir gut thun; du solltest das Reiten wieder aufnehmen. Wenn du es gestattest, würde ich mir erlauben, dich zu begleiten!" Bei diesen Worten sah er ihr gerade in die Augen.

Sie lächelte wieder, und das Lächeln nahm sich dies-

mal noch angeſtrengter aus, dabei verſicherte ſie ihm: „Das iſt ſehr liebenswürdig von dir, Willy, es wird mich ſehr freuen!“

Aus der Ferne ſah der Kardinal, der jetzt an ſeine Mutter herangetreten war, dem jungen Paare zu. „Was macht das ſchöne Mädchen ſo traurig?“ fragte er, und ſehr leiſe ſetzte er hinzu: „Eine unglückliche Neigung vielleicht?“

„O keine Spur, gar keine Spur,“ verſicherte die heute von Optimismus geradezu ſtrahlende Fürſtin, „im Gegenteil! Sie iſt auch gar nicht traurig, nur ein wenig ermüdet. Sie hat Willy in letzter Zeit öfters auf den Rebhühnerjagden begleitet, und das iſt bei dieſer Hitze zu anſtrengend für ſie. Du errätſt vielleicht? ... Es iſt unſer aller — zum wenigſten mein ſehnlichſter Wunſch iſt es, daß ſich die beiden finden möchten! Anfangs ſchien ſie ihm etwas böſe — weil er ... weil er — du weißt ja, wie die jungen Herren heutzutage ſind — ihr nicht genügende Aufmerkſamkeiten erwies ... aber jetzt ſcheinen ſie ſich ſehr gut zu verſtehen!“

„Wirklich?“ murmelte der Kardinal, und ſein Blick ſuchte noch einmal das blaſſe Mädchengeſicht, das ſo traurig ausſah, wenn es lächelte.

* * *

Nach dem Diner hatte man die Fügelthüren des weißen Saales geſchloſſen. Jetzt, nachdem die Diener mit unhörbarer Geſchicklichkeit den ganzen Tafelapparat hinweggeräumt hatten, öffnete man ſie wieder.

Die vier Muſikanten hinter den Myrten-, Oleander- und Lorbeerbäumen nahmen ihre Thätigkeit von neuem

auf. Ein wehmütiges Andante von Dvořák spielten sie diesmal. Es war viel zu schön für den leeren Saal, in den sich nur hie und da einer der Gäste verlor, um sich an den kalten Getränken zu erfrischen, die mit den Fruchtschüsseln und exquisiten Süßigkeiten auf die von goldenen Chimären getragenen Marmortische an der einen Längswand des Saales geordnet worden waren.

In diesem Augenblicke war Prinz Pips der einzige, der sich außer den vier Künstlern dort befand. Er war hineingetreten, um den böhmischen Musensöhnen etwas Freundliches über ihre Leistungen zu sagen und zugleich heimlich eine Zigarette zu rauchen.

Soeben hatte er sich in ein lobendes und seinen musikalischen Geschmack verratendes Gespräch mit dem Primgeiger eingelassen, wobei er aus Höflichkeit für den Geiger sein allerschönstes Hochböhmisch auskramte, als er einen Schritt und das Rauschen eines Gewandes vernahm.

Das Rauschen klang fast wie das eines Frauenkleides, aber der Tritt war nicht der einer Frau. Pips blickte auf — der Kardinal war's, der auf ihn zukam. Der seine hohe Gestalt umfließende Purpur spiegelte sich in dem eisglatt gebohnten Parkett, das große, an langer Kette hängende Kreuz glänzte auf seiner Brust. Merkwürdig war dem jungen Mann der Gang des Kirchenfürsten. Vor kurzem, als er ihn in den anstoßenden Gemächern hatte zwischen den Gästen einherwandeln sehen, war ihm die feierliche Würde seiner Haltung zugleich mit etwas Automatischem in seinen Bewegungen aufgefallen. Es rührte sich kaum eine Falte seiner Gewänder, während er von einem der Gäste zum andern schritt.

Jetzt ... krümmten und bogen sich die Falten um seine Kniee, sein Fuß im schmalen Schuh wurde bis zum Knöchel sichtbar — kein auffallend kleiner Fuß, aber ein Fuß von ungewöhnlich edler, schlanker Form. Eine gewisse Ungeduld bekundete sich in der Art seines Ausschreitens. Es war, als ob er sich jetzt nach mehr als zwanzig Jahren noch nicht ganz an die Unbequemlichkeit des priesterlichen Gewandes gewöhnt hätte, als ob es ihm hinderlich gewesen wäre im Gehen. Einmal stolperte er fast darüber und schob es mit seiner linken Hand verdrießlich zur Seite.

Als Pips merkte, daß der Kardinal geradeaus auf ihn zukam, machte er ein paar Schritte vorwärts und suchte zugleich ein Plätzchen, wo er seine Zigarette weglegen konnte.

„Laß es gut sein," wehrte ihm der Kardinal, „ich rieche den Zigarettendampf sehr gern, er erinnert mich an alte Zeiten, wie der Ginster und meine lieben böhmischen Volkslieder," und dabei legte er dem Neffen die Hand auf den Arm.

Seltsam — heute früh, als er dem Kardinal vorgestellt worden war, hatte Pips bei dem offiziellen verwandtschaftlichen Händedruck die Empfindung von etwas Kühlem, Schlaffem gehabt, das ihm nicht wohlthat.

Jetzt wirkte die Berührung des Priesters auf ihn fast wie ein Zauber, wie eine edle, ernste Liebkosung — es war so viel inniges, menschliches Mitgefühl in dieser warmen, fieberhaft bebenden Hand.

Die Berührung dieser Hand war ebenso traurig, ebenso menschlich und gut wie der Blick, der den jungen Mann aus den tiefen, dunkeln Augen des Priesters

traf. Ein heftiges Mitleid, verbunden mit einer an Begeiſterung grenzenden Sympathie, erwachte plötzlich in dem Herzen des jungen Dragoners. Zugleich überkam ihn ein ahnungsvolles Befremden — was hatte den Kirchenfürſten dazu bewogen, ein unbedeutendes Familienmitglied, wie er es war, dermaßen auszuzeichnen?

Der Kardinal, der dem Lieutenant das Befremden von ſeinem hübſchen, offenen Geſicht ablas, wurde augenſcheinlich verlegen, ſuchte einen Anfang für das Geſpräch. „Vor allem," begann er, ſich der Muſikantenеſtrade zuwendend, „möchte ich dieſe braven Jungen kennen lernen und ihnen für die ſchöne Muſik danken, mit der ſie mir heute ſo viel Vergnügen gemacht haben!"

Die vier jungen Muſiker erhoben ſich, traten aus ihrem oleanderumblühten Myrtenverſteck hervor und verbeugten ſich vor dem Kardinal. Pips nannte ihre Namen, worauf ihnen der Kirchenfürſt ein paar freundliche Worte ſagte.

Sie erkundigten ſich beſcheiden nach ſeinen Wünſchen — was ſollten ſie noch ſpielen? „Noch etwas von Dvořák oder etwas von Smetana?"

Der Kardinal ſchüttelte den Kopf. „Nein — nur noch ein paar Lieder: ach není tu není und horo, horo vysoká jsi — und koulelo jse koulelo, cervené jablicko!"

„Ich will in aller Stille zuhören," ſagte der Kardinal; „hier war doch ehemals ein Balkon? — Ach da — komm mit mir hinaus, mein Kind, ich muß mich ein wenig erholen, es iſt zu heiß drinnen."

Sie traten zuſammen hinaus, die Thüre offen laſſend, damit ihnen die Lieder nachſchweben könnten auf den kleinen, ausgebogeнen Balkon, der ſich, mit maleriſch

verſchnörkelter alter Eiſenarbeit umhegt, gerade über dem Hauptportal des Schloſſes befand. Zwei der großen, rechts und links von dem Portal angebrachten Laternen ſandten helle Strahlen auf den Balkon hinauf und malten große Lichtinſeln in die dunkelgraue Dämmerung der Auguſtnacht, auf die von oben die Sterne aus dem wolkenloſen Himmel herunterglänzten; unklar im Umriß, aber deutlich in ihren Formen, hoben ſich die Kronen der alten Bäume gegen das golddurchflimmerte, ſchwarzdunkle Blau ab, der Duft des Ginſters, den die Diener zwiſchen den Erfriſchungen auf den Marmortiſchen verteilt hatten, drang auf den Balkon hinaus — zugleich mit den böhmiſchen Weiſen.

Dem Strahl der Laternen ausweichend, trat der Prieſter bis an den Rand des Balkons. „Wir haben ja noch gar nicht miteinander geplaudert," begann er etwas linkiſch.

„Ich mußte doch warten, bis du geruhteſt, von mir Notiz zu nehmen, Onkel Kardinal," erwiderte ihm der Neffe beſcheiden, aber doch mit einer herzlichen Unbefangenheit, die etwas ſehr Gewinnendes an ſich hatte.

„Nun, da du, wie mir ſcheint, der jüngſte unter den Anweſenden biſt, mußte ich mir das Vergnügen, deine nähere Bekanntſchaft zu machen, bis zum Schluſſe aufſparen. Wir werden's bald nachgeholt haben — werden nicht lange brauchen, einander kennen zu lernen, wir zwei. Siehſt du, dich hätte ich als mein Fleiſch und Blut erkannt am andern Ende der Welt — du biſt der echte Derzheim, während Willy — nun, er iſt ja auch ein Derzheim in ſeiner Art, aber es iſt doch nur eine Spielart!"

„Findeſt du, Onkel Kardinal? Ich glaube, es bedeutet ein Lob, wenn du jemand einen echten Derzheim nennſt!“

„Ja, mein Kind, die Derzheims waren immer tapfere, treue Menſchen, die das Herz auf dem rechten Fleck hatten. Tiefe Denker waren ſie nicht, das Denken iſt eine Defenſivеigenſchaft — Leute, deren Leben fix und fertig vor ihnen ausgeſchnitten liegt, vervollkommnen ſich nicht — bei denen bleibt das Denken rudimentär!“

Der Dragoner lachte, dann meinte er: „Tante Karolin' behauptet immer, daß ich dir ähnlich ſehe, Onkel Kardinal!“

„Ich möchte es auch glauben, hm . . . wie heißt du?“

„Joſef Maria Bernhard Gabriel Egon Arthur zu Derzheim-Willingen . . . genannt Pips!“

„Die Abkürzung iſt ein Troſt,“ erwiderte der Kardinal; „und wie alt biſt du?“

„Einundzwanzig.“

„Geweſen oder wirſt du's erſt?“

„Bin's ſoeben geworden, vor acht Tagen, am zwanzigſten Auguſt.“

„Ja, richtig, jetzt entſinne ich mich,“ murmelte der Kardinal, „du biſt nach meiner Zeit auf die Welt gekommen. Als ich hier eintraf, wußte ich gar nichts von deiner Exiſtenz, oder hatte ſie wenigſtens vergeſſen. Denn gemeldet hatte man mir ja deine Geburt gewiß, wie jeden Zuwachs in unſrer Familie. — Hm! — einundzwanzig . . .“ Der Kardinal verfiel in tiefes Nachdenken. Plötzlich den Kopf hebend begann er von neuem mit etwas unſicherer, umflorter Stimme: „Als ich mich heute bei meinem erſten einſamen Spaziergang

in der Heimat bis an die alte Försterei verirrte, sah ich neben der Försterin einen jungen Menschen — ist das dein Milchbruder?"

„Ja, Onkel Kardinal."

„So, — er schien mir bedeutend älter zu sein als du," murmelte der Kirchenfürst.

„Er ist nur um ein paar Monate älter," erwiderte Pips, „aber er ist größer und stärker, da sieht man immer älter aus. Ein Prachtmensch ist er übrigens, und wir sind sehr befreundet miteinander."

„Befreundet," wiederholte der Kardinal, „befreundet, ein starker Ausdruck in diesem Fall!"

„Ich nehm' ihn nicht zurück," erwiderte der junge Prinz treuherzig. „Er war sechs Monate alt, als ich von schlechter Ernährung oder so was im Sterben lag, und sie eine Amme brauchten, um mich aufzuziehen. Nanni nahm das hohe Amt meiner Lebensretterin nur unter der Bedingung an, daß sie sich nicht von ihrem Buben zu trennen brauchte, und da sich die Großmutter ebenso wie meine Mama indes ganz und gar in die Nanni verliebt hatten und von keiner andern Amme mehr etwas hören wollten, ließen sie ihr den Willen. Und so sind wir denn von der Wiege an sozusagen miteinander aufgewachsen. Aber was erzähl' ich dir denn da für dummes Zeug! Diese schlichten Leute können wahrlich kein Interesse für dich haben, Onkel."

„Und warum nicht?" entgegnete der Kardinal rasch, „es giebt kein Hoch und Niedrig unter den Menschen für einen Priester — es giebt nur Gut und Schlecht. Fahr nur fort. Also der Bub kam aufs Schloß!"

„Ja; wie er fort sollte, schrie und zeterte ich — sie

ſagen mir's wenigſtens — ſo lange, bis ſie mir den Franz wieder verſchafften. Da verbrachte er denn recht viel Zeit bei uns. Er war ſo eine Art Prügeljunge, nur daß er ſich nie prügeln ließ. Im Gegenteil raufte er ſich manchmal mit Willy fürchterlich, mit mir nie. Für mich hätte er ſein Leben gelaſſen. Er hat mich öfter verteidigt, wie ein kleiner Held, einmal gegen einen wütenden Hund und ein andres Mal gegen einen wilden Rehbock. Siehſt du, ſolche Sachen vergißt man nicht, Onkel Kardinal!"

„Natürlich vergißt man ſie nicht," murmelte der Kirchenfürſt, indem er ſich tiefer in den Schatten zurückzog.

„Und jetzt, wo wir die Rollen getauſcht haben, wo ich derjenige bin, der ſich ſeiner annehmen muß, thu' ich's, wo ich kann. Mir iſt ſo leid um ihn. Heute, als ich hinkam, fand ich ihn zum Erſchießen traurig!"

„So ... nun ... und wo fehlt es dem armen Teufel?" fragte der Kardinal ſehr bewegt.

„Nun, weißt du, Onkel Kardinal," fuhr der Prinz, immer zutraulicher werdend, fort, „wie er klein war, ſpielte er mit uns faſt wie ein Kamerad, aber je älter wir wurden, um ſo mehr wuchſen wir uns auseinander. Er wünſchte ſich's brennend, Offizier werden zu dürfen: und du weißt, Onkel Kardinal, in Oeſterreich wär's ja ganz gut möglich geweſen, aber mein verſtorbener Vater wollte nichts davon wiſſen, und da mochten die Verwandten des Armen auch nichts mehr davon hören. Aus großer Gnade hat ihn mein Vater auf die Forſtakademie geſchickt. Die hat er kürzlich mit Auszeichnung abſolviert. Im Herbſt ſoll er ſein Freiwilligenjahr

antreten; da er ein vorzüglicher Reiter ist und ich ihn gern um mich haben möchte, so hab' ich ihn aufgefordert, in mein Regiment einzutreten. Die Freiwilligen werden nicht besonders glimpflich behandelt bei uns, aber ich bin, gottlob! ziemlich populär im Offiziercorps und glaube, daß er in kurzer Zeit eine sehr gute Stellung haben wird. Mir wird er der liebste Kamerad sein im Regiment; ich versichre dir, Onkel Kardinal, er hat keinen gemeinen Faden an sich! Hast du ihn genau angesehen?"

„Warum fragst du?"

„Weil, nur — weil die Leute alle behaupten, daß er mir so ähnlich ist — und es läßt sich nicht leugnen, er hat das echte Derzheimsche Familiengesicht! — Wie er dazu kommt, wissen wir alle nicht — aber er hat's, und vielleicht stammt etwas von meiner warmen Sympathie für ihn aus einem verwandtschaftlichen Gefühl!"

Mit einem Male verstummte der Prinz.

Bei einer unbedachten Bewegung war der Kardinal in den Lichtkreis einer der Laternen hineingerückt. Er war so totenblaß, seine Augen blickten so finster, daß der junge Mensch erschrak. Es kam ihm plötzlich recht unpassend vor, daß er im Gespräch mit dem Kardinal ein so bedenkliches Thema gestreift hatte.

„Verzeih, Onkel Kardinal, ich hatte vergessen . . ." stotterte er, dunkelrot werdend.

„Ja, du hattest vergessen, daß ich ein Diener Gottes bin, und infolgedessen von allen menschlichen Interessen losgetrennt," sagte der Kardinal mit einer traurigen, todmüden Stimme.

Der Ginster fing an zu welken, um so stärker wurde

sein Duft. Die Musikanten spielten noch immer. Der Kardinal blickte schweigend über die düsteren Lindenkronen in die fernblinkenden Sterne. Dann, ohne seinen Neffen anzusehen, sagte er plötzlich: „Ich lese morgen die Messe in der Schloßkapelle, nur für die Familie, anstatt des Abbés — der Dienerschaft ist natürlich der Zutritt gestattet ... du könntest es veranlassen, daß jemand noch heute in die Försterei hinunterspringt, die Försterin und deinen Schützling aufzufordern, in die Kirche zu kommen!"

Dann, ohne ein weiteres Wort, wendete er sich in den Saal zurück.

Er erschrak sichtlich bei dem Anblick, der sich ihm bot, denn der Saal war keineswegs mehr so leer und einsam, wie er es vor einer halben Stunde gewesen war. Vielmehr hatte sich fast die ganze Gesellschaft jetzt darin versammelt, um vor dem Aufbruch zur nächtlichen Ruhe noch ein wenig von den zu ihrer Erquickung aufgestellten Näschereien zu kosten.

Offenbar hätte es der Kardinal vorgezogen, noch länger in seinem einsamen Versteck zu verbleiben, aber da man ihn bereits bemerkt hatte, war an ein Zurückziehen nicht mehr zu denken. So mischte er sich denn, müde und abgespannt, von neuem unter den Reigen seiner Anverwandten.

Eine sehr arme Base legte ihm das Wohl ihres Sohnes ans Herz und teilte ihm mit, daß es ihr sehnlichster Wunsch sei, ihn der Kirche zu weihen.

Seine Mutter kam auf ihn zu und forderte ihn zärtlich auf, vor Mitternacht noch etwas kaltes Fleisch zu sich zu nehmen, damit er sich während der Messe

nicht zu ſchwach fühle, das allzulange Faſten könnte ihm ſchaden.

Er lächelte freundlich, aber ablehnend. Plötzlich zuckte er zuſammen, ein Schauer zog durch ſeine hohe Geſtalt. Horchend wendete er den Kopf der Eſtrade zu, von der jetzt eine beſonders anmutige Melodie herüberklang. Noch ein böhmiſches Volkslied, und zwar eines, das zu den beſondern Lieblingsliedern des Kardinals gehört hatte, als er noch der feurige, luſtige Prinz Raimund geweſen war, mit Sonnenſchein in den Augen und dem Schalk im Nacken.

Man hatte ihn das Lied oft vor ſich hinpfeifen hören, wenn er mit ſeinem Hunde von der Hühnerjagd durch die Wälder ins Schloß zurückkehrte. Darum hatten es ſich die vier Muſikanten zum Schluß aufgehoben und ſpielten es jetzt, ohne darüber nachzudenken, wie wenig ſich für die Ohren des würdevollen Kirchenfürſten eignete, was die Lippen des lebensfrohen Prinzen ſo gut gekleidet hatte.

Když tě vidím má panenko
Vtom kostele klečeti
Ne mohu vic sloužit bohu
Musim na tě hleděti.

Kdybych Boha tak miloval
Jako miluji tebe —
Byl bych dlouho za svatého
Jako anděl ve nebe!

Wenn ich dich, Geliebte, ſehe
In der Kirche betend ſtehn,
Kann dem Herrn ich nicht mehr dienen,
Muß nach deinen Augen ſehn.

Könnt' den Herrn ich brennend lieben,
Wie ich liebe dich, mein Kind,
Wär' ich längst der Heiligen einer,
Die vor Gottes Throne sind.

Die sämtlichen Derzheims sahen sich untereinander an, einige konnten das Lachen nicht verbeißen.

Die Fürstin-Witwe äußerte sich gegen ihren Sohn, daß die Leute doch unerhört dumm und taktlos seien. „So eine Brioche! — aber so eine Taktlosigkeit!"

„Laß es gut sein, Mama," entgegnete er ihr heiser, „ich hör' das Lied gern wieder einmal, und ich glaube kaum, daß es unser Herrgott dem, der's gedichtet hat, übelgenommen haben wird. — Der, dem das Lied eingefallen ist, hatte wohl ein Recht, es in die Welt hinauszusingen, denn es war gewiß kein Kardinal!"

Kurze Zeit darauf war er verschwunden.

Die Verwandten machten einander Bemerkungen über sein schlechtes Aussehen, sein seltsames Wesen. Er war doch viel elender, als man anfangs gedacht hatte, und hatte eine Erholung dringend nötig. Ja, ja, Karlsbad würde ihm wohl thun.

„Ach was, Karlsbad!" murmelte traurig die Fürstin Karoline ihrem Neffen Felix zu, „Karlsbad! ... das, was ihn schmerzt, wird Karlsbad nicht heilen. Die alten Erinnerungen sind in ihm wach geworden. Die Heimkehr thut ihm weh. Mein Gott! er sieht aus, wie an jenem schrecklichen Junitag, da er plötzlich auf seinen Vater zutrat und ihm sagte: ‚Ich bin bereit!'"

* * *

Indessen saß der Kardinal Derzheim in seinem Schlafzimmer in einem tiefen Lehnstuhl, und seine

Thränen fielen heiß und dicht auf einen kleinen Ginsterzweig, den er in den Händen hielt. Er hatte den Zweig während des Diners in einem Aermel seines priesterlichen Gewandes versteckt.

Warum war er in die Heimat zurückgekehrt? fragte er sich — es war eine Unvorsichtigkeit, die er nicht hätte begehen dürfen. Aber er war seiner Nerven, seines Herzens so sicher gewesen.

Im Anfang seiner kirchlichen Laufbahn hatte er entsetzliche Kämpfe mit sich durchgemacht, er hatte sich die Kniee wund gekniet in verzweifeltem Gebet, er hatte sich krank gefastet, nur um seinen innern Frieden zu erzwingen.

Und endlich war es ihm gelungen. Die katholische Kirche hatte ihren magischen Beruhigungszauber auf ihn ausgeübt, alles, was jahrelang in ihm geschrieen hatte, war verstummt, was sehnsüchtig in ihm gewacht hatte, war eingeschlafen, was ungestüm in ihm gekämpft hatte, war gebrochen. Er hatte nur siegen können, indem er unterlag, hatte sich aus dem Zwiespalt, der seine Seele zerriß, nur retten können, indem er alle seine Kräfte erschlaffen ließ, womit der ganze Reichtum seiner Natur verloren ging.

Die Fürstin Karoline hatte recht gehabt, wenn sie behauptete: „er hat sich vernichten müssen, um es in seinem kirchlichen Beruf auszuhalten.“ Er hatte sich vernichtet . . .!

Jahrelang war er nichts gewesen als der schöne, vornehme Monsignore Derzheim — eine wundervolle katholische Staffage, die man den Fremden zeigte — berühmt durch den königlichen Anstand seiner Haltung,

durch die klassische Regelmäßigkeit seines Profils, das sich ernst und würdig gegen den braunen Hintergrund der geschnitzten Kirchenstühle abhob, wenn er im Hermelinkragen oder faltigen, violetten Gewand der Messe in der Chorkapelle des Petersdoms beiwohnte. Es war still in ihm. Wie ihn kein Zweifel mehr quälte, so hatte auch die Hoffnung aufgehört ihn zu freuen. — Monsignore Dolfini hatte ganz recht, wenn er sagte: „Ce n'est pas un combattant!“

Um für irgend etwas zu streiten, hätte er sich aufrütteln müssen, und vor dem Aufrütteln fürchtete er sich. Er vermied alles, was sein schwer erworbenes inneres Gleichgewicht beunruhigen konnte. Er hatte die ersten Jahre seines priesterlichen Lebens nicht vergessen, in denen er Schritt für Schritt, immer die Augen nur nach einem Ziel gerichtet, hatte vorwärts gehen müssen, — die Angst vor seiner eignen Natur in allen Gliedern. Er hatte damals das Gefühl eines Menschen gehabt, der, mit Schwindel behaftet, einen schmalen Steg entlang über einen Abgrund wandelt. Er war drüben angekommen, der Abgrund lag hinter ihm, er hatte keine Lust mehr, ihn noch einmal zu überschreiten.

Lange hatte dieser Quietismus angehalten, als sich seine Persönlichkeit eines Tages in einem ganz unerwarteten Lichte zeigte.

Bei einer grausigen Epidemie, die in Rom und fast allen süditalienischen Städten Verheerungen anrichtete, entwickelte er eine so grenzenlos aufopfernde Thätigkeit, daß er von einem Tage zum andern die Aufmerksamkeit der päpstlichen Kurie auf sich zog. Er war überall, wo es Not zu lindern, Schmerzen zu beruhigen, Schrecken

zu verscheuchen, eine letzte Hoffnung anzuregen gab. Er kannte keinen Ekel und keine Angst.

Von Rom verfügte er sich nach Neapel, in den widerlichsten Höhlen des Armenviertels verbrachte er Tage und Nächte, die Kranken wie ein barmherziger Bruder pflegend. Der Volksmund feierte ihn als Wunderthäter. Es hieß, daß die Menschen geheilt würden durch die Berührung seiner Hand.

Diese Uebertreibungen schienen ihm unangenehm zu sein. Kaum, daß die Seuche verschwunden war, trat der Monsignore Derzheim von neuem in den Hintergrund. Aber er war bemerkt worden, seine Leistungen, die Hunderte von geringern Priestern zu ähnlichem Heldenmut anfeuerten, hatten dem römischen Klerus einen neuen Glorienschein verliehen! Kurze Zeit darauf wurde er mit dem Kardinalshut ausgezeichnet.

Er war jetzt ganz ruhig, ganz fertig mit sich, er fürchtete sich nicht einmal mehr vor dem grausigen Abgrund, den er hatte überschreiten müssen, um sein jetziges Ziel zu erreichen. Er hatte den Abgrund vergessen.

Und also ruhig, im besten Einvernehmen mit seinem innern Empfinden und seinen äußern Lebensbedingungen, war er in seine Heimat zurückgekehrt.

Ein einziger Tag hatte genügt, alles umzureißen, was er in einer langen Reihe von Jahren geschaffen hatte! Die Gruft, die er sich selber erbaut hatte, war zusammengestürzt — der alte großartige Mensch, der er gewesen war, wollte auferstehen aus dem Schutt, aber auf dieser Welt war kein Platz mehr für ihn.

Warum auch hatte man sich so sehr bemüht, seine Jugenderinnerungen anzuregen durch Waldblumen und

Volkslieder, ja selbst durch die Wahl der für ihn vorbereiteten Gemächer und deren Einrichtung!

Man hatte nur den einschmeichelnden Zauber dieser Erinnerungen ins Auge gefaßt und nicht bedacht, wie viel Trauriges sie bei jedem ältern Menschen heraufbeschwören, wenn sie in allzu intensiver Weise geweckt werden. Jugenderinnerungen sind immer Gespenster, die aus alten Gräbern auferstehen, in denen die verlorene Freude neben dem überwundenen Leid ausruht, und wenn die Freude aufersteht, bleibt das Leid nicht zurück.

Plötzlich . . . er zuckte zusammen, hielt sich die Hand über die Augen, als ob ein Blitzstrahl vor ihm niedergefahren sei, ein Blitzstrahl seines Gedächtnisses, der eine besonders dunkle Stelle in der Vergangenheit aufgehellt hatte. Er zitterte am ganzen Leib. Sollten denn wirklich schon zweiundzwanzig Jahre darüber hinweggegangen sein? fragte er sich — war es nicht vielmehr erst gestern gewesen? — Sein langes priesterliches Leben in Rom schien ihm heute viel ferner zurückzuliegen, als jener Tag — der schreckliche Tag und die schreckliche Zeit, deren Abschluß er bildete!

Die ewigen Reibungen zwischen ihm und seinem Vater, der nach dem Tode seines zweiten, dem Priesterstande geweihten Sohnes alle Hebel in Bewegung setzte, Raimund den Jüngsten zu veranlassen, den kirchlichen Beruf zu erwählen. Erst sanftes Zureden — höfliches Ablehnen — dann ein immer despotischeres Auftreten von seiten des Vaters — heftiger Widerstand von seiten des Sohnes — schließlich unschöne Scenen, eine gegenseitige Entfremdung.

Der alte Fürst wendete sich jetzt an den Prinzen Felix mit der Bitte, den kirchlichen Beruf anzutreten.

Felix aber verneinte ruhig und fest, in einer Weise, auf die nicht zurückzukommen war. Felix war viel ruhiger, viel vernünftiger, als sein um ein Jahr jüngerer Bruder, er hatte keine so lebhafte Einbildungskraft, auf die man wirken konnte. Da er den Bruder sehr liebte, so hätte er auch ihn gern vor dem traurigen Schicksale bewahrt, unter ihm nicht zusagenden Lebensbedingungen zu verkümmern. Er redete ihm selber zu, nicht nachzugeben, forderte ihn auf, seine Festigkeit zu bewahren, bis sich die Aufregungen des Vaters, die Felix als teilweise krankhaft erachtete, gelegt haben würden.

Und Raimund trachtete fest zu bleiben. Aber sein Gleichgewicht war erschüttert — das ungewohnte Auflehnen gegen die väterliche Autorität, unter deren Prestige er erzogen worden war, fing an sein Gewissen zu beunruhigen. Indessen versank der Vater in einen dumpf hinbrütenden Zustand, wurde hochgradig melancholisch.

Eine Art religiösen Wahnsinns schien sich seiner bemächtigt, der Gedanke sich bei ihm festgenistet zu haben, daß die ewige Seligkeit ebenso wie das weltliche Heil sämtlicher Derzheims von dem Opfer abhinge, das Raimund zu bringen sich so heftig sträubte. Unsicher werdend, entschloß sich der junge Offizier, seinen Urlaub abzukürzen, in seine Garnison zurückzukehren, um dem ewigen Konflikt mit dem Vater ein Ende zu machen.

Da — den Tag vor der Abreise wendete sich der Vater noch einmal an ihn, diesmal mit kleinmütigem, fast kindischem Flehen.

Raimund sagte nein.

Gott! wenn er sich daran erinnerte, an seinen foltern-

Volkslieder, ja selbst durch die Wahl der für ihn vorbereiteten Gemächer und deren Einrichtung!

Man hatte nur den einschmeichelnden Zauber dieser Erinnerungen ins Auge gefaßt und nicht bedacht, wie viel Trauriges sie bei jedem ältern Menschen heraufbeschwören, wenn sie in allzu intensiver Weise geweckt werden. Jugenderinnerungen sind immer Gespenster, die aus alten Gräbern auferstehen, in denen die verlorene Freude neben dem überwundenen Leid ausruht, und wenn die Freude aufersteht, bleibt das Leid nicht zurück.

Plötzlich ... er zuckte zusammen, hielt sich die Hand über die Augen, als ob ein Blitzstrahl vor ihm niedergefahren sei, ein Blitzstrahl seines Gedächtnisses, der eine besonders dunkle Stelle in der Vergangenheit aufgehellt hatte. Er zitterte am ganzen Leib. Sollten denn wirklich schon zweiundzwanzig Jahre darüber hinweggegangen sein? fragte er sich — war es nicht vielmehr erst gestern gewesen? — Sein langes priesterliches Leben in Rom schien ihm heute viel ferner zurückzuliegen, als jener Tag — der schreckliche Tag und die schreckliche Zeit, deren Abschluß er bildete!

Die ewigen Reibungen zwischen ihm und seinem Vater, der nach dem Tode seines zweiten, dem Priesterstande geweihten Sohnes alle Hebel in Bewegung setzte, Raimund den Jüngsten zu veranlassen, den kirchlichen Beruf zu erwählen. Erst sanftes Zureden — höfliches Ablehnen — dann ein immer despotischeres Auftreten von seiten des Vaters — heftiger Widerstand von seiten des Sohnes — schließlich unschöne Scenen, eine gegenseitige Entfremdung.

Der alte Fürst wendete sich jetzt an den Prinzen Felix mit der Bitte, den kirchlichen Beruf anzutreten.

Felix aber verneinte ruhig und fest, in einer Weise, auf die nicht zurückzukommen war. Felix war viel ruhiger, viel vernünftiger, als sein um ein Jahr jüngerer Bruder, er hatte keine so lebhafte Einbildungskraft, auf die man wirken konnte. Da er den Bruder sehr liebte, so hätte er auch ihn gern vor dem traurigen Schicksale bewahrt, unter ihm nicht zusagenden Lebensbedingungen zu verkümmern. Er redete ihm selber zu, nicht nachzugeben, forderte ihn auf, seine Festigkeit zu bewahren, bis sich die Aufregungen des Vaters, die Felix als teilweise krankhaft erachtete, gelegt haben würden.

Und Raimund trachtete fest zu bleiben. Aber sein Gleichgewicht war erschüttert — das ungewohnte Auflehnen gegen die väterliche Autorität, unter deren Prestige er erzogen worden war, fing an sein Gewissen zu beunruhigen. Indessen versank der Vater in einen dumpf hinbrütenden Zustand, wurde hochgradig melancholisch.

Eine Art religiösen Wahnsinns schien sich seiner bemächtigt, der Gedanke sich bei ihm festgenistet zu haben, daß die ewige Seligkeit ebenso wie das weltliche Heil sämtlicher Derzheims von dem Opfer abhinge, das Raimund zu bringen sich so heftig sträubte. Unsicher werdend, entschloß sich der junge Offizier, seinen Urlaub abzukürzen, in seine Garnison zurückzukehren, um dem ewigen Konflikt mit dem Vater ein Ende zu machen.

Da — den Tag vor der Abreise wendete sich der Vater noch einmal an ihn, diesmal mit kleinmütigem, fast kindischem Flehen.

Raimund sagte nein.

Gott! wenn er sich daran erinnerte, an seinen foltern-

den Gemütszuſtand, nachdem er das Zimmer des Vaters verlaſſen hatte, an die innere Unruhe und Verwirrung, die quälenden Vorſtellungen ſeiner Phantaſie, die ihn bald mit dieſer, bald mit jener ſchrecklichen Möglichkeit bedrohten.

Am Abend wollte er fort — wie ſich die Stunden dehnten! Wenn Felix da geweſen wäre, ſo hätte er doch eine Stütze, einen Halt gehabt. Aber ſo auf ſich allein angewieſen . . .!

Er fing an, ſich angeſteckt zu fühlen von der Angſt ſeines Vaters, der Angſt, daß ſeine Weigerung einen Fluch auf ihn und alle ſeine Angehörigen herabziehen könne. Dann wieder ſchämte er ſich ſeiner abergläubiſchen Anwandlungen. Felix hatte ihn aufgefordert, beſonnen zu ſein, nicht den Kopf zu verlieren, der Vater würde mit der Zeit von ſelbſt auf andre Gedanken kommen. Aber die Unruhe in dem Blut des jungen Menſchen ließ ſich durch keine Vernunftvorſtellungen bannen.

Er fing an zu ſchwanken . . . wenn ich mich entſchlöſſe? . . . fragte er ſich. Sich entſchließen! . . . aber jede Fiber in ihm ſträubte ſich dagegen — Geiſtlicher werden — dem Leben entſagen — der Freiheit — der Freude!

Er war nicht fromm genug, den prieſterlichen Beruf mit voller Ueberzeugung anzutreten, aber in ſtreng religiöſen Familientraditionen erzogen, war er zu gläubig, um nicht entſetzt zurückzuſchaudern vor der Vorſtellung, ein falſcher Prieſter zu werden, der Andachtsübungen nur als Berufsformalitäten ohne Beteiligung ſeines Gemüts verrichtet.

Nein — nein — nein!

Der Tag wollte kein Ende nehmen ... die Stunden wurden immer länger, es war, als ob jede Stunde sein müdes Herz noch mit einer Last beschwere.

Um ein Uhr versammelte man sich zu der Mittagsmahlzeit, wie alle Tage in dem braungetäfelten Zimmer, von dessen Wänden die alten Familienbilder auf die jetzigen Derzheims niedersahen.

Die finstern Blicke des Vaters glitten scharf an dem Sohne vorbei, kein einziges Mal suchten sie ihn. — Dumpfes Schweigen herrschte an der Tafel, bei der der Haß zwischen Vater und Sohn mit zu Tische saß. — Von mäßigen Gewohnheiten, wie die meisten vornehmen jungen Oesterreicher, trank Raimund an jenem Tage ausnahmsweise mehr Wein als gewöhnlich, schweren, roten Ungarwein.

Als er vom Tische aufstand, waren die Schreckensvorstellungen, die seine Seele umschattet hatten, verschwunden, ein feuriger Trotz brannte in seinen Adern, er war bereit, dem harten, grausamen Vater jeden Widerstand zu bieten.

Noch drei Stunden vor der Abfahrt — etwas mußte man thun, um mit ihnen fertig zu werden! — Was? ...

Er wollte nach der Scheibe schießen, befahl dem Leibjäger, die Pistolen herunterzubringen.

Wie das alles auftauchte vor dem Kardinal! — Der alte Küchengarten — das rotbraune Dach der rebenumsponnenen Gärtnerswohnung hinter einer Palissade von rosa und weißen Pappelrosen aufragend — die alten Aprikosenbäume, deren grüne Früchte bereits zu schwellen anfingen und um deren Füße sich reichblühende

Centifolienſträucher ſchmiegten — die geradlinierten Gemüſebeete, deren Ränder mit eckig zugeſtutztem Salbei, mit roſa Federnelken und noch unaufgeblühtem Lavendel eingefaßt waren — der moosgrüne Bottich neben dem Ziehbrunnen — und der wohlbekannte ſtumpfblaue Himmel über allem.

Es war ſehr ſchwül, ein kurzatmiger, durſtiger Wind, der die Zweige nicht bewegte, ziſchelte in den Blättern der Obſtbäume, und zwiſchen ſeinem Ziſcheln und Flüſtern hörte der junge Offizier ein leiſes, zwitſcherndes Stimmchen. Er ging darauf zu. In einem Winkel des Gartens ſaß auf einem roten Federbettchen ein blaſſes, kleines Mädchen, das ſich ſonnte. Billiges Spielzeug lag um das Wichtchen herum. Es führte ein wichtiges Geſpräch mit zwei zerlumpten Puppen, denen es Hüte aus grünen Blättern und Blumen mit Dornen zuſammenſteckte.

Das Kind des Gärtners war's, kürzlich von einer ſchweren Lungenentzündung geneſen, ein ſehr hübſches Kind, mit aufgeweckten großen, blauen Augen in dem von der kürzlich überſtandenen Krankheit in die Länge gezogenen, weißen Geſicht. Es war im Schloß von dem Kinde die Rede geweſen; mehrmals hatte die Fürſtin in Raimunds Gegenwart den Auftrag gegeben, kräftigende Rekonvalescentenſpeiſen in das Gärtnerhäuschen zu ſenden.

Die Gärtnerin hatte es hergeſetzt an dieſe geſchützte Stelle, damit es ſich an der guten Luft ein wenig erhole — es beſtändig beaufſichtigen, konnte ſie nicht.

Der junge Fürſt wunderte ſich, wie vergnügt und genügſam es ſich in ſeiner Einſamkeit beſchäftigte. Er

ſprach es an. Das Kind, zu jung, ſich durch ſeinen hohen Rang eingeſchüchtert zu fühlen, lachte ihm freundlich in die Augen, nannte ihm die Namen ſeiner Puppen. Er hatte eine bei einem ſo jungen Manne ungewöhnliche Vorliebe für Kinder. Da er merkte, daß dem Kinde die Sonne gerade in die Augen ſchien, fragte er, ob er's nicht in den Schatten rücken ſolle.

Das Kind nickte wichtig.

Wie's den reifen Mann durchzuckte, wie genau er's ſah! ... das zarte Geſicht, die großen, blauen, dunkelumwimperten luſtigen Augen unter dem quer über der Stirn abgeſchnittenen, etwas von der Sonne ausgebrannten blonden Haar, das verſchmitzte, einſchmeichelnde Koboldlächeln, die feinen nackten Beinchen und Füßchen.

Sie hielt ihn feſt um den Hals, während er ſie an einen ſchattigen Platz neben einer weißen Gartenbank trug. Er hatte noch nie ein Kind getragen.

Ihm wurde ſeltſam zu Mut ... die Erinnerung an die tyranniſchen Forderungen des Vaters kam ihm plötzlich — der Gedanke, was dieſe Forderung alles in ſich ſchloß!

Das Kind war wieder allein, lachte in die Welt hinaus, ſteckte ſeinen zerlumpten Puppen grüne Blätterhüte auf den Kopf. Der Prinz hatte das Kind vergeſſen. Der Jäger war mit den Piſtolen gekommen. Längs der einen Mauer des Küchengartens, an der Stelle einer verſchmähten Kegelbahn, erſtreckte ſich zwiſchen hohen Himbeerſtauden ein gerader Weg, an deſſen Ende die Scheibe aufgeſtellt war.

Prinz Raimund begann nach der Scheibe zu ſchießen.

Die gespannte Aufmerksamkeit beim Zielen zerstreute ihn. Piff, paff, piff, paff ... in die schwüle, nach Salbei und Centifolien riechende Sommerluft hinein.

Plötzlich schrie der Jäger: „Durchlaucht! Um Gotteswillen ...“ Zu spät! Ein kurzer, dünner Schrei — ein leises Zusammenschauern, wie wenn der Wind eine zu schwere Blütenlast von einem Frühlingsbaum herunterstreift. Der Prinz blickte in das todblasse Gesicht des an ihn herangetretenen Jägers und wußte, daß ein Unglück geschehen war.

Ehe der von Entsetzen wie versteinerte Jäger noch ein Wort gesprochen hatte, ging der Prinz auf den Aprikosenbaum zu, unter dessen Schatten er das Kind niedergesetzt hatte. Auf der weißen Bank, an dessen Lehne es sich noch mit einem Händchen klammerte, lag es.

Die Schußwunde war versteckt unter den blonden, quer über der Stirn abgeschnittenen Härchen, nur ein dünner roter Blutfaden lief an der Wange herab, über die halb geöffneten Augen zog sich wie ein bläulich trübender Hauch, der kleine Mund hatte nicht die Zeit gehabt, sein lustiges Koboldlächeln abzustreifen, und zeigte halbgeöffnet ein paar winzige weiße Zähnchen. Durch das Knallen angezogen, mußte die Kleine auf die Bank geklettert sein, um zu sehen, was vorging.

Die schauerlichen Minuten, die nun folgten — die beiden Eltern — die Mutter, der er das tote Kind in die Arme legen mußte und die halb wahnsinnig die erstarrenden Händchen rieb, den bleichen Mund küßte, den Tod erst nicht begriff und der kleinen Leiche Liebkosungsworte zuflüsterte! ... „O du mein Vögelchen, mein Lerchlein, meine Herzensfreude!“ — und der Mann,

der daneben ſtand, unbeholfen, ſtumm in ſeinem Schmerz, der ſich nicht zu äußern wagte, die Augen abwechſelnd auf den Prinzen heftend ... und auf das tote Kind ... und der ſich plötzlich erinnerte, daß er vergeſſen hatte, den Hut vor dem Prinzen abzuziehen.

Mit einer mechaniſchen Bewegung griff er nach dem Hut und ließ ihn dann plötzlich fallen, um ſeine beiden Hände laut aufſchluchzend vors Geſicht zu breiten. — Prinz Raimund ſtand da wie verſteinert, ſein Atem kam ſchwer, das Blut in ſeinen Adern floß langſam.

Die Kunde des Unglücks war in das Schloß gedrungen, der alte Fürſt und deſſen Schweſter, die Fürſtin Karoline, kamen herbei.

Die Augen von Vater und Sohn trafen einander.

Der Sohn ließ den Kopf auf ſeine Bruſt niederſinken, gleich darauf hob er ihn wieder, und mit krampfhaft gerader Haltung auf den alten Fürſten zugehend, ſagte er: „Vater, ich bin bereit!“

* * *

Er hatte den Drang in ſich gefühlt, irgendwohin zu fliehen, eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen. Er war geflohen — er hatte die Zufluchtsſtätte gefunden.

Ein paar Wochen lang dauerte es, daß er nichts mehr verlangte als Ruhe — innern Frieden.

Indeſſen war an einen einflußreichen Verwandten in hoher kirchlicher Stellung nach Rom geſchrieben worden, man beriet das und jenes, ſchließlich wurde der Zeitpunkt, an dem der Prinz in der ewigen Stadt eintreffen ſollte, feſtgeſetzt. Von einem Tag zum

andern regte sich von neuem die Unruhe in ihm, das Bewußtsein seiner ungenügenden Frömmigkeit, die Angst vor dem lebendigen Tod. An eine Umkehr war nicht zu denken. Er hatte sein Ehrenwort gegeben, die Derzheims waren nicht gewohnt, es zu brechen.

Er wurde blaß, magerte ab, das Fieber glühte in ihm. Schwermütig und lichtscheu wich er den Menschen aus und strich stundenlang in dem Schatten der Wälder umher.

Und da ... eines Abends ...

Der Kirchenfürst hob das kleine Zweiglein Ginster an sein Gesicht und atmete langsam dessen Duft ... Auf einer von alten Kiefernbeständen umschlossenen Lichtung war's gewesen — einer Lichtung, durch die sich eine etwas verwilderte Lindenallee zog. — Die Linden blühten, ihre unteren Aeste schimmerten im Licht der Nachmittagssonne wie in Gold eingetaucht, große Flecken Goldes lagen auf dem vergrasten Weg zu Füßen der knorrigen, vermooften Lindenstämme.

Rechts und links von der Allee breitete sich die Fläche, aus der zwischen frisch gehauenen Baumstumpfen hie und da eine hohe und schlanke Kiefer ihre breite, dunkle Krone in den tiefblauen Julihimmel emporstreckte. Der ganze Waldboden war mit Ginster und Erika bedeckt, dazwischen wuchsen noch weißblühende, teilweise bereits mit Früchten beladene Brombeerranken.

Die Welt war sehr schön! — Die schlanken Kiefernstämme glühten wie Kupfer — um die Linden wurde das Schimmern immer goldiger. Zwei müde Falter jagten sich über den Ginster — taumelnd, mit ungleichen Flügelschlägen, wie berauscht.

Vom Abend gekühlt schwebte der würzige Atem der alten Kiefern aus dem Walde — und mischte sich mit dem Duft der blühenden Linden und des Ginsters, und über die blühende Wildnis durch den süßen Sommerabendhauch träumerisch mit der innigen Einfachheit des Volkes gesungen, tönte ein anmutiges, wehmutsvolles Liedchen, des Prinzen Raimund Lieblingslied:

„Kdyš tě vidím má panenko
V tom kostele klečeti ..."

Er sah sich um, wo die Töne herkommen mochten. Hinter einem Brombeerbusch kniete, das blumendurchblühte Waldgras mit einer Sichel abmähend, ein schlankes Mädchen, dem das rote Kopftuch in den Nacken gesunken war. Ein letzter Sonnenstrahl flimmerte auf ihrem hellbraunen, an die Farbe von trockenem Eichenlaub erinnernden Haar. Es war ungewöhnlich reiches Haar, natürlich gelockt, was die wilden kleinen Härchen bewiesen, die sich mit vorwitzigem Liebreiz aus den festgeflochtenen, dicken Zöpfen und um den schlanken Nacken herumkrausten.

Außer dem schönen Haar konnte der junge Mann an dem jungen Mädchen nichts wahrnehmen als den harmonischen Umriß der auf der Erde kauernden Gestalt und zwei schlanke, sich bei emsiger Arbeit weit in den duftenden Blütenunfug versteckende, leicht gebräunte, aber überaus reizvoll geformte Arme.

Seine Unruhe und innere Qual vergessend, verwandelte sich der angehende Priester von einem Augenblick zum andern in den übermütigen Prinzen Raimund zurück, der kein hübsches Mädchen an sich vorüberlassen

konnte, ohne es zum wenigſten durch ein Lächeln oder einen Blick zu verwirren.

Und als die Kleine nun weiter ſummte:

„Nemohu již sloužit bohu
Musím na tě hleděti“

ſpitzte er die Lippen und pfiff weich und leiſe das Liedchen mit.

Sie ſchnellte empor... ſah ihm erſt voll in die Augen, ſenkte hierauf den Blick und wollte fliehen. Dabei warf ſie ihren neben ihr ſtehenden Rückenkorb um, der bereits zur Hälfte mit Blüten und Gras gefüllt war. Das Gras und die Blüten fielen heraus.

Er bückte ſich, um ihr zu helfen, das Verſchüttete aufzuheben.

„O, das ſollten Durchlaucht nicht thun, das ſchickt ſich nicht für Euer Durchlaucht!“ murmelte ſie und wurde gleich darauf brennend rot, weil ſie es gewagt hatte, ihm in ihrer naiven Art eine Belehrung zu erteilen.

Er lachte ihr nur in die Augen. „Alſo du weißt, wer ich bin?“ bemerkte er.

„Natürlich weiß ich's — wer von uns kennt den Prinzen Raimund nicht!“ Mit geſenkten Augen ſtand ſie vor ihm. Wie lang und dicht ihre Wimpern waren, und wie ſüß der zärtlich ſchalkhafte Zug um ihren Mund! — Ihm war's, als ob er noch nie, nie im Leben einem reizendern Geſchöpfchen begegnet ſei.

„So!“ — das Bewußtſein ſeiner traurigen Lage fing an in ihm aufzudämmern. — „So! — und du meinſt wohl, daß der Prinz Raimund etwas ſehr Großartiges, Beneidenswertes ſei,“ ſagte er.

„Etwas Großartiges, ja," erwiderte sie zutraulicher werdend, — er hatte etwas in seinem Blick, das ein scheues Reh veranlaßt hätte, ihm aus der Hand zu fressen, wenn er gerade wollte — „etwas Beneidenswertes nicht." Sie schüttelte ernsthaft ihr schönes Köpfchen. „Uns ist's allen leid um den Prinzen Raimund," murmelte sie weich.

Er machte einen Schritt vorwärts ihr entgegen, sein Herz fing an heftig zu klopfen. Seit seinem Unglück war er, der sich doch sonst so populär zu machen pflegte, den geringen Leuten ausgewichen, von krankhafter Furcht geplagt, daß er ihnen Schrecken und Abscheu einflößen müsse. Bei dem Gedanken, daß ihn das Volk bemitleidete, überkam's ihn wie eine plötzliche Linderung seiner Schmerzen.

„Leid . . . wieso leid?" fragte er.

„Wir finden es schade, daß jemand, der so für die Sonne geschaffen ist, wie unser Prinz Raimund, im Schatten verkümmern soll!"

„Aber ihr wißt doch, was mich in den Schatten treibt," murmelte er.

Sie zuckte die Achseln. „Wir wissen's — freilich wissen wir's — aber der Herr Prinz war nicht daran schuld. Die eigne Mutter des armen kleinen Mädchens mißt dem Herrn Prinzen nicht die Hauptschuld bei an dem Unglück. Wenn der Leibjäger Durchlaucht nicht so zur Unzeit angerufen hätte, hätte Durchlauchts Hand nicht gezuckt — die Kugel wär' nicht an der Scheibe vorbei — der Prinz kann nichts dafür, es war eben ein Unglück! . . . Einem guten Herzen muß es weh thun, aber der liebe Gott zürnt dem Herrn Prinzen nicht!"

Sie sagte das so ruhig, so einfach, als etwas so

Selbſtverſtändliches brachte ſie es vor, daß dem Prinzen war, als ob ihn die Worte geſund machen müßten, doch ſofort erinnerte er ſich, daß ihm das alles nichts nütze, daß an ſeinem Schickſal keiner mehr etwas ändern konnte.

Das Licht ſtarb in ſeinen Augen. Er ſtarrte geiſtesabweſend vor ſich hin.

„Aermſter!“ flüſterte ſie plötzlich, bückte ſich, drückte ihre friſchen, zarten Lippen auf eine ſeiner müde herabhängenden Hände — und huſchte fort.

Ehe er ſich's verſah, war er allein. — — —

Die Sonne war untergegangen, der goldene Schimmer, der noch an den höchſten Kiefernkronen hangen geblieben war, war ausgelöſcht.

Die Dämmerung breitete ihre erſten, durchſichtigen Schleier über den Ginſter und die Erika, die Farben wurden blaſſer, der Duft ſtärker, die ſchmale, weiße Mondſichel, die über den blühenden Linden ſchwebte, fing an zu leuchten.

Und Raimund Derzheim ſtand da mit brennenden Adern und mit einem Gefühl in der Bruſt, als ob der Kampf mit ſeinem Schickſal erſt jetzt begonnen habe.

Ihr ſüßes Geſichtchen, der liebkoſende Klang ihrer Stimme, die beruhigende Vernünftigkeit ihres Weſens verfolgten ihn die ganze Nacht. — Er ſagte ſich, daß es eine Sünde ſei, ſich auch nur in Gedanken ſo viel mit ihr zu beſchäftigen — er nahm ſich's vor, ſie nie wieder zu ſehen. Als am nächſten Tag die Schatten länger wurden, war er auf der Lichtung, zufällig, ohne jede Abſichtlichkeit!

Ohne jede Abſichtlichkeit? ... Warum klopfte ihm das Herz bis in den Hals hinauf — warum war ſein

Mund so trocken — warum schwindelte ihm so, daß er sich an einen Baum lehnen mußte, um nicht zu fallen?

Still ... still, alles still ... nichts zu hören als das Summen der honigsammelnden Bienen in den blühenden Lindenzweigen — dann hüpfte ein Eichkätzchen quer über den goldenen Lichtfleck auf dem vergrasten Weg. Und jetzt, leise, träumerisch, innig schwebte es durch die duftgesättigte Waldluft:

„Když tě vidím má panenko
V tom kostele klečeti! ..."

Zwischen den in Sonnenlicht getauchten Lindenästen kam sie daher. Rechts und links duftete und glühte der Ginster. Sie war schöner als den Tag zuvor — viel schöner — totenblaß, mit einem schwermütigen Zug um die vollen, dunkelroten Lippen.

Er hielt den Atem an — jetzt gewahrte sie ihn — sie schrak zusammen, sah ihn an, Sehnsucht, Angst und ein unbeschreiblich zärtliches Mitleid in den Augen.

Es war das Leben, das gekommen war, um Abschied von ihm zu nehmen!

* * *

Ein trauriges, rührendes Verhältnis entspann sich zwischen beiden!

Er machte sich Skrupel, sie kannte keine. Ihm nur noch eine der letzten wenigen Stunden, über die er frei verfügte, zu versüßen — dafür wäre sie jeden Augenblick bereit gewesen, zu Grunde zu gehen. Er war für sie zugleich der glänzendste Geliebte, dessen Küsse je auf den Lippen eines Mädchens gebrannt — und ein krankes Kind, dem sie mit wehmütiger Zärtlichkeit seine Schmerzen verscheuchte.

Manchmal waren seine Liebkosungen so stürmisch, als ob er hätte in einer Minute auskosten wollen, was ihm sein zukünftiges Leben nicht mehr gewähren durfte.

Dann wieder kamen Stunden, in denen er vergaß, sie zu küssen — den Kopf stumm in ihren Schoß legte und regungslos verharrte.

Es dauerte kurz! . . . Seine Einberufung nach Rom kam . . .

Am Tage vor seiner Abreise nahm er Abschied von ihr.

Fast Mitternacht war's, ehe er an jenem letzten Tage einen Augenblick finden konnte für sie.

Der Vollmond schwebte über den Linden, von grünlich und rosa umsäumten Schleiern umwebt, flüssiges Silber hing in der Luft, der Ginster war bleich . . .

Wie er duftete! . . . Ein leiser Wind fuhr über ihn hin. Irre Lichter und Schatten umhuschten die Linden, aus denen welke Blüten herabsanken, in dem Kiefernwald, der die Lichtung umdunkelte, klagten traurige Melodien.

Sie stand unter einer Linde, den Kopf vorgebeugt, und erwartete ihn.

* * *

Als die Sonne den Mond ausgelöscht hatte am Himmel, hatte Raimund Derzheim das Leben hinter sich! Wenige Stunden später verließ er die Heimat!

* * *

Das war die einfache Geschichte, die dem Kirchenfürsten das Ginsterzweiglein erzählte! — Der Ginster erzählte ihm auch, daß die Geschichte eine Fortsetzung gehabt hatte!

Eine Fortsetzung? ...
War es wirklich so — konnte es sein ...
Und wenn dem so war! ... Wenn! ... Was dann? ...

* * *

Noch spät am Abend war an die Försterin die Aufforderung gelangt, sich den nächsten Morgen um acht Uhr in der Schloßkirche bei der Messe einzufinden.

Als die Mutter die Nachricht erhalten hatte, war sie an das Zimmer ihres Sohnes herangetreten, um ihm davon zu sagen. Sie hörte ihn rastlos auf und ab gehen wie einen Menschen, der einen großen innern Kampf durchmacht. Da vermied sie es, ihn zu stören. Es dauerte stundenlang, daß er so auf und ab schritt. Um zwei Uhr morgens schlich sie sich an seine Thür — seine rastlose Wanderung dauerte noch immer.

Als er früh um sechs zu ihr an den Frühstückstisch trat, hatte sich eine große, aber vorteilhafte Veränderung an ihm vollzogen. Er machte den Eindruck eines Menschen, der nach langem Kampf einen traurigen, aber ehrenvollen und ausschlaggebenden Sieg über sich errungen — eines Menschen, der eine gefährliche und schmerzliche Operation mit unverletzter Lebensfähigkeit überstanden hat. Er fühlte sich zwar noch matt und elend, aber das war nur noch etwas Vorübergehendes.

„Ich hab' Euch die letzte Zeit über recht gequält," begann er, indem er sich neben die Mutter an den mit einem rot- und weißgeblümten Tuch gedeckten Tisch setzte, „es war dumm von mir, ich hab' mir die Sache — mit dem Fürsten zu sehr zu Herzen genommen."

„Nun, daß dich's gekränkt hat, ist kein Wunder," fiel ihm die Mutter ins Wort.

„Ja, Mütterchen, aber jetzt ist's vorbei. — Und 's hat alles sein Gutes. Wenn die Herrschaften im Schloß noch weiter fortgefahren hätten, mich so zu verwöhnen und zu verzärteln wie früher, so wär' mir's wahrscheinlich nie eingefallen, über die Stellung, die ich ihnen gegenüber einnahm, nachzudenken, ich hätt' mich verweichlicht, verbummelt im Handumdrehen, und es wäre nichts geworden aus mir. Es war ganz in der Ordnung, daß mich endlich etwas aufrüttelte. Wir wollen sehen, ob ich nicht doch noch etwas Tüchtiges leiste im Leben, bin ja jung und stark — und . . . einen hellen Kopf hab' ich auch auf den Schultern — lauter Dinge, für die ich in den letzten dummen Tagen Euch und dem lieben Gott zu danken vergaß. Mag Euch manchmal das Herz recht schwer gemacht haben, Mütterchen, mit meinem Trübsinn. Aber nun ist's vorbei — ich bin wieder gesund!" Er schüttelte sich mit einer Gebärde, die seinen neuerwachten Lebensmut beweisen sollte.

„Gott sei Dank, daß es meinem Goldprinzen eingefallen ist, gestern zu uns herüberzusehen," sagte die Mutter, „der hat dir offenbar ein wenig Courage gemacht."

„Das Herz hat er mir durchgewärmt," nickte Franz mit feuchtschimmernden Augen; „aber Ihr glaubt doch nicht, Mutter, daß ich auf seinen Vorschlag, im selben Regiment mit ihm zu dienen, eingehen werde?"

„Warum denn nicht?" fragte die Mutter rasch.

„Weil es ein Beweis von Schwäche und Eitelkeit meinerseits, überhaupt eine unbeschreibliche Thorheit

wäre," erklärte Franz. „Nein, nie, auf so etwas laſſ' ich mich nicht ein. Seht, Mutter, ſeitdem mir Herr Barteſchowsky ſo ins Gewiſſen geredet hat, geht mir's im Kopf herum, und endlich bin ich zu einem Entſchluß gekommen. Es iſt ja furchtbar hart, ſich von der Heimat loszureißen — aber unter den Umſtänden bleibt mir nichts andres übrig — und je früher ich fortkomm', deſto beſſer! Wenn Ihr einverſtanden ſeid, Mütterchen, ſo möcht' ich dem Onkel Julius nach Ungarn ſchreiben, ob ich zu ihm darf die paar Wochen, die noch verfließen müſſen, ehe ich mein Soldatenjahr in irgend einem von Djiboch recht weit entfernten Winkel der Monarchie antrete."

Der Onkel Julius war der jüngſte Bruder des verſtorbenen Wranny und Revierförſter auf einer ungariſchen Herrſchaft.

Die Förſterin fuhr dem Sohne freundlich über den Aermel. „Die Trennung wird mir ſchwer fallen — aber eigentlich haſt du recht," ſagte ſie. Hierauf teilte ſie ihm die ehrenvolle Aufforderung mit, die geſtern noch ſo ſpät an ſie gelangt war, und mahnte ihn, ſich für die Meſſe herzurichten.

Er zuckte zuſammen. Es war ihm peinlich — ſie ſah ihm an, wie peinlich es ihm war, ſich in dieſelbe Kirche zu begeben, in der ſich heute die ſämtlichen Derzheims verſammeln würden. Nichtsdeſtoweniger ging er, ohne eine Einwendung zu machen, ohne die Möglichkeit ſeines Fortbleibens ins Auge zu faſſen, daran, ſich für die Kirche herzurichten.

* * *

Sie schritten miteinander durch den Wald dem Schlosse zu, Mutter und Sohn — beide sehr still und gedankenvoll.

Die Mutter schleppte sich kaum. Bleich und zitternd schlich sie neben dem Sohne hin, den kurzen Waldweg entlang, der von ihrem Häuschen in das Schloß führte. Sie trug ihre gewöhnliche einfache Bauerntracht, nur ein wenig netter, aus feinerm Zeug als sonst an Wochentagen. Nie hatte sie sich dazu entschlossen, sich mit kleinlichem, städtischem Firlefanz zu verunstalten. Ganz besonders hatte sie sich von jeher geweigert, einen Hut aufzusetzen — und zwar zum großen Mißvergnügen ihres verstorbenen Gatten, der diese Kopfbedeckung als standesgemäß für seine Gemahlin erachtete. So hatte sie denn auch heute ein großes, weißes und leichtes Wolltuch um Kopf und Schultern geschlungen.

Es kleidete sie übrigens vortrefflich. Bleich und verfallen, wie es war, zeigte ihr Gesicht noch immer Spuren von großer und rührender Schönheit. Aber sie hielt sich kaum auf den Füßen. Nach jeden zehn Schritten blieb sie stehen, die Hand auf dem Herzen.

„Was hast du denn, Mutter?“ fragte der Sohn besorgt.

„Nichts — nichts - nur ein wenig Müdigkeit.“

„Meine arme Mutter!“ sagte er zärtlich, aber gleich darauf nahmen ihn andre Gedanken in Anspruch.

Es brannte und zitterte ihm in allen Gliedern — wie ein Feuerstrom zuckte es in ihm vom Ellbogen herunter in die Hand und aus den Fingerspitzen heraus.

Er würde sie wiedersehen, sie, die er anbetete und nicht begreifen konnte, sie, an deren Güte und

Humanität er noch heute so wie jemals glaubte, so daß ihn ihr verändertes Benehmen gegen ihn nur wie etwas Rätselhaftes quälte. — Man mußte ihn ihr gegenüber verleumdet haben, das stand bei ihm fest. — Und sein ganzes Sehnen und Trachten ging nur danach, sich mit ihr auseinandersetzen zu können. Aber dazu war ihm jeder Weg versperrt. Nur ein letztes Mal würde er sie sehen aus der Ferne. — Ein letztes Mal.

In der Kirche winkte der Kammerdiener die Försterin sofort an sich heran.

Er hatte ihr Plätze in der ersten, für die obersten Hausoffiziere bestimmten Bank reserviert. Mit scheuem, niedergeschlagenem Blick drückte sie sich in den Kirchenstuhl hinein. Der Kammerdiener bedeutete ihrem Sohn neben ihr Platz zu nehmen. Des Platzes neben seiner Mutter schämte er sich nie, obschon sie mit einem Kopftuch in die Kirche ging. Aber er schämte sich, bis zur Verzweiflung schämte er sich des Platzes in der ersten Bedientenbank. Noch obendrein merkte er, daß der Kammerdiener wähnte, ihm eine Ehre zu erweisen.

Es zuckte ihm in allen Adern. Bei dem Gedanken „sie wird mich sehen, in der Bedientenbank wird sie mich sehen," brannte er vom Kopf bis zu den Füßen. Aber es war kein Ausweg, er mußte sich niedersetzen zwischen die Dienerschaft.

Die Fenster der Kirche waren hoch und schmal, mit Butzenscheiben verglast, das Licht drang mühsam hindurch in blaßschillernden Silberstreifen, die sich gegen das Ende zu verbreiternd, die graue Kirchendämmerung matt und spärlich aufhellten. Nur ein Fenster stand offen. Durch dieses sah man grüne Blätter, die sich

gegen den blauen Himmel abhoben. Der Sonnenstrahl, der durch dieses offene Fenster brach, war leuchtend und golden.

Süßer, warmer Pflanzen- und Lebensduft drang mit dem Sonnenstrahl in das kleine Gotteshaus ein und mischte sich eigentümlich träumerisch lockend in die dumpfe, feuchte, von Weihrauch, Wachskerzen und wurmstichigem Holzgeruch geschwängerte Kirchenluft hinein.

Die Kirche, an den einen Schloßflügel angebaut, war ziemlich alt, aber von keiner malerischen Bauart, auch nicht sehr reizvoll dekoriert, nur die Rahmen um die Heiligenbilder, besonders um das Altarbild, sehr breit und schön, von gediegener, reich vergoldeter Schnitzarbeit in edelm, wenn auch bereits ins Barocke hinüberspielendem Renaissancestil. Gegen die Wand lehnten ein paar primitive Marmorreliefs — Derzheims in alter Rittertracht und ihre Gattinnen in faltenlosen Reifröcken und hohen Krausen. Knapp vor dem Eingangsportal waren zwei solche Figuren in den steinernen Fußboden eingefügt.

Der Kardinal war noch nicht erschienen.

Die Ministranten machten sich um den Altar herum zu schaffen. Der Sekretär des Kardinals kam, um alles zu inspizieren, dann sah man ihn durch die offene Thür der Sakristei mit dem Abbé verhandeln.

Die Glocke ertönte. Neben ihrem schwirrenden Klang hörte man das Blätterrauschen des Parks. Im Oratorium meldete sich eine Bewegung.

Man bemerkte die Fürstin Witwe mit ihren weißen Puffscheiteln, ihrem gutmütigen, optimistischen Kindergesicht.

Sie machte sich nicht viel Gedanken über die Religion

— weder ſo, noch ſo; that dem lieben Gott ſeinen Willen, ohne viel darüber nachzudenken, warum. Ihre Frömmigkeit war offizieller Natur, es war eine hergebrachte Standesfrömmigkeit, weiter nichts. Sie erſchien in der Kirche, um dem Volk ein Beiſpiel zu geben und dem lieben Gott gegenüber ihre Pflicht zu thun, ohne allen Enthuſiasmus, aber mit großer Pünktlichkeit.

Dann erſchien die Fürſtin Karoline, die, faſt libre penseuse, ſelten in die Kirche ging, kühn behauptete, daß ſie mit ihrem Herrgott in der freien Natur ungeſtörter ſei, und nur gekommen war, um ihren Neffen die Meſſe leſen zu hören; hinter ihr Herr Barteſchowsky mit ſeinem korrekteſten ſchwarzen Kirchenrock und mit vorſichtig abgeſperrtem Denkvermögen. Er hatte bekanntlich ein großes Talent, ſeine Gedanken abzuſperren, wenn ſie ihm unbequem werden konnten, und in der Kirche waren ſie ihm immer unbequem; Prinz Pips, das Bild vornehmer junger Ritterlichkeit, in Uniform, nicht fromm — nicht ungläubig — alle kirchlichen Formalitäten für gewöhnlich gern ſchwänzend, aber doch auf rückſichtsvolle Manier. Er hob ſich die Religion für ſeine Todesſtunde auf.

Das Oratorium füllte ſich — die verſchiedenſten Derzheimgeſichter tauchten darin auf, einige gelangweilt, einige würdevoll, viele verſchlafen.

Die Fürſtin Benedikta Derzheim trat ein, ſtark gepudert, mit halb geſchloſſenen Augen, die von verjährten Liebesabenteuern zu träumen ſchienen, und mit großen blitzenden Brillanten in den Ohren. Sie hatte ihr Gebetbuch vergeſſen und hielt ſich von Zeit zu Zeit ſchmachtend ein Riechfläſchchen an die Naſe.

Franz Wranny schielte verstohlen hinauf ... sie blickte herunter, ihre Augen blieben an ihm hängen, musterten ihn, wie ihn noch nie ein Paar weibliche Augen gemustert hatten. Sie zog ihr Lorgnon hervor, um besser zu sehen, und flüsterte mit ihrer Nachbarin.

Es war abscheulich in einer Kirche! Ihr Blick verdroß ihn, und zugleich beunruhigte er ihn. Hinter ihr schimmerte etwas goldig über einem hellen Kleide, das war das blonde Köpfchen der Gräfin Irene.

Ein leises Gemurmel tönte von oben herab — die kleinen Bescheidenheitsstreitigkeiten in Bezug auf das Placement — die immer dort anfangen, wo sie am unwichtigsten sind. Jeder wollte dem andern den besten Platz einräumen.

Die Gräfin Irene setzte sich etwas vor. Er sah sie jetzt genau, wie wunderschön sie war, aber bleich und müde sah sie aus, totenbleich! Ihr Blick schweifte hinunter nach der Richtung, wo die Dienerschaft beisammen saß.

Als sie seine Mutter bemerkte, veränderte sich plötzlich ihr Gesichtsausdruck, ein freundliches Lächeln huschte ihr über die Lippen. Hat sie nicht auch mich mit ihrem Blick gestreift? fragte er sich.

Einen Moment war ihm's fast, als hätte sie auch ihm zugelächelt, ganz leicht, aber wohlwollend, im nächsten glaubte er, sie habe von ihm weggeblickt. Dann sagte er sich, sie habe ihn wohl gar nicht bemerkt.

Ein Platz im Oratorium war noch leer.

Die Glocke läutete noch immer schwirrend, feierlich in die Schwermut der rauschenden Blätter hinein.

Jetzt ... ein Aufraſcheln von Kleidern, ein Hin- und Herrücken von Kirchenſtühlen ...

Korrekt und kalt — leicht verſchlafen war der junge Fürſt erſchienen. Kurze Zeit darauf trat der Kardinal an den Altar.

Die Förſterin hielt die Hände gefaltet und betete — ſie verſuchte zu beten. Ihre Gedanken ſchweiften zurück zu Dingen, an die ſie nicht mehr denken ſollte, zu Dingen, an die in der Kirche zu denken unrecht war! Sie hob die Augen nicht zu dem Altar, aber mochte ſie hundertmal von dem Altar wegblicken, ſo ſah ſie ihn dennoch vor ſich, nicht wie er jetzt war, aber ſo, wie ſie ihn früher gekannt hatte!... damals, als er ihr zum letzten Mal entgegengekommen war, in jener Mondnacht im Wald vor ſeiner Abreiſe nach Rom, in ſeiner wundervollen, dem lebendigen Tod geweihten Jugend!

Die Orgel dröhnte traurig, großartig vom Chor herab, mit ihren laut klagenden, ſchmerzlichen Tönen, die immer Wunden in die Seele reißen. Sie ſchluchzte und ſchrie — dann, von zwei dünnen Frauenſtimmen geſungen, ſchwebte das Agnus Dei durch das Gotteshaus.

Der Kardinal wendete ſich den Betenden zu.

Sie konnte es nicht mehr aushalten, ſie ſchlug die Augen auf, ſah ihn an, um ihn zu vergeſſen.

Es durchſchauderte ſie ... Sie merkte, daß auch er der Vergangenheit gedachte — ſeine gefangene Seele blickte ſehnend aus den dunkeln Augen, aber der Blick ruhte nicht auf der ehemaligen Geliebten, er ruhte auf ſeinem Sohn. Er ſtreckte ſegnend die Hände aus, ſie zitterten merklich. Dann kniete er nieder vor dem Altar und betete.

„Was hatte er nur?“ fragten sich die Leute aus dem Volk, während sie die Kirche verließen. „Als er den Segen gab, war's, als würde er umfallen, und dann irrte er sich einmal im ‚Vater unser‘!“

* * *

„Der arme Raimund!“ bemerkte indessen die Fürstin Witwe, „ich wußte es ja, die Messe war zu spät angesagt, er verträgt es offenbar nicht mehr, so lange nüchtern zu bleiben. Einen Augenblick dachte ich, er würde ohnmächtig werden. Das ist das einzige, was ich der katholischen Kirche übelnehme, daß man mit leerem Magen Messe lesen muß. Wahrlich, für einen Kardinal sollte eine Ausnahme gemacht werden! — Aber in dem Fall erteilt der Papst sich selber keinen Dispens!“

* * *

Schläfrige Vormittagsstille schwebte über dem Schloß von Djiboch.

Auf dem Dache saßen ein paar große, dickleibige Tauben mit grünblau und violett schillerndem Kropf. Eintönig girrend, streckten sie den rosigen Schnabel in die Luft.

In den breiten, mit schwarz-weißen Platten gepflasterten Gängen des zweiten Stockwerks, wo sich die Fremdenzimmer befanden, knarrten die Thüren auf und zu. Die verschiedenen Derzheims besuchten einander und wechselten Bemerkungen über den Kardinal. Kurz nach dem Frühstück, das auf die Messe folgte, war er verschwunden. Jemand hatte ihn im Park ganz allein

einen schmalen Weg entlang schreiten sehen nach der Richtung des Städtchens.

Sonderbar . . .!

Aber fast noch sonderbarer war die Geschichte mit der armen Irene. Die wäre ja bei einem Haar ohnmächtig geworden während der Messe. Was nagte denn der am Herzen, daß sie gar so schlecht aussah? Wahrscheinlich wartete sie schon lange, daß sich der Fürst erklären möge. Oder . . . nein, so etwas war unmöglich, undenkbar . . .!

Benedikta machte immer schlechte Witze.

In ihrem Zimmer wanderte indessen die Gräfin Irene auf und ab — auf und ab — und konnte nicht zur Ruhe kommen.

Eigentlich hatte sie noch keine Ruhe gefunden, seit der Nacht, in der die Fürstin Benedikta sie in ihrem Schlafgemach aufgesucht hatte, um ihr Vernunft zu predigen.

Sie hatte die Predigt beherzigt, sie war vernünftig geworden — außerordentlich vernünftig! Sie war viel umgänglicher, viel geselliger, jeden kleinen Scherz machte sie mit, bei jeder Zerstreuung war sie dabei, mochte es eine Lawn Tennis- oder eine Landpartie sein. Ihre Konversation war witziger und animierter als früher, und gegen den jungen Fürsten legte sie eine unwandelbare Verbindlichkeit an den Tag. Sie hatte ihn bereits zweimal auf den Hochstand begleitet, und des Abends spielte sie ihm sogar Walzer vor.

Dabei sah sie täglich blasser und elender aus, und der Schmerz in ihrem Herzen wurde immer stärker.

Als sie damals angefangen hatte, ihre Koffer zu

packen, hatte sie sich, ganz wie es die Fürstin Karoline geahnt hatte, fest vorgenommen, ehe sie abreiste, noch einmal hinunterzugehen in die Försterei, Abschied zu nehmen von ihren bescheidenen Freunden und dem jungen Manne zu sagen: „Es ist Ihnen großes Unrecht geschehen, es thut mir leid, schrecklich leid! Was mich anbelangt, so werde ich immer Anteil nehmen an Ihrem Schicksal, und wenn ich etwas für Sie thun kann, so will ich's thun. Ein Mensch wie Sie verliert sich nicht auf der Welt! Vorwärts — tapfer vorwärts! Ich sage Ihnen nicht adieu, sondern ‚auf Wiedersehen!' — denn ich hoffe, daß wir uns noch einmal im Leben begegnen werden!"

Das alles hatte sie ihm sagen wollen — sie hatte sich gefreut, es ihm zu sagen. Und wer weiß, wenn sie es ihm wirklich gesagt hätte, so wäre sie mit erleichtertem Herzen abgereist, der große Aufruhr in ihr hätte sich langsam gelegt.

Aber nach dem, was die Fürstin Benedikta zu ihr gesprochen hatte — konnte sie nicht mehr den Mut finden, sich seiner anzunehmen. Den ersten Tag war sie wie verrückt gewesen vor innerer Aufregung, immer wieder hatte sie's hinuntergezogen, nur zwei freundliche Worte wollte sie ihm sagen, nur den kleinsten Trost ihm spenden — dem armen Verstoßenen! — Aber sie hatte es nicht gethan.

Es heimlich zu thun, wäre ihr unwürdig erschienen, und es offenkundig zu thun, brachte sie nicht über sich.

Erst hatte sie die Absicht gehegt, sich der Tante Karoline anzuvertrauen, die Tante Karoline zu bitten, sie in die Försterei zu begleiten, aber im letzten Augenblick hatten ihr die Worte auf den Lippen ver-

ſagt. Sie wäre lieber geſtorben, als irgend ein wärmeres Intereſſe für Franz Wranny zu verraten. Eine grenzenloſe Befangenheit hinderte ſie an allem und jedem. Als ihr die Fürſtin Karoline mitgeteilt hatte, daß der Onkel Felix in die Förſterei gegangen ſei, um dem Gekränkten einen Beweis von beſonderer Achtung und zugleich die Verſicherung zu geben, daß er ſich um ſein Fortkommen bemühen wolle, hatte ſie Luſt gehabt, der alten Dame um den Hals zu fallen. Sie hätte weinen mögen vor Rührung. Aber gleich darauf war ihr wieder die Angſt gekommen, die ſchreckliche Angſt, „ſie könnte mich mißverſtehen, ſelbſt die Tante Karoline könnte mich mißverſtehen.“

Anſtatt zu weinen, lächelte ſie, und anſtatt der alten Dame um den Hals zu fallen, ſagte ſie nur: „Das war ſehr hübſch von Onkel Felix, er iſt immer ſo human!“ Im gleichgültigſten Ton von der Welt ſagte ſie das.

Als ſie kurz darauf mit dem Fürſten Felix zuſammenkam, zeigte ſie ſich ganz beſonders freundlich gegen ihn, aber ſeines Beſuches in der Förſterei erwähnte ſie dabei mit keiner Silbe. Der Name Wrannys kam nie mehr über ihre Lippen.

Es hatte ſie ſehr gefreut, daß Onkel Felix dem armen jungen Menſchen dieſe Gnade erwieſen, aber in ihrem innerſten Herzen wußte ſie, wie wenig ihm damit geholfen war. „Von mir erwartet er ein gutes Wort, einen Troſt — und die Verſicherung, daß ich ihn nicht verachte, obgleich er ſich vor meinen Augen wie der erſte beſte Diener hat abkanzeln laſſen müſſen!“ dachte ſie.

Und als die erſten Tage verſtrichen waren, ſagte ſie

ſich: „In die Förſterei hinunter darf ich nicht mehr, aber, wenn ich ihm einmal zufällig begegne, da will ich ihm etwas Aufmunterndes ſagen!“

Sie überlegte es ſich jeden Abend genau, was ſie ihm ſagen wollte, und fügte immer noch irgend etwas beſonders ermutigendes, gutes dazu. Aber, als ſie ihm endlich wirklich begegnet war auf der Heimkehr von der Rebhühnerjagd, während ſie mit ihrem Vetter Willy und der Fürſtin Benedikta durch die kerzengerade Kaſtanienallee ſchritt, die ſich zwiſchen dem Städtchen und dem Park quer über die Wieſe zog, da erwiderte ſie ſeinen ehrerbietigen Gruß kurz und kalt und ſah ihn gar nicht an.

An dem Tag fand ſie freilich keine ruhige Minute mehr — ihr war's, als ob ſie einem kranken Kind eine Liebkoſung verſagt oder einem vor Hunger Sterbenden einen Biſſen Brot mißgönnt hätte!

Faſt mit Gewalt drängte ſie's hinunter in die kleine Förſterei — aber ſie ging nicht.

Und jeden Tag lachte ſie mehr, und jeden Tag ſah ſie bleicher aus, die arme Gräfin Irene!

Sie entſchuldigte ſich dafür mit Kopfſchmerzen, „ſie leide immer an Kopfſchmerzen im Hochſommer,“ erklärte ſie.

Aber es waren nicht die Kopfſchmerzen, die ſie bleich machten. Es waren die böſen Nächte! Schreckliche Nächte waren das! Der Schlaf blieb nicht aus — aber er erquickte ſie nicht. Es war ein vergifteter Schlaf, ſie träumte zu viel! Im Schlaf meldeten ſich alle jene Impulſe, die ſie tagsüber ſo mühſam bekämpfte, und die Phantaſie, jedes hemmenden Zügels ledig, wob

um dieſe Impulſe herum ihre magiſcheſten Schleier und ließ ihre märchenhaften Reigen durch die Seele des ſchlummernden Mädchens gleiten. Und es war alles wunderſchön — wunderſchön ... wenn nur das Erwachen nicht geweſen wäre, und das Erwachen ſtellte ſich jedesmal mit dem hellen Tageslicht ein. Dann wurden die Träume blaſſer und blaſſer, die holden Viſionen verſchwebten, die Wirklichkeit miſchte ſich ſtörend in ihren Zauber hinein, kämpfte mit ihm — beſiegte ihn ... bis endlich das ſüße Märchen entſchwand und Irene die Augen aufſchlug.

Jede Nacht erſchien ihr dasſelbe Geſicht im Traum — dasſelbe wunderſchöne, dunkeläugige Geſicht.

Sie hatte ſich vorgelogen, daß es eine Erinnerung an das Jugendbildnis Raimund Derzheims ſei. Aber der Vorwand war nicht ſtichhaltig. Seit geſtern hatte er jede Begründung verloren. Und heute nacht war ihr das ſchöne Geſicht doch wieder erſchienen — deutlicher, unverkennbarer als früher.

Heute nacht hatte ſie beſonders ſchön und beſonders ſchrecklich geträumt. Sie hatte ſich kaum überwinden können, unter Menſchen zu gehen mit der Erinnerung an dieſen Traum im Herzen. Aber ſie mußte ſich doch aufraffen — in der Meſſe, die der Kardinal las, durfte ſie nicht fehlen.

Und ſo hatte ſie ſich denn in die Kirche geſchleppt, aber die ganze Zeit über, während ſie zwiſchen den andern ſaß, hatte ſie den Gedanken nicht los werden können: „Ah! wenn ſie wüßten, was ich geträumt habe!“

Anſtatt zu beten, dachte ſie das.

Dann hatte ſie ihn erblickt, da unten in der Bedientenbank neben dem Kammerdiener! . . .

Ja, das war das Geſicht, das ihr erſchienen war im Traum — das und kein andres — ein wunderſchönes Geſicht, aber abgemagert, geſchärft — mit finſtern, gequälten Augen und einem bittern Zug um den Mund. Jetzt erhob er die Augen zu ihr. Ihr war's, als ſolle ſie ohnmächtig werden vor Mitleid, ein ſolcher Schmerz ſprach aus ſeinem Blick, und zugleich die alte grenzenloſe Ergebenheit und Anbetung.

Was er leiden mußte! . . . Da plötzlich hatte ſie hinter ſich ein Ziſcheln gehört, ihre von Aufregung geſchärften Sinne verſtanden jedes Wort.

Die Fürſtin Benedikta war's, die's ihrer Nachbarin, einer lebensluſtigen jungen Frau zuraunte: „Dort, der ſchöne Braune . . . das iſt er . . . der Asra!"

„Wo, dort? . . . in der Bedientenbank? . . . der Asra in der Bedientenbank . . . wie ſchön das klingt, Benedikta . . . entweder platz' ich heraus, oder ich ſterbe," antwortete flüſternd die Nachbarin.

Um Gräfin Irene drehte ſich alles — mit Mühe hielt ſie ſich aufrecht.

„Irene, dir iſt ſchlecht!" flüſterte Benedikta und ſchob dem jungen Mädchen ihr Riechfläſchchen zu.

Und ſie zwang ſich zu einem Dankläcbeln und hielt ſich das Fläſchchen ans Geſicht. — Dabei bemerkte ſie, wie der Blick der Fürſtin Benedikta neugierig in ihren Zügen herumzuforſchen begann, — wie er plötzlich von ihr abglitt und in die Bedientenbank hinuntertauchte, um ſich dann noch einmal noch neugieriger auf ihr Antlitz zu heften.

Sie war mehr tot als lebendig gewesen, als sie die Kirche verließ.

Und jetzt ging sie in ihrem Zimmer auf und ab, ratlos vor Sehnsucht, vor Mitleid, vor Scham.

Die Leidenschaft tobte in ihrem Herzen wie etwas lebendig Begrabenes, das sich aus Hunger und Verzweiflung selber zerfleischt.

Plötzlich wandte sie horchend den Kopf. Ein Frauengewand rauschte draußen im Korridor an ihrer Thüre vorüber, und eine Altstimme summte leise:

„Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder . . ."

nach der bekannten Melodie von Rubinstein. Es war die Stimme der Fürstin Benedikta.

Als Schritt und Stimme verhallt waren, eilte die Gräfin Irene auf die Thür zu und drehte den Schlüssel im Schloß um, dann sich mit einer verzweifelnden Gebärde beide Hände vor die Augen haltend, taumelte sie auf ihr Bett zu. — Sie stürzte daneben nieder auf die Kniee, und den Kopf in das weiche Lager bohrend, stöhnte sie: „Gott helfe mir!"

Sie hätte ihr Herz totschlagen mögen dafür, daß es ihr diese Schmach angethan, — und sie suchte ein Grab, das so tief wäre, — daß es nie mehr daraus auferstehen könnte.

* * *

Das Gabelfrühstück war vorüber. Der Kardinal hatte sich frei gemacht von den Zuvorkommenheiten des ihn umdrängenden Verwandtschaftsschwarms und hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen. Dort saß er jetzt,

das rote Käppchen auf dem Kopf, in seiner langen, schwarzen, rot verbrämten Soutane.

Von Zeit zu Zeit suchte sein Blick die Uhr, die neben ihm auf einem Tischchen lag. — Viertel drei — zehn Minuten zu halb, — in wenigen Minuten würde er da sein.

Er war unzufrieden mit sich, — mit seiner ganzen Vergangenheit, die er nur noch durch seine priesterlichen Augen betrachten, nur noch mit seiner priesterlichen Seele beurteilen konnte. — Er sagte sich, daß er durch die seligen Liebesstunden, die er sich in jenen wundersamen, von Ginster- und Lindenblüten durchdufteten Mondnächten gegönnt, sein Gelübde entweiht hatte — daß seine Sühne dadurch ungiltig geworden war.

Und jetzt kam die Strafe!

Ungeduldig zuckte er mit den Achseln ... was machte es aus, wie und ob er gestraft würde — wie und was er litt. — Sein Kind, sein unschuldiges Kind war vom Schicksal gestraft worden — für Sünden, die es nicht begangen hatte! — Heute vormittag, als ein ihm nachspähender Derzheim ihn gesehen hatte, wie er sich einsam, ohne Begleitung, in den Schatten des Parks verlor, — war er hinuntergegangen in die alte Försterei.

Er hatte den Jungen gesucht, aber nur die Mutter gefunden.

Sie war nicht einmal sehr überrascht gewesen durch seinen Besuch, — eigentlich hatte sie ihn erwartet.

Die alten Liebeserinnerungen waren bei beiden verjährt. Sie war für ihn ein braves, achtungswertes Weib, das einem traurigen und etwas zweideutigen Schicksal würdige Seiten abgewonnen hatte — er für

ſie der hohe Kirchenfürſt, dem ſie mit tiefen Kniebeugungen die Hand küßte, gerade ſo verehrungsvoll und förmlich, wie's heute und geſtern zum mindeſten ein Dutzend frommer Baſen und Vettern gethan hatten.

In dem kleinen Wohnzimmer, an deſſen Wänden die Bilder der Helden aus jener großen hiſtoriſchen Epoche hingen, mit denen ſich Franzens Phantaſie ſo gern beſchäftigte, hatte er ſie ausgefragt über den jungen Mann.

Sie intereſſierte ihn nur noch als die Mutter ſeines Kindes.

Alles, was ſie ihm ſagte, war von ſchlichter, überzeugender Wahrheit. Ja — Franz war ſein Sohn.

Warum ſie die Sache geheimgehalten — niemand anderem geſtanden als dem alten Förſter, der immer wie ein Vater für ſie geweſen war und ihr und dem Kinde ſeinen Namen gegeben hatte?

Die Antwort auf dieſe Frage hatte ſie mit einem heftigen Erröten eingeleitet. — Sie hatte Angſt gehabt, man könne *ihm* die Sache übel nehmen, in Anbetracht des von ihm, dem Vater, geleiſteten Gelübdes — murmelte ſie.

Als ihn das tief zu bekümmern ſchien, hatte ſie jedoch ſofort hinzugeſetzt, das ſei nicht allein der Grund geweſen; ſie hatte zugleich gefürchtet, die Familie werde, ſobald ſie erfuhr, daß ein Kind von ihm lebe, es ihr nehmen wollen. Bei dem Gedanken ſei ſie wie verrückt geweſen und habe ſchließlich den alten Förſter geheiratet, nur damit niemand mehr Anſpruch erheben dürfe auf das Kind. — Es ſei unrecht geweſen — ſie bereute es. Das edle Blut, das dem Jungen in den

Adern rollte, verriet sich in allem und jedem. Er fühlte sich nicht glücklich.

Der Kardinal hatte nach den Eigentümlichkeiten des Kindes gefragt. In der mit wenigen naiven Worten charakterisierenden Weise des Volkes hatte sie ihm das Kind, den heranwachsenden Knaben, den Jüngling geschildert, alles, seine letzte Demütigung, sein großes, uneingestandenes, unvernünftiges Leid.

Der Kardinal hatte ihr seine Absicht mitgeteilt, sich des Schicksals des jungen Mannes anzunehmen, soweit er es in seiner Eigenschaft als katholischer Priester thun durfte; er hatte den Wunsch geäußert, den jungen Mann kennen zu lernen. Aber länger auf ihn warten konnte er nicht, da es Zeit für ihn war, ins Schloß zurückzukehren, sie solle ihn ihm hinaufschicken im Laufe des Nachmittags.

„Um welche Stunde befehlen ihn Eure Eminenz hinauf?"

Der Kardinal hatte halb drei Uhr angegeben; da sich das Gabelfrühstück, als seine letzte Mahlzeit in der Heimat, als eine umständliche Prozedur herausstellen und viele nachträgliche verwandtschaftliche Ovationen mit sich bringen würde, fürchtete er, nicht früher abkommen zu können.

Gegen vier sollte er dann mit seinem Lieblingsbruder Felix nach Miesnitz, dessen Herrschaft, abfahren, um dort in aller Stille, ohne Vettern und Basen, den nächsten Tag zu verbringen.

Fünf Minuten zu halb ... nur noch drei Minuten ... Wie ihm das Herz klopfte!

Ein tiefes, ungestümes Mitleid mit seinem armen

Kind quälte ihn bei dem Gedanken an die demütigende Rolle, die ſein Fleiſch und Blut zwiſchen ſeinen ihm viel ferner ſtehenden Anverwandten geſpielt.

In der Geſindeſtube aufgewachſen, im Schloß verwöhnt, geduldet als Prügeljunge, — nur daß er ſich nicht prügeln ließ — ſchließlich verachtet, in einen Winkel geſtoßen wie ein Spielzeug, das, zwiſchen neue Einrichtungsſtücke nicht hineinpaſſend, einem läſtig geworden iſt.

Halb drei — jetzt mußte er kommen. Eine wachſende Befangenheit, ein Taſten nach der erſten Frage, die er an den Sohn richten würde, der für ihn ein Fremder bleiben mußte, ergriff ihn.

Dann noch etwas — eine peinliche Angſt vor der nähern Bekanntſchaft, eine kleinliche Furcht, vor der ſich der Prieſter ſchämte, die Furcht, daß es zu ſpät ſein könne, den Jungen aufzurichten, die Furcht, daß ſein moraliſches Rückgrat durch den nahen Verkehr mit der Bedientenſtube für alle Ewigkeit könne gebrochen ſein.

Ein gebrochenes Rückgrat heilt keine Kunſt, keine Liebe, nicht einmal ein Erfolg.

Aber was that's, und wenn dem ſo war, um ſo mehr forderte ſeine Exiſtenz eine teilnehmende Stütze.

Ein leiſes Klopfen an der Thür — der Kammerdiener des Kardinals trat ein.

„Eminenz, ein junger Mann wartet draußen, ſagt, er ſei heraufbefohlen zu einer Audienz."

„Er ſoll eintreten!"

* * *

Der Kardinal hatte sich aufgerichtet, stehend, die Hand auf einen Tisch gestützt, erwartete er den Eintretenden. Sein Blut war in Aufruhr. Ihm war's, als sause etwas Graues, Rotumsäumtes blitzschnell vor seinen Augen hin. Es war fort. Er blickte auf — das Bild seiner eignen, totgeschlagenen Jugend stand vor ihm und richtete die dunkeln Augen fragend und staunend auf sein Gesicht. Sofort merkte es der Kardinal den Augen an, daß die Mutter, sich seinem Wunsche fügend, dem Sohne nichts von seinen Beziehungen zu dem Kirchenfürsten verraten hatte.

Er räusperte sich, dann etwas unsicher begann er: „Mein Neffe Pips hat mir viel Schönes von Ihnen erzählt."

Obschon sich die erste Aufregung in ihm gelegt hatte, zitterte er doch noch leise an allen Gliedern.

„Prinz Pips ist immer sehr gütig gegen mich, Eminenz," erwiderte Wranny.

Der Kardinal zuckte zusammen; diese weiche, singende Stimme war ihm noch bekannter als das Gesicht. Der leichte Artikulationsfehler bei der Aussprache der r und dann die Haltung des Kopfes, das tief in die Schläfen wachsende Haar . . .

„Unter anderm," hob der Kardinal von neuem an, „hat mir mein Neffe mitgeteilt, daß Sie sich in Ihrem Beruf nicht glücklich fühlen. Sie . . . hm . . . sind Forstmann?"

„Ja, Eminenz!"

„Es scheint, daß Sie sich dringend wünschen, eine militärische Laufbahn einzuschlagen?"

„Zu dienen, Eminenz."

Der Kardinal ſtockte einen Augenblick, dann ziemlich raſch ſprechend, ſagte er:

„Da es für mich auf der Welt kaum etwas Traurigeres giebt, als einen Menſchen zu ſehen, der ſich mit einem unliebſamen Beruf herumquält, ſo möchte ich Ihnen gerne helfen, das Ziel Ihrer Wünſche zu erreichen. Nach allem, was mir Pips mitgeteilt hat, ſcheinen Sie danach angethan, ein ganz vorzüglicher Reiteroffizier zu werden. — Für eine Zulage, die Ihnen ein anſtändiges Auftreten ermöglicht, will ich ſorgen, auch anderwärts trachten, Ihnen Vorſchub zu leiſten."

„Eminenz wollten wirklich . . ."

Es war, als ob plötzlich Licht ausſtrahlte von den Augen des jungen Menſchen — ein Licht, das, ſich über das ganze Antlitz verbreitend, recht deutlich zeigte, wie bleich, wie von Schmerz geſchärft in jedem Zug es war.

Den Kardinal riß es am Herzen, er hätte dem Burſchen gar zu gern ein freundliches Wort geſagt, etwas ſo recht Warmes, Teilnahmvolles. Nur mit äußerſter Anſtrengung gelang es ihm, ſeine offizielle Haltung zu bewahren.

„Es wird mich ſehr freuen, mich Ihnen nützlich zu erweiſen," erklärte er, „und nun weiter. Um die Sache ordentlich durchzuführen, müſſen wir doch einen Plan für Ihre Zukunft entwerfen. Pips verſichert mir, daß er jederzeit mit Vergnügen bereit ſei, Sie als Kameraden in ſeinem Regiment zu begrüßen."

Eine Pauſe — dann hob Franz Wranny den Kopf, den er ſoeben ein wenig geſenkt hatte. „Ich möchte lieber nicht in demſelben Regiment dienen wie der Prinz," murmelte er.

„Mein Neffe ist überzeugt, daß Sie binnen kurzem eine sehr gute Stellung im Offiziercorps einnehmen würden," entgegnete der Kardinal rasch, indem er einen Schritt näher an den jungen Mann herantrat.

„Der Prinz Pips ist von vielem überzeugt, was sich nachträglich als undurchführbar herausstellt, Eminenz," erwiderte Franz; „der glaubt immer, daß alles ganz genau so ausfallen muß, wie sein gutes Herz sich's wünscht. Auf den darf man nicht zu viel geben, Eminenz. Uebrigens ist es ja möglich, daß er mir eine Stellung im Offiziercorps der Rheinberg-Dragoner erzwingt. Er ist einer von denen, dem jeder gern etwas zuliebe thut. Aber so anhänglich ich dem Prinzen auch bin, möchte ich doch lieber meine Stellung im Offiziercorps mir selbst, anstatt ihm, verdanken.

„Das würden Sie ja!" rief der Kardinal warm, „mein Neffe könnte Sie höchstens etwas unterstützen!"

Aber Franz Wranny schüttelte den Kopf; über den Punkt hatte er offenbar seine sehr persönlichen Ansichten.

„Wenn's Krieg gäbe, da wüßt' ich, daß meine Stelle an seiner Seite ist," murmelte er mit vor Rührung heiserer Stimme, „aber jetzt in Friedenszeiten!... Nein, Eminenz!"

„Sie würden offenbar vorziehen, in einem Regiment zu dienen, das etwas ferner von Ihrer Heimat liegt?" bemerkte der Kardinal.

Franz Wranny stieg das Blut in die braunen Wangen. „Eminenz mißverstehen mich," verteidigte er sich; „'s ist nicht die Angst, die Herren bei den Rheinberg-Dragonern könnten sich zu oft meiner schlichten Herkunft erinnern, die mich von ihnen fernhält. Meine

Herkunft werd' ich nirgends geheimhalten. Aber wie soll ich Eminenz das sagen? Es ist ja so gräßlich unbescheiden, so vieler unbeschreiblich, unbegreiflich hoher Gnade gegenüber noch einen Wunsch zu äußern."

„Nur vorwärts, mein Junge, es handelt sich um deine Zukunft, nicht um meine!"

Kaum, daß dem Kardinal das „Du" entschlüpft war, so erschrak er über sich selbst — wie hatte er sich nur so vergessen können!

Der junge Mensch stutzte ein wenig, maß jedoch der seltsamen Anrede keine Wichtigkeit bei. Der Kardinal hatte sich versprochen, ihn als Büchsenspanner behandelt, weiter nichts.

„Die Rheinberg-Dragoner haben ein schönes und vornehmes, aber ein träges, genußsüchtiges Offiziercorps. Wenn's hieße: Ins Feuer! da wären die Offiziere alle tapfer, wie die Löwen, im Frieden machen sie nichts. Ist auch nicht nötig. Es geht alles wie auf Rädchen. Die Arbeit besorgen die Unteroffiziere, die Herren unterhalten sich, und wenn einer von ihnen einmal anfangen wollte zu arbeiten, so würden sie finden, — Eminenz verzeihen den Ausdruck — sie würden finden, er macht sich patzig und mischt sich in Dinge, die ihn nichts angehen! Drum . . ."

Der Kardinal lachte so herzlich, wie er seit zweiundzwanzig Jahren nicht mehr gelacht hatte.

Franz stockte.

„Drum . . ." wiederholte der Kirchenfürst aufmunternd des jungen Mannes letztes Wort.

„Drum", sagte dieser, „drum — wenn es mir überhaupt gestattet ist, einen Wunsch zu äußern, möchte ich

am liebsten in einem recht herabgekommenen, schlecht garnisonierten polnischen Regiment anfangen, wo ich tüchtig zu thun hätte, etwas leisten, mich auszeichnen könnte!"

„Ach so," bemerkte der Kardinal. Er lächelte sehr wohlwollend, in seinen Augen schimmerte, nur trauriger als sonst, der alte freundliche Blick, mit dem der Prinz Raimund ein scheues Reh zutraulich gemacht hätte.

„Ja, Eminenz! Um den Hochmut nicht fürchten zu müssen, muß unsereins der Achtung seiner Nebenmenschen sehr sicher sein," sagte treuherzig der junge Mann. „Und — ach — Eminenz, wessen Achtung könnte ich denn sicher sein in einer Stellung, die sich nur auf die Großmut und Gnade Eurer Eminenz und auf die Protektion meines lieben Prinzen Pips stützen würde."

Er war zu Ende. Mit hochklopfendem Herzen und gesenktem Blick stand er vor dem Kardinal. Hatte er sich nicht zu viel herausgenommen? Langsam hob er den Blick. Nein — böse war der Kirchenfürst nicht. Sein Antlitz war unruhig, aber böse war er nicht. In seinen Augen schimmerte ein feuchter Glanz.

„Was Sie da sagen, hat etwas für sich," begann er jetzt, „es hat sogar sehr viel für sich. Es freut mich, daß Sie die Wendung Ihres Schicksals von diesem Standpunkt ins Auge fassen!" Dann noch um einen Schritt vorwärts tretend, setzte er hinzu: „Armer Kerl du . . ." er unterbrach sich . . . „Sie haben wohl viel vom Hochmut zu leiden gehabt!"

„Ja und nein!" erwiderte Franz. „Von schroffem, sichtbarem Hochmut eigentlich sehr spät und sehr wenig,

vom unsichtbaren Hochmut mein ganzes Leben — lange ahnungslos, aber sehr viel!"

„Was nennen Sie den unsichtbaren Hochmut?"

„Eminenz!" Franz zog nachdenklich die Brauen zusammen, dann sehr leise sagte er: „Den unsichtbaren Hochmut nenne ich den, der einen so lange freundlich, fast liebkosend umschmeichelt, bis er einen recht zutraulich gemacht hat, dann schlägt er einem die Krallen ins Herz!"

„Armer Bursch!" Die Augen des Kardinals standen voll Thränen. „Nun, ich hoffe, daß Ihre Zukunft Sie für das harte Leben entschädigen wird, das Sie hinter sich haben!"

„Ich hab' kein hartes Leben hinter mir, Eminenz!" erklärte Franz tapfer; „es wäre sündhaft, mich zu beklagen, ich — ich hab' die beste Mutter, die man haben kann, und meine Kindheit tausch' ich mit keinem Prinzen auf der Welt. Erst in der allerletzten Zeit fing ich an, mich unglücklich zu fühlen. 's war viel Unvernunft meinerseits dabei, aber ich sah ein, daß meine Existenz auf einer schiefen Basis stand, und wußte nicht recht, wie ich es anfangen sollte, mich aufzurichten."

„Nun, das ist vorüber!" sagte der Kardinal. „Gott sei gedankt, daß ich noch zur rechten Zeit einschreiten konnte. Vorwärts, tapfer voran! Streben Sie nach den höchsten Zielen, ich bete, daß Sie sie erreichen möchten."

Wieder klopfte es leise an die Thür, und wieder war es der Kammerdiener des Kardinals, der eintrat. „Ihre Durchlaucht lassen fragen, wann sie Eminenz noch erwarten dürfen vor der Abfahrt."

„Ich komme gleich!“ rief ungeduldig der Kardinal.

Der Kammerdiener verschwand. Dumpfes Schweigen herrschte zwischen dem Kirchenfürsten und seinem jungen Schützling.

Der Priester hielt die Arme kreuzweise über der Brust, die Hände auf den Aermeln seiner Soutane. Zweimal zuckte er mit den Armen, wie ein Gebundener, der sich freimachen will. Dann war der Kampf vorbei.

„Mein Neffe Pips wird Ihnen in kürzester Frist die praktischen Bedingungen mitteilen, unter denen Sie Ihr neues Leben antreten sollen,“ sagte er. „Ihren Wünschen in betreff der Wahl eines Regiments wird Rechnung getragen werden. Mögen Sie immerhin in einem bescheidenen Offiziercorps anfangen. Später wollen wir sehen. Den Kopf oben, mein Junge! Und nun Gott befohlen. — Mein Neffe Pips hatte recht, mich auf Sie aufmerksam zu machen. Es hat mich gefreut, einen durch und durch anständigen Menschen in Ihnen kennen zu lernen!“

Er reichte dem jungen Mann die Hand, die Palme nach unten, wie sie ein Priester zu reichen gewohnt ist.

„Ich werde trachten, mich der großen Gnade Eurer Eminenz würdig zu erweisen,“ sagte Franz heiser, und während er sich über die Rechte des Kardinals beugte, um sie zu küssen, legte dieser ihm die linke Hand auf den Kopf.

Die Berührung fuhr dem jungen Menschen durch alle Glieder — es war dieselbe Berührung, deren Zauber Pips Derzheim am vergangenen Abend so lebhaft empfunden, die Berührung, die Wunder gewirkt hatte

an der grauenhaften, von Seuche und Elend verheerten Bevölkerung Roms und Neapels.

„Gott segne dich, mein Kind!“ murmelte der Priester, und Franz, ganz aus sich herausgehoben, ganz zerknirscht von ungestümer, herzlicher Dankbarkeit, nahm die Rechte des Kardinals in seine beiden Hände und drückte zweimal hintereinander die Lippen darauf, dann ging er.

Der Kardinal stand in der Mitte des Zimmers wie angewurzelt, mit einem Gefühl, als habe ihm der junge Mensch das Herz aus der Brust gerissen und trüge es jetzt mit sich fort. — Und dort, wo das Herz gewesen war, blieb in der Brust des Priesters eine leere, wunde Stelle, die immer leer und immer wund bleiben mußte.

Ihn schwindelte — er legte die Hand an die Stirn, überlegte ein letztes Mal die Verhältnisse. Dann ging er zu seiner Mutter, um Abschied zu nehmen.

* * *

In dem kleinen Gärtchen wartete die Försterin atemlos auf die Rückkehr des Sohnes.

Endlich hörte sie einen Schritt, der aus dem Walde erschallte. Sie sah auf — da stand er hinter dem Zaun. Aus seinen Augen strahlte eine solche Ueberfülle von Glück, daß sie, wie geblendet, seinem Blick auswich. — Anstatt das Thürchen des Gärtchens zu öffnen, legte er die Hand auf den Zaun und schwang sich hinüber.

„Uebermütiger!“ murmelte die Mutter.

„Wie soll ich nicht übermütig sein?“ jauchzte der Sohn ihr zu. „O Mutter, Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was für ein herrlicher Mann das ist! — Nur

durch die Berührung seiner Hand hat er einen andern Menschen aus mir gemacht. Alles, was krank in mir war, ist wieder gesund, und alles, was traurig in mir war, ist wieder froh. Mir ist's, als wären mir Flügel gewachsen, — es giebt keine Mauer mehr, die zu hoch, keine Kluft mehr, die zu breit, daß ich mich nicht hinüberschwingen, kein Ziel, sei's noch so weit, daß ich's nicht erreichen könnte! Oh Mutter! ... Mutter! ... Aber was ist Euch?"

Sie war totenbleich und rang mühsam nach Atem.

„Schon auf dem Weg in die Kirche hab' ich's gemerkt," sagte er, und neigte sich besorgt nieder zu ihr. „Kommt ins Haus, es ist zu schwül für Euch hier draußen!"

Mit tief gesenktem Kopf, allem Anschein nach nicht wissend, welche Richtung sie einschlug, ging sie neben ihm in das Haus. Es war bedeutend kühler da. Sie setzte sich in eine Ecke des schwarzen Ledersofas und blickte unverwandt auf den Boden.

„Erzähl ... wie war's?" kam's heiser, kaum hörbar über ihre Lippen.

Und er erzählte, hastig vorwärts stürmend, mit lebhaften Farben den großartigen Eindruck schildernd, den der Kirchenfürst auf ihn gemacht hatte. Was der Kardinal für ihn thun wollte, verschwand neben der Freude darüber, wie er es thun wollte.

„Er hat sich immer mehr und mehr erwärmt im Laufe unsers Gesprächs," berichtete er, „und zum Schluß, zum Schluß ... Ihr müßt nicht glauben, daß ich verrückt geworden bin, wenn ich Euch das sage — aber zum Schluß schien er ganz des ungeheuern Standes-

unterſchiedes zwiſchen ſich und mir zu vergeſſen, — er hat mich behandelt faſt wie ſeinesgleichen, er hat ‚mein Kind‘ zu mir geſagt — und zu allerletzt, als er mir die rechte Hand gereicht hatte zum Kuß und ich mich noch darüber beugte, hat er ſeine Linke auf meinen Kopf gelegt und mir ſo einmal über das Haar geſtrichen. — Noch nie hat mich eine Hand ſo berührt außer der Eurigen, Mütterchen. Ich bin mir ſelber heilig geworden dadurch, wie von einem böſen Zauber erlöſt hab' ich aufgeatmet. Etwas Gutes muß doch in mir ſein, daß ein ſolcher Mann ſo freundlichen, ſo herzlichen Anteil nimmt an mir! — Ich begreif' nur nicht, wie er dazu gekommen iſt, nach mir zu fragen, ſich um mich zu bekümmern. Unſer lieber Prinz Pips hat ihm von mir erzählt ... was kann er ihm denn erzählt haben, das ihn veranlaßt hat, ſich meiner ſofort anzunehmen? Ich begreif's nicht — ich begreif's nicht! Aber warum freut Ihr Euch denn nicht mit mir, Mütterchen? ... Warum ſeht Ihr ſo traurig aus?“

Bis jetzt war er während des Erzählens aufgeregt in dem Zimmer hin und her geſchritten. Jetzt ſetzte er ſich neben ſie und nahm ihre Hand.

„Ich freu' mich ja,“ murmelte ſie tonlos, und dabei rollten ihr zwei große Thränen über die Wangen.

„Freuen ...“ Er runzelte die Stirn — zum erſtenmal fühlte er etwas wie Zorn in ſich aufſteigen gegen ſeine Mutter — „freuen ... nun, das iſt eine ſonderbare Freude!“ grollte er.

Sie rückte näher an ihn heran. „Er war ſehr lieb gegen dich?“ murmelte ſie, „er hat dich ‚mein Kind‘ genannt — er hat ſeine Hand auf deinen Kopf gelegt?“

„Ja, Mutter, das hat er!“ beteuerte Franz, dann plötzlich, alles Grolls vergessend, lachte er herzlich auf und meinte: „Wißt Ihr, was Ihr mir für einen Eindruck macht? — den Eindruck, als ob Euch, so gern Ihr mich auch habt, das, was ich Euch da erzähle, doch zu merkwürdig erschiene; — Ihr denkt am Ende, ich sei wirklich übergeschnappt. Aber ich kann Euch nicht helfen, es ist alles wahr — buchstäblich wahr. Er hat zu mir gesprochen, als ob ich seinesgleichen wäre, er hat mir gesagt, ich möge mich nicht fürchten, mir meine Ziele hoch zu stecken, er hat mir die Hand auf den Kopf gelegt — es klingt schrecklich vermessen, aber ich versichere Euch, er hat mit mir gesprochen wie ein Vater zu seinem Sohn.“

Bei diesen Worten sah er ihr freimütig, völlig unbefangen ins Gesicht. Sie wurde dunkelrot und zuckte merklich zusammen.

Etwas ganz Sonderbares durchschlich ihn — etwas Unheimliches, Aufregendes, ein Schmerz, in den sich eine große Freude mischte — ein Gefühl tiefster Demütigung, das mit einem großen Stolz gepaart war. Konnte das ... war das ... Inmitten seines Gemütsaufruhrs empfand er etwas wie eine plötzliche Abspannung, Ernüchterung.

Das Rätsel war gelöst, dem Wunder war seine Verklärung benommen — es war gar kein Wunder mehr, sondern etwas recht Alltägliches. Sein Blick irrte unruhig in dem Zimmerchen umher, wie der Blick eines Menschen, der aus einem schützenden Dunkel heraus plötzlich ins Licht sieht.

Dort auf dem Nähtisch in der Fensternische schim-

merte etwas Purpurfarbiges ... er faßte den Gegenstand schärfer in das Auge — ein rotseidener Handschuh war's.

Jetzt erriet er alles. Der Kardinal mußte selbst hier gewesen sein — der Kardinal mußte den Handschuh hier vergessen haben.

Er legte die Hand an die Stirn, wie betäubt. Als er aufsah, saß die Mutter nicht mehr neben ihm. Sie stand an der Thür des Zimmers, die Klinke in der Hand. Sie hatte von ihm forteilen wollen, aber jetzt haftete ihr Fuß auf dem Boden.

Er starrte ihr nach ... sagte sich, daß er sie gehen lassen sollte, ohne ein Wort an sie zu richten, ohne sie mit einer Frage zu quälen, ohne sie ahnen zu lassen, was er erraten hatte.

Da wendete sie sich um. Eine glühende Röte brannte auf ihren Wangen, ihr Blick traf in den ihres Sohnes. Sie runzelte die Brauen, ein Unmut, ein Zorn war in ihr aufgestiegen — ein Zorn darüber, daß sie sich schämen mußte vor ihrem Kinde, schämen für etwas, für das sie sich vor ihrem Gott nicht geschämt hatte.

Er blieb regungslos, wie gebannt.

Da trat sie auf ihn zu. „Du hast's erraten," sagte sie kurz.

Er senkte nur den Kopf.

„Jetzt erst?" fragte sie.

Er nickte.

Einen Augenblick hielt sie inne, dann von neuem hob sie an: „Ich weiß, du willst allein mit dir fertig werden, mich mit keiner Frage quälen."

„Ich hab' Euch nichts zu fragen!" entgegnete er heiser.

„Armer Burſch!" ſeufzte ſie mitleidig, indem ſie von neuem den Platz neben ihm einnahm auf dem glatten, ſchwarzen Sofa. „Du haſt mich nichts zu fragen, ſagſt du. Haſt ja das ganze Herz voller Fragen. Du möchteſt wiſſen . . ."

Er nahm treuherzig ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen. „Ich brauche gar nichts zu wiſſen, Mutter," verſicherte er tapfer.

„Verlang nicht mehr von dir, als du leiſten kannſt," erwiderte ſie faſt herb; „wenn wir jetzt nicht darüber reden, hörſt du nie auf, darüber nachzudenken, ſo iſt's beſſer, wir ſprechen uns einmal über die Sache aus, ein für allemal!"

Sie erzählte ihm von ihrer Liebe, was ihr Zartgefühl ihr zu ſagen erlaubte. Von einem unruhigen, unklar wühlenden Gefühl tief bewegt, hörte er zu.

Sie ſprach eintönig raſch, aber mit gehemmtem Atem, wobei ſie die Augen zu Boden geſenkt hielt. Als ſie geendigt, ſah ſie mit einem ſcheuen, unſichern Blick zu ihm auf, dann bedeckte ſie das Geſicht mit den Händen und brach in krampfhaftes, röchelndes Schluchzen aus.

Er ſchlang den Arm um ſie.

„Mütterchen! beruhigt Euch, weint doch nicht, Ihr könnt doch nicht denken, daß Ihr darum ſchlechter ſeid in meinen Augen."

„Schlechter . . . vielleicht nicht," ſtöhnte ſie, „aber eine ganz andre bin ich geworden in deinen Augen! Eine ganz andre, mein armer, lieber Junge!"

* * *

Prinz Pips hatte die beiden ältern Herren nach Miesnitz begleitet. Auch die andern Gäste verloren sich, von dem bis zum letzten Augenblick korrekten, aber ungastfreundlichen Hausherrn wenig zum Bleiben aufgemuntert, nach allen vier Weltgegenden. Am nächsten Tage war das Schloß so gut wie leer. Von allen den vielen Gästen waren die Ferdinand Derzheims allein noch in Djiboch geblieben.

Es war ein schwüler Augustvormittag, ein Tag, wie er auf einen Morgen zu folgen pflegt, an dem kein Tau gefallen ist. Die Blätter an den Bäumen hingen matt. Kein Leben pulsierte mehr darin. Sie machten sich bereit zu sterben. Es schwebte wie ein Geruch von Asche um das Laub herum und über dem verbrannten graubraunen Gras.

Etwas Schreckliches, brennend Durstiges lag über dem Park von Djiboch. Jedes müdknisternde Blatt, jeder verdorrende Grashalm, und jeder sich trostlos schließende Blumenkelch lechzte nach Erlösung, schmachtete nach dem kühlenden Gewitter, das die Erde endlich von dem Fieber des drückenden, verdorrenden Spätsommers befreien sollte. Gleichviel, wenn es den Herbst einleitete, alles war besser als diese duft- und luftlose Schwüle. Das Licht war zugleich grell und stumpf, nirgends das Flimmern und Schimmern, das der Landschaft die eigentliche Schönheitsweihe verleiht.

In dem gestern so freundlich belebten Schloß herrschte dumpfe Stille. Der junge Fürst hatte soeben mit einer Gebärde humoristischer Befriedigung hinter dem Wagen, der den letzten Gast auf die Bahn beförderte, ein Kreuz geschlagen; jetzt stieß er einen vergnügten

Seufzer aus, wendete sich auf dem Absatz um, in das Schloß hinein.

Und doch schien die Befreiung von der Einquartierung keinen genügenden Einfluß auf seine Laune zu üben, um seine Heiterkeit dauernd zu befestigen.

Eine tiefe Falte zeichnete sich auf seiner Stirn.

Er verfügte sich in den Gartensalon, wo sich seine Großmutter einsam und traurig mit ihrer Armenstrickerei beschäftigte. Das Wiedersehen ihres Lieblingssohnes, ebenso wie der kurz darauf erfolgte Abschied von ihm, hatten sie sehr angegriffen. Immer wieder flossen die Thränen über ihr sonst so heiteres Gesicht herab.

Der junge Fürst blieb neben dem Tischchen stehen, auf das sie ihr Wollknäuel gelegt hatte. Er griff bald nach dem, bald nach jenem der herumliegenden Nippes. Endlich lehnte er sich träge in einen Reckelstuhl seiner Großmutter gegenüber.

Und mit einem kleinen Damascenerdolch, den er von dem Tischchen genommen, auf sein Knie schlagend, begann er: „Was ist denn das für eine großartige Geschichte, die man sich da von dem Kardinal erzählt?“

„Was für eine Geschichte?“ fragte die Fürstin und drückte ihr Battisttaschentuch an die nasse Wange.

„Nun, es heißt ja, daß er gestern den Wranny zu sich heraufbefohlen und daß die Konferenz zwischen ihm und dem edeln Jüngling eine ganze Stunde gedauert hat.“

Die Fürstin sah zu Boden. „Wie lange die Konferenz gedauert hat, davon hab' ich keine Ahnung,“ sagte sie, „aber daß er sich den Burschen hat heraufkommen lassen, ist richtig.“

„Hm, hm!“ brummte der Fürst, „woher wußte er denn von der Existenz des Menschen?“

„Pips hat ihm von dem Burschen erzählt, übrigens scheint er ihn zufällig irgendwo gesehen zu haben.“

„Hm! und die frappante Familienähnlichkeit ist ihm aufgefallen,“ vervollständigte der Fürst, „ja so ... hm, verstehe, der Onkel ahnte damals, als er nach Rom abreiste, selbst nicht, was er in der Heimat zurückließ, und war einigermaßen überrascht über das, was er bei seiner Rückkehr vorfand; aber ... hm, sich den jungen Mann gerade heraufkommen zu lassen, hieß doch ein wenig weit gehen.“

„Raimund hatte immer ein gutes Herz, der Bursch dauerte ihn, übrigens hat er ihm im Lauf der Unterredung, die er mit ihm gepflogen, nichts verraten; obgleich es ihm der Bursche gleich von Anfang angethan hat, hat er ihn nur als Schützling unsers Pipsels behandelt.“

„So, aber dir scheint er die Geschichte verraten zu haben und hat dir wohl sein Söhnchen ans Herz gelegt,“ spöttelte, immer noch mit dem Damascenerdolch spielend, der junge Fürst.

„Ja! mein armer Raimund.“

Die Fürstin drückte jetzt ihr Taschentuch an die überfließenden Augen. „Im letzten Augenblick hat's ihn überkommen, er hat mich gebeten, gut gegen sein Kind zu sein. Ich hab's ihm versprochen.“

Die alte Dame faltete die Hände und hob den Kopf, wobei ihr Gesicht und ihre Haltung einen, in Anbetracht ihrer sonstigen Kindereien, ganz eigentümlich würdigen und feierlichen Ausdruck annahmen.

„So, so!“ Der Fürſt ſtrich ſich mit der Linken ſeinen krauſen roten Schnurrbart, während ſeine Rechte fortfuhr, mit dem Dolch zu ſpielen.

„Und was willſt du für den ſchönen Wranny thun?“ fragte er ironiſch, „ihm ein Revier verſchaffen bei L.?“ Er nannte den Namen desſelben Kavaliers, an den der Fürſt Felix Franz Wranny hatte empfehlen wollen.

„Der Bub bleibt nicht beim Forſtweſen, er ſoll Offizier werden,“ entgegnete die Fürſtin raſch.

„So! ... und ſoll vielleicht bei den Rheinberg-Dragonern dienen in Breznitz,“ rief heftig der Fürſt. — „Pips wäre verrückt genug, ſo etwas vorzuſchlagen.“

„Er hat es vorgeſchlagen, aber der Franz ſelbſt hat nichts davon wiſſen wollen,“ erklärte die Fürſtin. „Auf ſeinen, wie mir Raimund mitteilte, beſcheiden aber dringend ausgeſprochenen Wunſch wird er in irgend einem ſchlecht garniſonierten Ulanenregiment in Polen anfangen.“

„So, na, das zeigt immerhin noch einen Schimmer von Vernunft bei dem guten Wranny.“ Der Fürſt nannte Franz im Laufe des ganzen Geſprächs mit Vorliebe bei ſeinem Familiennamen.

„Ob er in einem obſkuren Winkel der Monarchie Rekruten abrichtet, Wachtmeiſterdienſte leiſtet mit dem Offiziersſtern am Kragen, kann uns wenig genieren.“

„Für den Anfang iſt das beſſer, ſpäterhin wollen wir ſehen,“ erwiderte gereizt die alte Dame.

„Was ſehen?“

„Nun, was ſich noch weiter für ihn thun läßt!“ ſagte ſie. „Mein lieber Raimund verſicherte mir, er habe ihn im Laufe der Unterredung nach allen Seiten

hin geprüft, und er hätte zum Schluß nur bestätigen können, was ihm Pips im voraus gesagt. Der Bursch hat keinen gemeinen Faden an sich, jede Ansicht, die er aussprach, soll ebensoviel für seinen Verstand als für seinen Charakter und sein Herz bewiesen haben. Raimund behauptet, er brauche nur die nötige Unbefangenheit seinen neuen Verhältnissen gegenüber zu erlangen, um jeder Lebensstellung gewachsen zu sein. Sobald er Offizier geworden sein wird, wünscht Raimund, daß er einen längern Urlaub nehmen und mit Pips auf ein paar Monate nach Rom kommen möge."

„Hm! damit der Onkel Kardinal die feinere Ausbildung seines Sprößlings selber leiten kann," fiel der Fürst spöttisch ein. — „Das ist ja alles sehr schön ausgedacht," fuhr er fort, „aber es ist nicht durchführbar. Wenn sich der Onkel früher besonnen und dir den Bengel ans Herz gelegt hätte, als er noch in den Windeln lag, da begreif' ich, daß du aus Zärtlichkeit für den Sohn den Enkel hättest unter uns aufwachsen lassen. Man hätte ihm durch hohe kaiserliche Gnade einen anständigen Namen verschafft und eine diskrete Nebenstellung in der Familie gegönnt. Aber jetzt an irgend so etwas zu denken, wo der Kerl in der Offiziantenstube aufgewachsen ist, wo die Hälfte der Dienerschaft auf du und du mit ihm steht, ist einfach unmöglich. Wenn der Onkel ihn aus dem Dreck herausziehen will, soll er ihn Geistlicher werden lassen. Aber eine andre Carriere, eine Carriere, die ihn früher oder später mit der Familie in Berührung bringen könnte, ist unmöglich. — Die Sitten meines Großvaters und meines gestrengen Herrn Onkel in Ehren, aber man hätte viel zu thun, wenn

man alle Kinder aufleſen wollte, die die Derzheims mit der linken Hand über die Welt geſtreut haben. Soll ich vielleicht nächſtens den einäugigen Ochſenknecht aus Löiſchkow als meinen Vetter anerkennen?"

„Willy! du vergißt dich!" rief jetzt die alte Fürſtin, das Feuer auf den Wangen. In ihrem ganzen Leben hatte ſie nur zwei Dinge bis zur Unvernunft geliebt, Djiboch und ihren Sohn Raimund, und jetzt ſiegte die Liebe zu ihrem Sohne ſelbſt über die Liebe zu Djiboch. „Wir ſind gottlob unabhängig voneinander, du und ich, du kannſt es dem Burſchen gegenüber halten wie du willſt, und ich auch."

Der Fürſt war kreideweiß geworden, er ſtieß einen unartikulierten kurzen Laut aus, zog den Dolch aus der Scheide und warf ihn auf den Boden, ſo heftig, daß er mit der Spitze im Parkett ſtecken blieb.

„An meinen Tiſch ſetzt er ſich in dieſem Leben nicht," erklärte er. „Iſt's übrigens erlaubt zu fragen, wer außer dir noch von der ſaubern Geſchichte weiß?"

„Es kann von keiner ſaubern, ſondern nur von einer traurigen Geſchichte die Rede ſein," erklärte mit Würde die Fürſtin. „Daß Raimund ein exemplariſcher Prieſter immer geweſen iſt, weiß die ganze Welt. Die Sache datiert vor ſeiner Abreiſe nach Rom zurück. — Im Halbdunkel muß die Abkunft des Burſchen freilich trotzdem bleiben. Aber man kann viel zu verſtehen geben, ohne es auszuſprechen. Vorläufig iſt noch niemand in das Geheimnis eingeweiht, als Karoline, Pips und ich."

„Hm! . . . und . . . die Irene," der junge Fürſt fragte es mit böſe zuſammengezogenen Brauen.

„Wie kommſt du nur auf ſo etwas, wer wird denn mit einem jungen Mädchen von dieſen Dingen reden!“ entgegnete ihm aufgeregt die Fürſtin.

„Nun, dieſe Dinge hätten Irene gewiß lebhaft intereſſiert,“ erklärte der Majoratsherr trocken; „wo iſt ſie übrigens — auf ihrem Zimmer?“

„Nein, ſie iſt mit Karoline in den Küchengarten, ſie wollten mir friſche Pfirſiche bringen.“

„So, dann will ich ihnen entgegengehen.“

Der junge Fürſt ſtand auf und entfernte ſich.

Der kleine Dolch war im Parkett ſtecken geblieben.

* * *

Sie ſaßen noch beiſammen am Mittagstiſch — Mutter und Sohn in der Wohnſtube des kleinen Forſthauſes — der Wohnſtube mit den tiefen Fenſterniſchen, durch die das Sonnenlicht immer vom Schatten abgedämpft drang, und an deſſen Wänden die Bilder der Helden aus der erſten Kaiſerzeit hingen, den Ehrgeiz herausfordernd und zu den ausſchweifendſten Hoffnungen verleitend.

Der Sohn hatte während der ganzen Mahlzeit Luftſchlöſſer gebaut.

Aber die geſunde Zuverſicht von geſtern hatte er nicht mehr. Das Geſtändnis ſeiner Mutter hatte eine Unruhe in ſeine junge Seele gebracht, die nicht zu bannen war. Seine Luftſchlöſſer gerieten manchesmal unwahrſcheinlich hoch, aber ſie fielen immer wieder in ſich zuſammen.

Die Mutter ſaß ihm ſtumm gegenüber, ſie lächelte zu allem, was er ſagte, nickte mit dem Kopf, aber ſie

ſchlug die Augen nicht mehr auf, ſie ſah immer zu Boden. Ihn verlangte nach ihrem großen, klaren, ſtrahlenden Blick. Er wußte, was ſie quälte. Es nagte ihm am Herzen, daß er noch nicht alles ins alte Geleiſe hatte bringen können zwiſchen ihr und ihm. Etwas ſagte ihm, daß ſie das alte Geleiſe nie mehr finden würde. Er hätte ſie tröſten mögen und wagte doch auch nicht, mit dem zarteſten Wort an ihren Gram zu rühren. Und da er ſie nicht tröſten konnte, ſo trachtete er zum mindeſten, ſie zu zerſtreuen.

Als die Mahlzeit vorüber war und ſie anfing, das Geſchirr abzuräumen, ſtreckte er den Arm nach ihr aus und zog ſie heran.

„Mütterchen," murmelte er zärtlich, „werdet Ihr da ſtolz ſein, wenn ich ſo einmal zu Euch hereinſtürme, den erſten Offiziersſtern am Kragen, das wird doch ſchön ſein, Mütterchen!"

„Freilich wird's ſchön ſein!" murmelte immer zu Boden blickend, die Mutter, dann mit einem Seufzer ſetzte ſie hinzu: „Aber du wirſt nicht mehr viel zu mir kommen, wenn dir einmal der Stern am Kragen glänzt."

„Mutter!" rief er empört, „Ihr glaubt doch nicht, daß das mir einen Unterſchied machen, daß es etwas ändern könnte zwiſchen uns! Ich müßte ja ein ganz erbärmlicher Wicht ſein — ein Schuft, ja geradezu ein Schuft, wenn ich je vergäße, was Ihr mir wart und was Ihr mir immer bleiben müßt. Ihr werdet immer das heiligſte auf der ganzen Welt bleiben für mich."

Sie zuckte zuſammen. Er merkte es, er erriet, was ſie in ſeinen Worten getroffen hatte. Eine Art Ungeduld übermannte ihn. Er mochte nicht auf ihre Skrupel

eingehen, das konnte er nicht. Er that, als habe er nichts gemerkt.

„Wirklich, Mutter, Ihr verhaltet Euch der großen Wendung in meinem Schickſal gegenüber ſo trübſinnig, daß man denken könnte, Euch wär's lieber geweſen, wenn alles beim alten geblieben wäre."

Diesmal war er's, der vor dem, was er geſagt hatte, erſchrak. — Mein Gott! würde es denn von nun an durch jedes Wort, das er ſprach, wie eine unbewußte Anſpielung hindurchklingen. . . .

Eine Pauſe trat ein. Die Mutter war die erſte, die von neuem anhob. „Du mußt mir's nicht übelnehmen, wenn meine Freude nicht Schritt halten kann mit der deinen," murmelte ſie.

„Ihr ſeht vielleicht gar kein Glück für mich bei der neuen Wendung der Dinge?" fiel er ein.

Sie ſchüttelte den Kopf. „Das will ich nicht ſagen. Zum Schluß kann noch alles gut werden — ſehr gut. Und daß dich der neue Weg, den du gehſt, von mir trennt oder mindeſtens entfernt, da hinein will ich mich gerne finden, nur... nur... ich hab' Sorgen um dich, es wird nicht ſo leicht gehen, wie du dir's denkſt, mein armer Junge. Mit jedem Schritt, den du vorwärts thuſt, wirſt du ein Stück einreißen müſſen von deinem alten Leben, und das wird dich, weichherzig wie du biſt, ſchmerzen. Du darfſt dich nicht mehr umwenden, wenn du einmal den neuen Weg eingeſchlagen haſt, und es werden dich ſo viele Stimmen zurückrufen; und da wirſt du einen harten Kampf beſtehen mit dir ſelber, viel mehr als mit der Welt."

„Ja, Mutter, ich werde doch nicht alles mit dem

Fuß ſtoßen ſollen, was gut gegen mich geweſen iſt, ich werde doch meine armen Verwandten nicht verleugnen ſollen, weil ich's weiter im Leben gebracht hab' als ſie?" rief er empört.

Sie zuckte mit den Achſeln, ein trotziger Zug zeichnete ſich um ihren Mund. „Es ſind nicht deine Verwandten," murmelte ſie.

Er begriff erſt nicht, was ſie meinte. Als er begriff, wurden ſeine braunen Wangen heiß. — „Aber Mutter! das ... das brauchen ſie ja nicht zu wiſſen — das dürfen ſie nie erfahren — kein Menſch darf das erfahren — das geht überhaupt keinen Menſchen etwas an, als dich, mich ... und ihn!" Bei dem letzten Wort zitterte eine ſo tiefe, faſt andächtige Innigkeit aus ſeiner Stimme, daß es der Mutter einen Stich ins Herz gab. Etwas wie Eiferſucht meldete ſich in ihr.

„Und du glaubſt vielleicht, daß ſich die Menſchen den Zuſammenhang der Sache nicht an den Fingern abzählen? Ich verſichre dir, die oben im Schloß ebenſo wie die im Städtchen unten hatten's alle längſt erraten, wie's ſtand, als du noch an Wunder glaubteſt. Du haſt am längſten gebraucht, dir's zuſammenzureimen, armer Narr! Aber daran wirſt du dich gewöhnen müſſen, daß die Leute über mich die Achſeln zucken."

„Ich nie!" rief er mit ſprühenden Augen, „ich ſchlage jeden tot, der über Euch zu reden wagt!"

„Da würdeſt du viele Menſchen totſchlagen müſſen, mein Kind," entgegnete ſie ihm, „und was hätte das für einen Sinn, die Leute totzuſchlagen, weil ſie die Wahrheit ſagen! Mein armes Kind, jetzt hab' ich dir die ganze Freude verdorben. Du mußt nichts auf mich

geben, in mir ist alles aus dem Gleichgewicht gekommen, achte nicht auf mich, ich werde mich wieder beruhigen, du mußt nur ein wenig Geduld haben!"

„Geduld . . . o Mutter!" Er trat an sie heran und streichelte ihren Arm. Da nahm sie hastig seine Hand und drückte ihre Lippen darauf — „mein Einziger!" murmelte sie.

Sie hatte ihm noch nie die Hand geküßt. Diese vehemente und demütige Zärtlichkeit that seinem Herzen weh, sie war bezeichnend für den Mißklang, der sich in das ehemals so selten schöne Verhältnis zwischen Mutter und Sohn geschlichen hatte.

„Jetzt muß ich übrigens in den Garten hinaus, ein paar rote Rosen abschneiden für den alten Hwadinsky. Er leidet so fürchterlich an Kopfschmerzen seit dem Brand, er weint noch immer um sein eingerissenes Häuschen. Das Blut ist ihm nun völlig in den Kopf gestiegen, da thut ihm der Rosenthee noch am besten."

Sie trat in das Gärtchen.

* * *

Er blickte durch das Fenster ihr nach. Zwischen den Rosenbäumchen, an denen ein paar rote Blüten sich über Nacht entfaltet hatten, sah er sie herumhantieren.

Ihre Bewegungen waren langsam, freudlos und müde. Er wäre ihr gern nachgegangen, um ihr zu helfen; aber etwas sagte ihm, daß sie es nötig hatte, allein zu bleiben.

Arme Mutter! — Der Gedanke daran, wie sie litt, lastete schwer auf seiner Seele. Aber die Hoffnung regte sich doch wieder in ihm und mischte ein freudiges Ele-

ment in seine innere Unruhe und lenkte seine Blicke in die Zukunft. Mit unklaren Umrissen, aber in leuchtenden Farben breitete sie sich vor ihm aus, eine zauberhaft schillernde Brücke führte hinüber; an dem einen Ende der Brücke lächelte ihm die Gräfin Irene entgegen, an dem andern Ende — dem Ende, von dem er ausgehen mußte, war die Mutter stehen geblieben. Mein Gott, wie gut sie immer gegen ihn gewesen war ... wie ihm die Erinnerung das alles vorerzählte! — Im Schloß hatten sie ihn auch verwöhnt, wie er noch klein war, von früh bis abend war er damals oben gewesen bei den Prinzen, hatte mit ihrem schönen Spielzeug gespielt und ihre feine Kost genossen; aber darum war er doch mit immer gleich frohem Herzen in die kleine Försterei zur Mutter zurückgekehrt. Und, wenn die Herrschaften fort und Mutter und Sohn wieder ganz aufeinander angewiesen waren, was waren das für herrliche Zeiten gewesen, wie lustig und vergnügt! Damals, als er noch sehr klein gewesen war. Ihm war's, als sei es immer Frühling gewesen damals. Jeden Morgen, wenn er die Augen aufschlug, schwebte ein breiter Sonnenstrahl über seinem Bettchen. Er hatte einmal die Mutter gefragt, ob das nicht die Hand des lieben Gottes sei, die ihn segne. War doch das Erwachen damals schön gewesen! Das Erwachen in einen Tag hinein, der von früh bis abend mit Lust und Freude erfüllt war. Aber auch das Einschlafen war schön — das Einschlafen, lang, ehe es dunkel wurde am Anfang des Frühlingsabends, wenn es da aus dem Wald heraus wie geschmolzenes Gold über den Rasen des Gärtchens hinzufließen begann und des Kindes ausgelassene Lust am Spielen und Treiben

ſich in einer behaglichen Müdigkeit auflöſte, da war die Mutter gekommen, hatte ihn in die Arme genommen, obſchon er eigentlich viel zu groß zum Schleppen war, und hatte ihn in das Häuschen getragen in ſein Bett. O, das Ausruhen in dieſen lieben, warmen Armen, das Ausſtrecken in dem weißen, duftigen Bettchen! Das Fenſter ſtand offen, der Duft des Frühlingsabends ſchwebte herein, die Schleier der Dämmerung ſanken auf die müde Erde herab und auf das ſchlaftrunkene Kind, leiſe — leiſe. Von Zeit zu Zeit öffnete es noch langſam die Augen, die ganze Welt ſchien in lila und blaßroſa Duft zu verſchweben.

Die Mutter ſaß neben ſeinem Bettchen und ſang ein Lied, eines von den alten, wehmütigen böhmiſchen Liedern, mit denen das Volk ſeine Kinder ins Leben hineinſingt. Sie ſtreichelte ihn während des Singens, noch in ſeiner Schlaftrunkenheit durchſchauerte ihn ihre Berührung wonnig, manchesmal wußte er nicht mehr, war's ihre Hand oder war's ihre Stimme, die ihn liebkoſte — die Hand und die Stimme waren beide gleich zärtlich und weich.

Arme Mutter! wie ſie nur denken konnte, daß irgend etwas ſie erniedrigen dürfte in ſeinen Augen; alles, was ſie gethan hatte, mußte liebe, edle Gründe gehabt haben, Gründe, die der Schönheit ihres innerſten Weſens entſprachen. — Was freilich die dummen Menſchen, die ſie nicht ſo genau kannten, wie er, dazu ſagen würden! Ach, was brauchte er ſich um die dummen Menſchen zu bekümmern, er wollte ſie ſchon ſchweigen lehren!

Wieder regte die Hoffnung ihre Flügel und wehrte

die Traurigkeit von ihm ab, und lenkte seine Einbildungskraft herrlichen Träumen entgegen.

Er gedachte des Augenblicks, wo ihm der Kardinal die Hand auf den Kopf gelegt hatte. Die Thränen traten ihm in die Augen, eine emporreißende Begeisterung ergriff ihn bei dem Gedanken, daß dieser herrliche Mann sein Vater war! Und doch — das arme Mütterchen! ... wie traurig war das alles, wie schrecklich traurig! — und wie wunderschön!

Die Worte des Priesters klangen ihm noch in der Seele nach:

„Vorwärts! streben Sie kühn nach dem allerhöchsten Ziel, ich will beten, daß Sie es erreichen mögen!"

Es war, als ob der Kirchenfürst in seinem Herzen gelesen hätte.

„Das höchste, das allerhöchste Ziel!"

Ein Gedanke streifte seine Seele, der ihn schwindlig machte ... nein, das war nicht möglich, durchaus nicht... nur... Es war nicht mehr ganz ausgeschlossen, ihr zu begegnen, ihr in einer Stellung zu begegnen, die es ihm erlaubte, sich ihr unbefangen zu nähern. Wenn er sich recht abgeplagt und ausgezeichnet haben würde, durfte er sich aus dem in gottvergessenen Gegenden garnisonierten Ulanenregiment in ein vornehmes übersetzen lassen — kriegdrohende Wolken umkreisten den Horizont. In einem Feldzug würde er Gelegenheit finden, sich auszuzeichnen.

Sterben oder siegen? ... Siegen, siegen ... siegreich heimkehren, ihr begegnen, sich endlich mit ihr aussprechen können über die schreckliche Veränderung, die sich zugetragen hatte mit ihr, sich noch einmal in endlose, sein

beſtes Fühlen und Denken anregende Geſpräche mit ihr verlieren, an ihrer Seite hinjagen durch Feld und Flur! Ach, wie ſchön war der Traum! Sie ritten dort über die Wieſe am Waldſaum entlang, in die ſtille Nachmittagsſchwüle ſchwebte es kühlend aus dem Wald, der ſeinen breitgezackten Schatten über die Wieſe warf.

Die Blumen wurden müde und ſenkten die zarten Kelche, die Vöglein waren müde, immer ſeltener ertönte ihr Geſang, man hörte das Rauſchen ihrer Flügelchen, wie ſie den Neſtern zuſtrebten im Wald; der Wald ſelbſt wurde müde, immer leiſer klang das Brauſen in den ehrwürdigen Kronen der mächtigen Kiefern; die Sonne wurde müde, neigte ſich dem Horizont zu, die mächtigen Kiefernſtämme brannten in düſterer Glut, über der Wieſe ſchimmerte ein rötlich goldener Schein, wie eine holde Glücksverklärung, und dann ... dann ... die Blumen waren müde, die Vögel waren müde, die Sonne war müde, auch Pferd und Reiter waren müde, aber von einer holdſeligen Müdigkeit!

Sie ritten knapp nebeneinander, Schritt für Schritt, Hand in Hand ... Hand in Hand, er und ſie!

Die Sonne war untergegangen, die Vöglein waren verſtummt, das Aveläuten tönte durch das große, feierliche Schweigen, und die Blüten dufteten ſtärker, die Luft war ganz erfüllt von Glockenklang und Duft.

Der erſte durchſichtige Sommernachtsſchleier glitt leiſe über die Erde hin. — Immer noch ritten ſie nebeneinander, er und ſie.

Er fühlte ihre kühle Mädchenhand langſam erwarmen in der ſeinen, ihre roten Lippen ſchimmerten durch die Dämmerung, ſie teilten ſich, ein holdes Flüſtern ſtreifte

an seinem Herzen vorbei, eine süße, andächtige Melodie, zu der die Kirchenglocken die Begleitung sangen: „Dein, dein, auf ewig dein!“

Alle Adern schwollen ihm an vor Jubel.

Da erwachte er plötzlich aus seinem schönen Traum, die traurigen Augen seiner Mutter tauchten vor ihm auf.

Und, wenn er sein Ziel erreichte!

Die ungeheure Inkongruenz seiner Lebensverhältnisse sprang ihm in die Augen — der Zwiespalt, für den es keine Aussöhnung gab.

Und plötzlich erfaßte ihn eine solche Traurigkeit, daß er am liebsten das Gesicht in den Händen versteckt hätte, um wie ein Kind zu weinen.

* * *

Den Hut schief auf dem Kopfe, die Virginia schief im Munde, schritt Herr Barteschowsky die Felsenstraße hinauf, der Richtung der Försterei zu.

Er hatte Besuche gemacht und eine große Dosis Herablassung bei den verschiedenen Honoratioren des Städtchens verbraucht. Dabei hatte er sich ausgiebig feiern lassen, als ein intimer Freund des Hauses Derzheim, vor dem man keine Familienangelegenheiten geheimhielt, und der infolgedessen, wenn er dazu gelaunt war, über alles, was im Schloß vorging, Auskunft zu geben vermochte.

Freilich machte er von dieser Fähigkeit, die er sich selber im reichsten Maße zuschrieb, einen sehr sparsamen und vorsichtigen Gebrauch, erzählte den Neugierigen nur das, was ihnen die Herrschaften im Schloß selber zu wissen gegönnt hätten. Es war ihm durchaus nicht

darum zu thun, ſich ſeine angenehme Exiſtenz durch eine Klatſcherei zu verderben.

Punkto der neuen Wendung, die das Leben Franz Wrannys zu nehmen im Begriff ſtand, hatte er ſich übrigens ziemlich ausführlich geäußert, auch ſchien ihn dieſe ganze Angelegenheit recht ſehr zu beſchäftigen. — Jetzt befand er ſich auf dem Heimweg. Von Zeit zu Zeit zog er die Virginia aus dem Munde und blies den Rauch in fein ſchattierten Guirlanden vor ſich hin. Dabei nahm ſein Geſicht einen elegiſchen Ausdruck an.

„Manche Leute haben Glück!“ ſeufzte er, „übrigens...“ ſetzte er hinzu, „wenn ich's einem Menſchen auf der Welt gönne, ſo iſt's dem Wranny! Es iſt ein Prachtburſch! Wenn er ſich einmal in den Sattel geſchwungen hat und in ſeiner neuen geſellſchaftlichen Stellung heimiſch geworden iſt, ſo wird er einen vornehmern Eindruck machen als ſie alle!“

In dieſer Anſicht verriet ſich bei Herrn Barteſchowsky ſein latentes demokratiſches Gefühl. Es war für ihn ein Troſt, daß man zugleich ein Kind des Volkes und vornehmer als ein legitimer Prinz Derzheim ſein konnte.

„Ein Glückskind!“ murmelte er vor ſich hin, „ein Glückskind, aber ich gönn's ihm, von Herzen gönn' ich's ihm.“

In dieſe Gedanken vertieft erreichte er die Förſterei. Franz erſpähte ihn durchs Fenſter.

Er trat ihm entgegen in das Gärtchen. „Das iſt ſchön, daß Sie ſich wieder einmal ſehen laſſen!“ rief er, aber es war weder Freude noch Herzlichkeit in ſeinen Worten.

„Potztauſend! hat man mich denn nicht erwartet?“

rief Herr Barteſchowsky; „ich komme, gratulieren, Glückspilz!“

Bei dem Worte „Glückspilz“ ſah ſich die Förſterin, die damit beſchäftigt war, die roten Blüten von den grünen Kelchen der Roſen abzulöſen, etwas um. Sie grüßte den Bibliothekar höflich, aber ohne näher zu treten. Franz merkte, daß ihre Haltung dem Hofmeiſter gegenüber ganz verändert, daß ſie ſcheu und unſicher war. Aber er merkte auch noch etwas andres, daß Herr Barteſchowsky ſie mit ganz andern Augen betrachtete als ſonſt. Seine Blicke glitten an ihrer Erſcheinung auf und nieder, muſterten ſie aufmerkſam, prüften ihre Schönheit, ſchätzten ihre Reize ab.

„Noch immer eine ſchöne Frau, die Mutter,“ wandte er ſich ſchmunzelnd an Franz, „bildſchön in ihrer Art, ſelbſt jetzt noch, wo ſie einen erwachſenen Sohn neben ſich hat. Mein Kompliment! Was muß das geweſen ſein — eh' von ihm die Rede war! ha, ha, ha!“

Er lachte bedeutungsvoll. Beim Haar hätte er der Förſterin ſchelmiſch mit dem Finger gedroht. Franz hätte Luſt gehabt, dem Hofmeiſter ins Geſicht zu ſchlagen.

Die Förſterin zog ſich unter irgend einem Vorwand ins Haus zurück.

Franz Wranny ſetzte ſich mit dem Pädagogen an den Tiſch vor dem Haus.

Franz war ſehr bleich und verhielt ſich ſchweigſam. Herr Barteſchowsky, ganz aufgelöſt in weinſeliger Selbſtgefälligkeit, wackelte unternehmend mit dem Kopf, grinſte, zwinkerte mit den Augen. Plötzlich hieb er mit der Fauſt auf den Tiſch.

„Na, Menſch, Kreuzdonnerwetter noch einmal!“ rief er, „was fehlt Ihnen denn?“

„Mir?“ fragte Franz, mühſam den Kopf hebend, „nichts, nichts, was ſollte mir fehlen?“

„Ja, was ſollte Ihnen fehlen, das frage ich mich auch!“ rief Barteſchowsky aus. „Aber manche Menſchen ſind ſchwer zu befriedigen. Da hocken Sie zu Hauſe mit einem Geſicht, als ob Ihnen die Hühner das Brot gefreſſen hätten, während ganz Djiboch Sie beneidet und von dem glücklichen Umſchwung in Ihren Verhältniſſen ſpricht!“

„Von was ſpricht man eigentlich?“ fragte mit ſtierem Blick Franz Wranny.

„Nun, von der ungeheuern Gunſt, die Ihnen der Kardinal bewieſen hat,“ rief Herr Barteſchowsky.“ Er ſcheint Sie ja koloſſal ausgezeichnet zu haben!“

„Er war ſehr gut gegen mich,“ erwiderte ihm Wranny heiſer.

„Teufel noch einmal, mich wundert's nicht!“ rief Herr Barteſchowsky, bei dem ſich der Einfluß der ausgiebigen Quantitäten von Vöslauer und Melniker Rotwein, die er im Laufe ſeiner Viſitentournee verſchlungen hatte, immer ſtärker zu melden begann.

„Teufel noch einmal, die Aehnlichkeit zwiſchen Ihnen und ihm ſpringt derartig in die Augen, daß er Sie nicht gut verleugnen konnte!“

Bei dieſen Worten hatte er ſeine Hand auf die des jungen Menſchen gelegt und blinzelte ihm frech und freundſchaftlich in die Augen.

„Schade, daß er Sie nicht öffentlich anerkennen kann — jammerſchade!“

Heftig machte ſich Franz Wranny von ihm los. „Auf was wollen Sie denn anſpielen?“ fuhr er den Hofmeiſter an.

Herr Barteſchowsky ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen, legte den Kopf auf die Seite mit ausdauerndem Wohlwollen.

„Mir machen Sie nichts vor,“ verſicherte er, „zu was ſtrengen Sie ſich an, im Schloß ſpricht man nichts andres, von der Fürſtin Witwe angefangen, die ſich mit der Fürſtin Karoline darüber beratet, was ſie Ihnen für Freundlichkeiten erweiſen könnte, bis zu der Dienerſchaft hinunter, die die Situation allerdings etwas weniger ideal auffaßt und darüber alberne Gloſſen macht! ... Na, ich begreife, daß Sie ſtillſchweigend darüber hinweggehen, Ihrer armen Mutter zuliebe, denn es giebt eben neidiſche und engherzige Menſchen genug, die der Geſchichte eine etwas ſpießbürgerliche Auffaſſung entgegenbringen könnten, aber von einem alten Philoſophen, wie ich es bin, haben Sie ſo etwas nicht zu fürchten.“

Franz ſchöpfte tief Atem.

„Herr Barteſchowsky!“ ſagte er mit übertrieben präciſer, zorniger Artikulation: „ich danke Ihnen viel und erkenne es an, aber, wenn Sie ſich noch ein Wort auszuſprechen erlauben, das einen Schatten auf meine arme Mutter wirft, und mir das Wort zu Ohren kommen ſollte ... ſo ... gilt keine alte Freundſchaft mehr zwiſchen uns!“

Er war aufgeſprungen, während er dies ſagte, und nötigte hiedurch natürlich den alten Philoſophen, dasſelbe zu thun.

Mit einem recht verblüfften Geſichtsausdruck blieb

dieſer inmitten eines der ſchmalen Gartenwege ſtehen und glotzte ſeinen ehemaligen Schüler verwundert an.

„Sie ſcheinen momentan ſehr erregt zu ſein,“ bemerkte er. „Ich komme ein ander Mal wieder. Adieu, Servus,“ und er trat aus dem Gärtchen hinaus.

Nachdenklich ſchüttelte er ſein Haupt, das ihm recht ſchwer zu werden begann. „Wie doch die Auffaſſung verſchieden iſt!“ murmelte er vor ſich hin; „ich würde mir nichts daraus machen zu erfahren, daß ich der authentiſche, wenn auch nicht legitime Sohn eines Fürſten Derzheim ſei. Die Anſichten ſind wirklich ſehr verſchieden, ſehr!“

* * *

Es hatte Franz nicht mehr zu Hauſe geduldet, eine peinliche innere Unruhe trieb ihn fort. Er baute keine Luftſchlöſſer mehr; alles was ihn freute, hatte einen häßlichen Beigeſchmack bekommen.

Er ging in den Stallhof, um ſich ſein Pferd zu ſatteln und ſich müde zu hetzen.

Im Stallhof herrſchte große Bewegung, eine kleine Armee von Stalljungen und jüngern Kutſchern in weiß und blau geſtreiften Gradelanzügen beſchäftigte ſich damit, die am Vormittag gebrauchten Wagen abzuwaſchen, der Joſef mitten unter ihnen mit aufgeſtreiften Hemdärmeln und vorgebundener blauer Schürze. Er pfiff eine Polka, während er die gelben Räder eines ungariſchen Jagdwagens abrieb.

Als er Franz erblickte, wurde er ſichtlich verlegen, trat von dem Wagen zurück, warf den Schwamm mit einer vornehmen Oberkutſchermiene einem Stalljungen zu, wiſchte ſich die Hände an ſeiner blauen Schürze ab, worauf er dem Franz ſeine Rechte reichte.

„Grüß dich Gott!“ rief er aus, „da giebt's zu thun, da giebt's zu thun“ auf die Wagen deutend — „wenn man nicht selbst mit dabei ist, machen die Leut' nichts ordentlich. Der Vater kann die Augen auch nicht überall haben, und so haben sie mir die Pferde recht schlecht geputzt“ — mit erhobener Stimme und zornig einen Stallbuben anstierend — „hatten gar keinen Glanz, als ich herunterkam, hab' sofort den Striegel und die Bürste zur Hand genommen, und jetzt solltest du sie sehen, den Flick und den Flock, im ganzen Stall giebt es keine mehr wie meine Fuchsen. Komm dir sie anschauen.“

Franz mußte mit ihm in den Stall treten, einen großen, luftigen Stall, der so reinlich gehalten war, daß man darin fast gar keinen unangenehmen Geruch verspürte, nur ein wenig Schärfe hing in der Luft.

Hochaufgeschichtet schimmerte das hellgelbe Stroh unter den Pferden, eine breite, schnurgerade Strohfranse lief die Stände entlang. In den Ecken des Stalls waren die boxes für die Reitpferde angebracht..

Der Platz von Flick und Flock, den beiden Goldfüchsen, die Josef zu besonderer Obsorge anvertraut waren, befand sich ziemlich in der Mitte des langen Raumes, was zwei über ihren Ständen angebrachte, mit ihren Namen verzierte Täfelchen sofort ankündigten.

Als sich ihnen ihr Wärter und Lenker näherte, bogen die hübschen, leicht gebauten Tiere sofort die Hälse nach ihm um und scharrten mit den Füßen, einer Liebkosung oder eines Leckerbissens gewärtig.

Mit von Freude und Stolz strahlendem Gesicht betrachtete der junge Kutscher seine Lieblinge. „Schön sind sie, nicht wahr,“ rief er aus, und da Franz etwas zer-

ſtreut zu dieſem begeiſterten Ausruf nickte, klopfte Joſef die hübſchen Ungarn ab, fuhr ihnen über das Rückgrat und reichte ſchließlich jedem von ihnen auf der flachen Hand ein Stück Zucker, das er aus der Taſche ſeiner Gradeljacke gezogen hatte.

„Na, wir haben uns gern, meine Pferdchen und ich,“ verſicherte er treuherzig; „außer meiner Kacenka,“ fuhr er fort, „hab' ich niemand ſo gern, wie die zwei,“ er klopfte mit der Hand erſt die eine, dann die andre Kruppe der Füchſe.

„Herr Gott! bin ich froh, daß ich nicht mehr im Schloß ſein muß; ich ſage dir, abgeküßt habe ich meine Pferdchen, als ich wieder zu ihnen zurückdurfte in den Stall, für mich wär' der Dienſt im Schloß nichts. Erſt hat mich's gefreut, zu ſehen, wie die Herrſchaften angezogen ſind, und zu hören, wie ſie miteinander reden. Aber man hat nicht viel davon. Gerade wenn man zuhören will, zuckt der Kammerdiener mit den Augenbrauen, und man muß fortfliegen an das andre Ende des Zimmers, und immer aufpaſſen, und den ganzen Tag keine Ruh'; während im Stall, wenn ich vom Ausfahren zurückgekommen bin und meine Pferde verſorgt hab', bin ich mein eigner Herr. Seitdem ich meine Kacenka hab', tauſch ich mit keinem Prinzen, und am allerwenigſten mit einem Kardinal.“ Er lachte dröhnend.

Franz runzelte unwillkürlich die Stirn; das Weſen des Burſchen, der vor aller Welt das Recht hatte, ihn als Verwandten zu behandeln, und den er ſelber bis vor kurzem für ſeinen rechtmäßigen Vetter gehalten hatte, verdroß ihn über die Maßen; zugleich ärgerte ihn ſeine Kleinlichkeit. Er hatte ſich ja ſo feſt vor-

genommen, sich nicht seiner Verwandten zu schämen, und der Josef war ein kreuzbraver Bursche in seiner Art — warum tauchte denn gerade jetzt wieder das Bild der Gräfin Irene vor ihm auf? Ihm wurde elend zu Mute.

Er wendete sich, um den Stall zu verlassen, da zupfte ihn Josef am Aermel. „Frantisku!“ murmelte er, „hm, es war nicht nur wegen der Pferdchen, daß ich dich hereingeführt habe, ich wollte dich nur nicht fragen da draußen vor den andern, und doch möcht' ich gern wissen, ob's wahr ist, was man sich im Schloß erzählt.“

„Was?“ fragte ihn Franz mit finster zusammengezogenen Brauen, auf jegliche Indiskretion gefaßt. Was sollte er von dem armen Josef erwarten, nach dem, was sich ein gebildeter Mann wie Herr Barteschowsky ihm gegenüber erlaubt hatte? Aber das Volk, wenn es nicht in aufbrausender Heftigkeit roh wird und jedes Maß verliert, verhält sich solchen Fragen gegenüber verschämter, zurückhaltender, als ein alter Philosoph wie Herr Barteschowsky, ja legt derartigen Verhältnissen gegenüber häufig eine geradezu rührende Anständigkeit an den Tag.

Josef räusperte sich zweimal, blinzelte dahin und dorthin und murmelte, den jungen Forstmann immer noch am Rock festhaltend, als ob er Angst hätte, daß er ihm entwischen könne:

„Hm, ist es wahr, daß dich Seine Eminenz gestern hinaufbeschieden hat ins Schloß?“

„Ja,“ sagte Franz.

„Hm, hm! und ist es wahr, daß du ein Offizier werden sollst, ein wirklicher, nicht (verächtlich) so ein ausgeborgter, so ein Reservist? Ist das wahr?“

„Es war die Rede davon," erwiderte Franz, ohne aufzusehen.

„Hm, da gratuliere ich ja von Herzen, Frantischku, dir gönn' ich's!"

Er schüttelte dem Vetter kräftig die Hand. In dem Augenblick fiel ein Schatten in den breiten Lichtstreifen, der durch die Thüre in den Stall brach. Der alte Stallmeister war in die Thüre getreten.

„Saperlot! Da haben wir ja einen Gast, einen sehr vornehmen Gast!" sagte er. Seine Stimme klang gereizt, und es war etwas Geziertes in seiner Haltung. Franz merkte sofort, daß die Stimmung des alten Mannes, der ihn einundzwanzig Jahre lang mehr als irgend einen seiner eignen Söhne verhätschelt und verwöhnt hatte, plötzlich ins Feindselige umgeschlagen war. „Wundere mich, daß man noch den Weg zu uns gefunden hat. Man hat wahrscheinlich ein Anliegen, will sich ein Pferd satteln lassen?"

„Onkel!" erwiderte Franz, das Wort betonend, „ich sattle mir mein Pferd selbst, werde doch niemand in Anspruch nehmen, heute, wo ohnehin über Hals und Kopf zu thun ist! Das sieht mir doch nicht ähnlich."

„Ich weiß nicht mehr, was wem ähnlich sieht und was nicht," erwiderte bedeutungsvoll der Alte. „Man erfährt die sonderbarsten Dinge heutzutage von Leuten, von denen man es am allerwenigsten erwartet hätte."

Eine Pause folgte, dann fing der Alte von neuem an:

„Wir brauchen kein so verdutztes Gesicht zu machen, für dich stehen die Sachen gut; wenn unsereins hinaufkommen will, muß er entweder stehlen, oder er muß ... eine leichtsinnige Mutter gehabt haben!"

„Onkel!“ ſchrie Franz außer ſich.

„Vater!“ ... mahnte Joſef feuerrot vor Scham, „Vater!“ ...

Der Alte ſchien zu ſich zu kommen, offenbar that's ihm leid, zu weit gegangen zu ſein. „Verzeih,“ brummte er, „du kannſt nichts dafür. Biſt ein tüchtiger Junge, aber eben darum ... hm ... wenn man ſo über zwanzig Jahre lang ſtolz geweſen iſt auf ſein vermeintliches Fleiſch und Blut, und man erfährt plötzlich daß ſo ein Weib, das man dem eignen Bruder geholfen aus dem Staub heraufzuziehen, daß ſo ein Weib einen zweiundzwanzig Jahre lang an der Naſe herumgezogen hat!... Barfuß iſt ſie gegangen, war eines Waldhüters Tochter, die andern Verwandten haben nichts von ihr wiſſen wollen. Ich habe dem Bruder geſagt, laß ſie reden — nimm ſie — ja ich — und wie eine Schweſter hab' ich ſie gehalten, die ganzen zwanzig Jahre, und jetzt!“... er ſpie auf die Erde.

Totenbleich ſtand der Franz vor ihm, er hätte ihm an den Hals ſpringen, ihn droſſeln mögen; aber es war ein alter Mann, den er vor ſich hatte, ein alter Mann, der immer ſehr gut gegen ihn geweſen war, er hatte keine Waffe gegen ihn. — Der Alte hatte ſich indeſſen müde gepoltert und ſchämte ſich. Dem Franz hatte er im Grunde nicht weh thun wollen, der konnte wirklich ganz und gar nichts dafür.

Es gelang Joſef, den Vater aus dem Stall zu entfernen, dann von neuem an den wie angewurzelt daſtehenden Vetter herantretend, murmelte er heiſer und verlegen: „Er iſt nicht recht bei ſich, die Gicht im rechten Fuß, und dazu hat er heute ein Glas Rotwein getrunken.

's ist manchesmal ein Kreuz mit den alten Leuten — ein schreckliches Kreuz."

„Du meinst's gut, Josef," sagte Franz heiser, „aber damit treibst du mir die Worte deines Vaters nicht aus dem Kopf. Giebt's viele Menschen, die so reden wie der Onkel?"

„Na, weißt du . . ." der Josef zuckte mit den Achseln, „Stierler giebt's überall, besonders wo was zu beneiden ist, wir werden ihnen schon 's Handwerk legen; übrigens," fügte er in der gutmütigen Absicht, seinen Vetter von den schwarzen Gedanken, die ihn umfangen hatten, abzulenken, hinzu, „haben sie heute schon wieder etwas Neues, das sie beschäftigt."

„So, was denn?"

„Na, das große Ereignis im Schloß. Hast denn du noch nicht davon gehört?"

„Nein, kein Wort!"

„Unser junger Fürst hat sich verlobt mit der Comtesse Irene!"

* * *

Er hatte sich den „Totschläger" gesattelt und jagte jetzt über die frisch abgeräumten Stoppelfelder, den dunkeln Wäldern zu, die den Horizont umspannten. — Daran, daß er das Pferd von dem Fürsten geschenkt bekommen, hatte er sonst oft in aufsteigender Bitterkeit gedacht und sich immer damit getröstet, daß er es in keinem Fall mitnehmen oder verkaufen, es hingegen in dem fürstlichen Stall in besserem Zustand zurücklassen würde, als er es übernommen hatte.

Aber heute dachte er nicht daran, das war etwas

viel zu Unwesentliches, als daß er noch einen Gedanken daran hätte verschwenden können. Er dachte nur noch an seine Mutter und an sie.

Wo war seine große Freude hin? Nicht ein Begeisterungsfunke, nicht ein Hoffnungsstrahl mehr übrig davon! Alles ausgelöscht, dunkel, nur ein ekler, an der Erde hinkriechender Qualm von dem großen, hellodernden Feuer war geblieben!

Was hatte er sich doch den Kopf zerbrochen und die Seele müde gegrübelt über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war! Jetzt war's ja verständlich genug, warum sie's nicht mehr wagte, ihm ein freundliches Wort zu gönnen. Der Fürst wünschte es nicht, und der Wunsch des Fürsten war ihr Befehl. Offenbar hatte sie durch all ihr menschenfreundliches Getändel nur an das eine gedacht, daran, Fürstin Derzheim zu werden. War es möglich? Sie unter allen Frauen dieser Erde sich einem Manne hinzugeben, den sie nicht liebte, nicht lieben konnte, für Glanz und Reichtum?

Er ritt die alten Wege, die er neben ihr geritten war, und erinnerte sich jedes Wortes, das sie zu ihm gesprochen, jedes sanften Blicks, den sie ihm geschenkt hatte. Und immer unbegreiflicher, immer entsetzter rang sich ihm die Frage aus der Seele: „Wie kann sie . . .?"

Weiter ritt er, immer rascher, rascher, in fliegendem Galopp. Eine schwüle Unruhe fing an, die Luft zu durchbeben. Es sauste ihm um die Ohren, vor seinen Augen floß alles durcheinander, rote und schwarze Wolken ballten sich vor ihm und verschwanden dann wieder. Dann kamen undeutliche Visionen wie in einem Fiebertraum,

er träumte von wildem Schlachtengetümmel, von großartigen Heldenthaten, gleich darauf kehrte sein Verstand in die nüchterne, häßliche Wirklichkeit zurück. Eine schlaftrunkene Müdigkeit überkam ihn. — Und immer noch sauste er weiter, weiter. Und plötzlich, mit unsäglicher Bitterkeit, fing er an, einen Wunsch in seinem Herzen zu suchen. Er fragte sich, nach was ihn noch verlange, was unter irgend einer Bedingung für ihn erreichbar war? Was, was wünschte er sich noch, und augenblicklich klang aus seiner Seele die Antwort zurück: „einen schönen Tod, einen schönen Tod!"

* * *

War es richtig? hatte ihn Josef nicht falsch benachrichtigt?

Teilweise war's richtig und teilweise nicht.

Der Fürst hatte seiner schönen Cousine Hand, Herz und geschlossene Krone angeboten, und sie, anstatt ihn abzuweisen, hatte sich Bedenkzeit ausgebeten.

Bedenkzeit! In diesem Falle war's ein Aufschub, der Beweis, daß die Ueberlegung an die Stelle des Impulses trat, weiter nichts.

Die Kunde hatte sich im Schloß verbreitet. Die Fürstin Karoline war unzufrieden mit Irene, weil sie nicht sofort den Mut gefunden hatte, den durchlauchtigsten Freier auszuschlagen; und der Freier war unzufrieden mit seiner schönen Cousine, weil sie es gewagt hatte, zu zögern. Es herrschte eine unangenehme, gedrückte Stimmung im Djibocher Schloß.

Im Laufe des Nachmittags lief die Nachricht ein, daß Schwarzwild ausgebrochen sei aus dem neuen

Wildpark, und der junge Fürst war mit dem Fürsten Ferdinand dahin gefahren, um nach dem Rechten zu sehen.

Die beiden alten Damen saßen beisammen im Boudoir der Fürsten Victoire, und die Fürstin Benedikta fegte abwechselnd im Schloß und im Park herum, vergeblich nach Unterhaltung suchend. Aus Verzweiflung hatte sie eine ganze Stunde mit Herrn Barteschowsky Kegel geschoben.

Die Gräfin Irene saß auf der Veranda und erwartete die Jause.

Die Jause hatte sich verspätet. In dem Hausstaat von Djiboch herrschte jene Desorganisation, die auf eine große Anstrengung folgt

Irene hielt einen Brief ihres Bruders in der Hand, sie hatte ihn schon zweimal durchgelesen, und zwar mit sehr wenig Vergnügen.

Der Bruder betonte auch diesmal sehr deutlich, wie froh er war, seine liebe Schwester so vorzüglich aufgehoben zu wissen, und bat Irene, sie möge „die Fühlhörner ausstrecken" und ihn dann recht bald wissen lassen, ob Aussicht vorhanden sei, daß er zu den prachtvollen Djibocher Herbstjagden eingeladen werden würde. Dann erzählte er des langen und breiten von dem entsetzlichen Zustand des Schlosses, das sich noch immer in Reparatur befand. „Bei jedem Schritt, den man macht, tritt man auf einen Maurer," berichtete er. Er und seine lustigen Jagdkameraden fühlten sich dabei ganz wohl, für eine Dame seien die Zustände gänzlich unmöglich. Dann sprach er von großen Kosten, die durch die Meliorationen der Herrschaft angelaufen waren, von Geldern, die auf-

zunehmen seien, von einer Hypothek, die gemeinschaftlich eingeräumt werden müsse, wozu er Irenens Einwilligung nötig hätte, aber sich nach Hause zu bemühen brauche sie deshalb nicht, alles Geschäftliche könne ganz gut durch die Unterschrift einer ihm eingeräumten Generalvollmacht erledigt werden.

Zum Schluß ließ er sich noch den Damen von Djiboch zu Füßen legen und seinen lieben Willy besonders herzlich grüßen.

Das ganze lange, unordentliche, mit zwei Tintenklecksen verzierte Schreiben war eigentlich nichts als eine neue, leider sehr stark verschlimmerte Auflage des ersten Briefes, den der Bruder vor mehreren Wochen an Irene entsandt hatte.

Sie lächelte bitter. Wie froh er wäre, wenn ich ihm morgen telegraphierte: „Habe mich soeben mit Willy verlobt," sagte sie sich. „Warum sollte ich es nicht thun?" fuhr sie zu grübeln fort. „Gestern dachte ich, es sei ganz unmöglich, und heute hab' ich's fast gethan, und morgen werde ich's ganz gewiß gethan haben. Werd' ich? ... werd' ich wirklich? ... Ach, ich bin so müd, so grenzenlos müd, und es freut mich ja doch nichts auf der Welt, warum sollt ich's nicht thun? ... Aber ich kann nicht, ich kann nicht ... wenn ich heute ‚ja' sage, so sage ich doch noch im letzten Augenblick ‚nein' vor dem Altar!... Unsinn! wenn ich vor dem Altar stünde, in einen langen Schleier eingehüllt, mit dem Diadem und der Brautkrone auf dem Kopf, da würde ich fein ‚ja' sagen, aus Angst vor den Leuten, die hinter mir stehen, Menschen, die mir ganz gleichgültig sind und um deren gute Meinung ich mehr als um die Gnade Gottes buhle.

„Warum habe ich denn Willy nicht einfach ſchroff abgelehnt, es war ja doch nur wieder meine Feigheit daran ſchuld! — die Angſt vor ... vor ..."

Kaum hatten ihre Gedanken dieſen Punkt erreicht, als ſie plötzlich von einer unangenehmen Empfindung beſchlichen wurde.

Aufſehend, blickte ſie gerade in dieſelben liſtigen, ſpähenden Augen, denen ſie ſo ſehnlich zu entfliehen wünſchte.

Die Fürſtin Benedikta kam auf ſie zu, freundlich, wohlwollend, beide von Edelſteinen blitzenden, dicken weißen Patſchen ihr entgegenſtreckend.

„Ich gratuliere!" rief ſie.

„Gratuliere ... zu was?"

„Ein kleines Vögelchen hat mir etwas erzählt."

„Nun, was hat es dir erzählt?"

„Daß du ein lieber, vernünftiger Schatz biſt, daß dir Willy ſeine Hand angeboten, und daß du dir Bedenkzeit ausgebeten haſt — Bedenkzeit ... man weiß, was das bedeutet! ... daß man ſich eine kurze Gnadenfriſt ausbedingt, daß man den Bewerber nicht aus raſender Liebe heiratet, aber, daß man ihn doch heiratet!"

„Du ziehſt etwas zu übereilte Schlüſſe, liebe Benedikta," entgegnete mit mühſamer Ruhe die Gräfin Irene. — „Wenn ich mir Bedenkzeit ausbat, ſo war es, weil ich den ernſten Entſchluß, den ich faſſen ſoll, wirklich erſt reiflich überlegen muß. Uebrigens thut es mir recht leid, daß man bereits über die Sache ſpricht. Mir wäre es lieber geweſen, daß niemand von Willys Werbung erfahren hätte, ehe ... ehe ich ..."

„Ehe du? ... mein Gott, ob du ihm dein Jawort heute oder morgen giebſt, iſt doch ziemlich gleichgültig," erklärte Benedikta, „geben wirſt du's ihm doch... Dir bleibt eigentlich nichts andres übrig nach den Konzeſſionen und Beweiſen einer mildern Denkungsart, womit du in letzter Zeit Willy erfreut haſt. Und weißt du, ich bin ſehr froh, daß dein Leben eine ſo vernünftige Wendung genommen hat."

„Und warum?" fragte kalt die Gräfin Irene. Heimlich ſtellte ſie ſich die Frage: „vielleicht weil es dir Vergnügen macht, das Blättchen zu wenden und mich auch einmal nach Herzensluſt verachten zu können?"

Aber jede Idee von Verachtung war der Fürſtin Benedikta in dieſem Fall fremd. Sie hätte den Grund dafür gar nicht begriffen.

„Warum ich froh bin?" begann ſie, „nun, weil es ein Glück für dich iſt. So wie du einmal biſt, wärſt du, wenn noch einige Jahre über deine Jugendblüte hinübergegangen wären, im ſtande geweſen, irgend eine romantiſche Thorheit zu begehen, im gegebenen Fall ſogar eine Mesalliance. Mesalliancen fallen immer ſchlecht aus. Es iſt nur in Romanen, daß ſich Mesalliancen gut ausnehmen, im wirklichen Leben, brrr!"

Gräfin Irene fing an ſich aufzuregen. Die Fürſtin Benedikta gab ihr ganz entſetzlich auf die Nerven: „Und warum ſollten denn alle Mesalliancen ſchlecht ausfallen?" rief ſie.

„Warum?" erwiderte gelaſſen die Fürſtin, „das will ich dir ſofort erklären. Siehſt du, es ſind nur ſehr einfache Naturen, denen die Liebe allein zum Glück genügt. Wir ſind keine einfachen Naturen, von Natur

ist überhaupt nicht mehr sehr viel übrig bei uns, wir sind sehr komplizierte Geschöpfe, die sehr viele verschiedene Dinge brauchen, um das Leben erträglich zu finden. Die Liebe ist nur eine Episode in unsrer Existenz. Sie dauert bei uns nie sehr lang, und, ist der erste Rausch vorbei, dann ist's bei so einer Mesalliance schrecklich. Keine gemeinschaftliche Empfindung, nicht derselbe Haß, nicht dieselbe Liebe, nicht derselbe Genuß, nein ... nicht einmal derselbe Ekel. — Stell dir das vor; ich versichre dir, wir brauchen weder einen besonders gescheiten, noch edeln, noch irgendwie bezaubernden Lebensgefährten, sondern einfach einen, der in unsern Gewohnheiten aufgewachsen ist, das Interesse an unsern gemeinschaftlichen Lebensbedingungen teilt, der mit einem Wort gemütlich und gleichgültig neben uns weiterwurstelt — verzeih den harten Ausdruck — ohne die Harmonie unsers Existenzverlaufes zu stören. Aber, daß man sich in der Jugend, oder vielmehr in der romantischen Lebensperiode, die bei zivilisierten weiblichen Geschöpfen erst in die zweite Jugend fällt, etwas andres wünscht, ist begreiflich, und es giebt schöne Augen, denen gegenüber selbst meine Vernunft, die bekanntlich immer viel stärker war als mein Herz, schwach geworden wäre."

Mit leicht gerunzelten Brauen hatte die Gräfin Irene dieser sie anödenden Weisheit zugehört.

Unterdessen brachte der Kammerdiener den Samowar, den er auf ein Tischchen von Korbgeflecht neben den großen Tisch stellte, an dem die beiden Damen in der Veranda saßen und der bereits einladend zur Jause gedeckt war.

Ein Diener brachte noch einen Korb mit Weintrauben

und Pfirſichen und eine Schüſſel mit verſchiedenen knuſprigen Kuchen.

Ihre Durchlaucht ließe die Herrſchaften bitten, ſie nicht zur Jauſe zu erwarten. Durchlaucht habe Kopfſchmerzen und hüte das Zimmer.

Auch Durchlaucht Fürſtin Karoline laſſe ſich entſchuldigen, meldete der Kammerdiener.

Dann verſchwand er ſamt ſeinem Adjutanten.

Die jetzt bereits etwas ſchräg einfallenden Sonnenſtrahlen drangen durch die Blätterwände, die dichte Clematisranken von einer Säule der Veranda zur andern gewebt hatten, ſie brannten auf dem Kupfer des Samowars und ſchimmerten regenbogenfarbig auf dem geſchliffenen Glas. Aus dem Park tönte das durſtige Raſcheln und Kniſtern trockener Blätter, die ſich nach Regen ſehnten.

„Findeſt du es der Mühe wert, Thee zu machen bei dieſer Hitze?“ bemerkte, ſich in einem Reckelſtuhl ausſtreckend, die Fürſtin zu dem jungen Mädchen, das ſich dienſtwillig dem Samowar genähert hatte. „Was mich anbelangt, begnüge ich mich mit ein wenig Obſt.“

Gräfin Irene mußte in dieſem Falle ihrer Couſine recht geben, es war wirklich zu heiß, um Thee zu trinken. Sie ſetzte ſich der Fürſtin gegenüber und begann, ihrem Beiſpiel folgend, an einer Weintraube zu zupfen.

„Die armen Tanten!“ erzählte jetzt lachend Benedikta. „Mich dauern ſie mit ihrer gemeinſchaftlichen Migräne. Sie haben ja gar keine Migräne, ſie können ſich einfach noch nicht erholen von dem Abſchied. Als ich ſoeben die Tante Vicky beſuchte, fand ich ſie und die Tante Karoline damit beſchäftigt, die Kinderwäſche

des Kardinals zu sortieren. Ich weiß nicht, ob diese Wäschestücke als wunderthätige Reliquien an besonders würdige Familienmitglieder verteilt werden sollen, oder ob die Tante Vicky beabsichtigt, sich einen gläsernen Schrank machen zu lassen, worin alle Andenken an den geliebten Kardinal Raimund zusammen aufbewahrt und dem Derzheimschen Museum einverleibt werden sollen. Da soll sie nur den Franz Wranny in den gläsernen Schrein mit einsperren, der ist unbedingt das lebendigste Andenken, das der Kardinal hier zurückgelassen hat."

„Franz Wranny?" sagte Irene und fühlte, wie sich das Fleisch in ihrem Antlitz zusammenzog, als ob es erstarren sollte. Zugleich war ihr's, als ob ihr jemand eine Kugel durchs Herz geschossen hätte. Sie hatte deutlich die Empfindung eines scharfen, harten Schlages in ihrer Brust.

„Franz Wranny?" wiederholte sie, und mit betonter Gleichgültigkeit setzte sie hinzu: „Was hat der arme Teufel mit Onkel Raimund zu thun?"

„Ja, hast denn du noch nichts von der Geschichte gehört?" fragte die Fürstin Benedikta verwundert. „Man spricht nicht davon, das heißt man spricht eigentlich von nichts anderm mehr im Schloß, aber man spricht nicht davon, wenn mehr als zwei Personen beisammen sind, und da noch fühlen sich die zwei verpflichtet zu flüstern. Der Franz ist der Sohn des Kardinals!"

„Benedikta!" schrie die Gräfin Irene fast, „wie kannst du nur ... bedenke doch, daß es sich um einen Priester handelt!"

„Ach, rege dich nicht ſo auf — ce n'est pas aussi choquant que cela. er war nicht immer Prieſter — und die Entfernung des armen Franz datiert vor ſeiner Reiſe nach Rom zurück. Mein Gott! hab' ich denn ſchon wieder deine Prüderie verletzt? Du ſpielſt ja alle Farben! Wie alt biſt du denn? ... vierundzwanzig. da wirſt du vielleicht doch ſchon wiſſen, daß es illegitime Kinder giebt."

„Die Thatſache ahne ich allerdings," murmelte Irene. „aber Onkel Raimund, der Kardinal, der ſtand für mich ſo ganz außerhalb der Welt auf einem, von ſeinem kirchlichen Preſtige umſchwebten Piedeſtal."

„Nun, wie geſagt, er war nicht immer Prieſter. alſo kann man ihm die Sache nicht übelnehmen," erklärte die Fürſtin; „übrigens hätte die ganze Geſchichte wahrſcheinlich weder den Kardinal noch jemand ſonſt intereſſiert, wenn die Aehnlichkeit des Burſchen mit ſeinem Vater nicht ſo über die Maßen auffällig wäre. Der Kardinal ſcheint ſelbſt davon betroffen worden zu ſein. Nachträglich erinnere ich mich, wie ſcharf er geſtern einen Augenblick in die Bedientenbank geſtarrt hat ... In die Bedientenbank! Ein erhebendes Gefühl muß es für den Papa geweſen ſein ... Nach der Meſſe war der Kardinal ſelbſt in der Förſterei; da er den jungen Mann nicht zu Hauſe fand, ließ er ihn ins Schloß kommen. Ueber eine Stunde hat er ſich mit ihm unterhalten, ſcheint ganz entzückt von dem Burſchen. Oeffentlich anerkennen kann er ihn nicht, aber er will ſich ſeiner ſehr ernſtlich annehmen. Franz ſoll Offizier werden und in Pipſens Regiment dienen ... Einen Anlaß wird man mit der Zeit ſchon finden,

ihn in den Adelsstand zu erheben und den Namen Wranny gegen ein schönes Prädikat verschwinden zu lassen ... Die Tante Viktoria ist von der Geschichte tief beeindruckt. Während sie die Kardinalreliquen sortiert, hält sie mit der Tante Karoline ein Konsilium darüber, auf welchen Fuß sie sich mit dem „armen Buben" stellen soll. Sie erinnert sich dessen gar nicht mehr, daß sie ihm noch vor kurzem den Reserveoffizier mißgönnt hat Am liebsten möchte sie ihm sofort die Arme entgegenstrecken und ihn an ihr Herz drücken, meinem unvergeßlichen Raimund zuliebe! Sie spricht jetzt von dem Kardinal wie von einem Toten und von Franz wie von einem Vermächtnis. Als ich unerwartet in das Zimmer zu den beiden alten Damen trat, erhorchte ich gerade die Worte: ‚Karolin', jetzt begreife ich, warum mir der Bursch immer so sympathisch war, 's ist ja schließlich doch mein Enkel!'"

Die Gräfin Irene blieb stumm in tiefes Nachdenken versunken.

Benedikta fuhr fort: „Ich für meinen Teil bin ganz bereit, ihm mein Haus zu öffnen, sobald ihm der erste Offiziersstern am Kragen glänzt, aber natürlich muß erst einiges von seinen Antecedenzien in Vergessenheit geraten, ehe unsereins ihm gegenüber verwandtschaftliche Gefühle durchschimmern lassen darf. Man kann doch schwer einen Menschen zu Tisch bitten, der noch vor kurzem mit den höhern Hausoffizianten rangierte und dem, wie Willy ganz richtig bemerkte, das ganze Stallpersonal berechtigt ist, ‚du' zu sagen."

„Ja, es ist schwer, in Djiboch ist es sehr schwer, dem armen jungen Menschen zu helfen!" murmelte aus ihrer Gedankenversunkenheit heraus die Gräfin Irene.

„Und das allerkomiſchſte iſt," Benedikta unterbrach ſich, um helllaut aufzulachen.

„Nun alſo das komiſchſte iſt?" wiederholte fragend die Gräfin Irene.

„Das komiſchſte iſt, daß Wranny ſelbſt durchaus nicht darauf brennt, ſich anerkennen zu laſſen. Es ſcheint ihm gar nicht darum zu thun zu ſein, als illegitimer Sohn eines Prinzen Derzheim durch die Welt zu ſtolzieren. Barteſchowsky hat mir ſoeben erzählt, es iſt zum Totlachen, einfach zum Totlachen," und die Fürſtin Benedikta ließ ihrer Heiterkeit ſo ausgelaſſen die Zügel ſchießen, daß es in der That den Anſchein hatte, als ob ſie in einem Lachkrampf den Geiſt aufgeben ſollte.

„Nun, was iſt zum Totlachen?" drang ungeduldig werdend Irene in ſie.

„Wranny und Barteſchowsky — die beiden," erklärte, ſich die Lachthränen aus den Augen wiſchend, Benedikta — „Barteſchowsky — den ich auf das Wrannythema brachte, du ahnſt gar nicht, wie kunſtvoll ich die Tonart unſres Geſprächs hinübermodulierte — hat mir die Sache erzählt. Da er Wranny gegenüber eine, wie er meinte, ſchmeichelhafte Anſpielung auf ſeine plötzlich entdeckte illuſtre Herkunft machte, fuhr der Burſche beinahe aus der Haut, leugnete alles kurzweg und dachte an nichts als daran, den Ruf ſeiner Mutter zu verteidigen. Es muß höchſt komiſch geweſen ſein."

„Ja, das verblüffte Geſicht des taktvollen Barteſchowsky mag komiſch geweſen ſein," ſagte Gräfin Irene ſehr herb; „was Franz anbelangt, ſo hat der einfach bewieſen, daß der anſtändigſte Menſch unter uns allen ein armer Teufel iſt, den man ſich nich erlauben

kann, zu Tisch zu bitten, weil er noch vor kurzem mit der Dienerschaft rangierte und sich noch heute vom ganzen Stallpersonal duzen lassen muß."

„Das heißt doch etwas zu weit gehen," meinte phlegmatisch die Fürstin Benedikta, „aber jedenfalls hat er bewiesen, daß bon sang ne saurait mentir! Es war schneidig, und es hat mir gefallen."

Der Kammerdiener trat auf die Veranda und meldete „Ihre Durchlaucht lassen fragen, ob es den Herrschaften nicht gefällig wäre, spazieren zu fahren?"

Fürstin Benedikta antwortete sofort und ohne sich mit ihrer Cousine beraten zu haben „ja". Erst nachdem sich der Kammerdiener zurückgezogen hatte, wandte sie sich an Irene mit der Frage: „Ich hoffe, es ist dir nicht unangenehm, aber was sollen wir eigentlich bis zum Souper anfangen, wenn wir nicht spazieren fahren?"

* * *

Ja, was sollte man schließlich vor dem Souper anfangen, wenn man nicht spazieren fuhr? „Man konnte sich doch nicht wieder den Büchsenspanner heraufkommen lassen, zum Lawn tennis wie damals," meinte die Fürstin Benedikta und setzte hinzu, daß dies recht schade sei. Sie hatte plötzlich große Sympathie mit dem ‚Büchsenspanner', den sie jetzt mit Vorliebe als ‚unsern anonymen Vetter' bezeichnete.

„Ist es nicht merkwürdig," bemerkte sie mitten aus ihrem Gewitzel heraus, „ist es nicht zu merkwürdig, daß man dem Burschen gegenüber anders empfindet, seitdem man genau weiß, wo er herstammt, und daß sich der Kardinal um ihn interessiert?"

Die Gräfin Irene sagte nichts, vielleicht weil sie sich stillschweigend ähnlichen Betrachtungen hingab, wie sie die Fürstin Benedikta laut äußerte.

Nur waren die ihren von sehr viel ernsterer, düsterer Färbung. Eine höhnende Selbstanklage mischte sich hinein. Die neue Wendung in den Verhältnissen Franz Wrannys kam ihr nicht so überraschend wie der Fürstin Benedikta. Eigentlich hatte sie die Ahnung seiner Herkunft bald deutlicher, bald undeutlicher seit jenem Tag umschwebt, da sie das Bild des Prinzen Raimund im Besitz der Försterin entdeckte. Unzähligemal während der langen Spazierritte mit dem jungen Mann war diese Ahnung in ihr aufgetaucht. Und dennoch hatte sie erst heute den Mut gefunden, sich seiner anzunehmen, heute, wo er in den Augen aller gestiegen war. — Wie sie sich dafür verachtete!

Die weltkluge Fürstin Benedikta hätte tausend Entschuldigungen gefunden für sie, die Gräfin Irene aber fand keine und senkte tief beschämt das Haupt.

„Wenn's nicht wegen Willy wäre," fuhr Benedikta fort, „wegen Willy, der im stande wäre, mir für meine Frechheit die Augen auszukratzen, so hätt' ich den Vetter sofort heraufcitiert. Es hätte mich unter den Umständen höchlichst amüsiert, ihn zu beobachten. Aber mit Willy ist nicht zu spaßen. Nun, die kleinen Rauheiten wirst du ihm bald abgewöhnt haben, Irenerl. Wir hoffen alle das beste von deinem edeln und besänftigenden Einfluß auf das Familienoberhaupt."

„Ich muß dich sehr bitten, nicht mit zu großer Sicherheit auf meinen Einfluß auf das Familienoberhaupt zu zählen," entgegnete heftig die Gräfin Irene,

„ich bin nicht mit Willy verlobt, ich habe mir Bedenkzeit ausgebeten, das ist ein großer Unterschied. Ich bin noch frei!"

* * *

Kurze Zeit darauf saßen die beiden Damen in einem leichten, tief ausgeschweiften gelben Phaethon, hinter zwei scharftrabenden ungarischen Pferden und rollten durch die mächtige Lindenallee aus dem Bereich des Parkes hinaus.

Gräfin Irene war sehr ernst und schweigsam, und die Fürstin Benedikta schlief ein. Der Kutscher auf dem Bock — mit einem Diener plagt man sich auf dem Lande nicht, der versperrt ganz unnützerweise die Aussicht — hatte freies Spiel.

Verschiedene Umstände hatten dazu beigetragen, ihn in eine ganz ungewöhnlich gute Laune zu versetzen, unter anderm die Flasche Wein, die er in Anbetracht der reichlichen, in den letzten Tagen eingeheimsten Trinkgelder, auf die Gesundheit seiner heißgeliebten Kacenka ausgetrunken hatte.

Betrunken war er nicht, nein, ganz und gar nicht, nur etwas aufgeregt. Das Tempo, in dem er die Damen fuhr, zeugte davon. Die leichten Pferde flogen wie die Vögel, und ohne sie ein einziges Mal mit der Peitsche zu berühren, hatte er sie dennoch bald in eine solche Aufregung versetzt, daß sie immer mehr und mehr an Eile zunahmen und bald nicht mehr zu bändigen waren. Da er nun, vor seiner Leistung selber erschreckend, die Zügel anziehen wollte, nahmen sie es übel, galoppierten, schwenkten zur Seite, ergaben sich mit einem Wort den

merkwürdigſten Unarten, ſo daß ihm momentan nichts übrig blieb als vorwärts zu fliegen, wobei ſie ſich am beſten benahmen.

Und ſo ſchoſſen ſie denn weiter und weiter die breite Chauſſee entlang, die glatt war wie ein Tiſch, ſo glatt, daß die unheimliche Raſchheit der Bewegung den beiden in Träume und Gedanken vertieften Damen nicht auffiel.

Endlich hob die Gräfin Irene den Kopf. Etwas ganz Unerklärliches, eine nicht zu beſchreibende Unruhe in der Atmoſphäre hatte ſie aufgeſcheucht. Sie ſah ſich um, rechts und links von der Chauſſee erhob ſich der mächtige Ernſt eines ſehr alten Kiefernwaldes, Kiefern mit Kronen, die an italieniſche Pinien erinnerten, dann wieder Kiefern mit langen verkrümmten Aeſten, die ſich faſt bis zur Erde niederſenkten.

So kleinlich und ſperrig ſich ein halb ausgewachſener, dürftig entwickelter Kiefernwald zeigt, ſo herrlich iſt er im Gegenteil, wenn die Bodenbeſchaffenheit und das Alter der Bäume vereint die volle Entfaltung ihrer Kraft herbeigeführt haben.

Zu Füßen der rotgeſchuppten Stämme ragten wie kauernde Unholde finſtere Wacholderſträuche auf.

Am Straßenrand, neben dem flachen, weiten Graben, deſſen ſmaragdgrüner Raſen einen ſumpfigen Untergrund verriet, erblickte die Gräfin Irene auf geſchweiftem, ſtark abgebröckeltem, bemooſtem Sockel die zeitgeſchwärzte Statue eines heiligen Prokop, der einen Löwen, dem die Tatzen und die Naſe fehlten, an einer roſtigen eiſernen Kette hielt.

„Joſeph!“ rief ſie. Mit großer Mühe brachte der Kutſcher die Pferde zum Stehen.

des Kardinals zu sortieren. Ich weiß nicht, ob diese Wäschestücke als wunderthätige Reliquien an besonders würdige Familienmitglieder verteilt werden sollen, oder ob die Tante Vicky beabsichtigt, sich einen gläsernen Schrank machen zu lassen, worin alle Andenken an den geliebten Kardinal Raimund zusammen aufbewahrt und dem Derzheimschen Museum einverleibt werden sollen. Da soll sie nur den Franz Wranny in den gläsernen Schrein mit einsperren, der ist unbedingt das lebendigste Andenken, das der Kardinal hier zurückgelassen hat."

„Franz Wranny?" sagte Irene und fühlte, wie sich das Fleisch in ihrem Antlitz zusammenzog, als ob es erstarren sollte. Zugleich war ihr's, als ob ihr jemand eine Kugel durchs Herz geschossen hätte. Sie hatte deutlich die Empfindung eines scharfen, harten Schlages in ihrer Brust.

„Franz Wranny?" wiederholte sie, und mit betonter Gleichgültigkeit setzte sie hinzu: „Was hat der arme Teufel mit Onkel Raimund zu thun?"

„Ja, hast denn du noch nichts von der Geschichte gehört?" fragte die Fürstin Benedikta verwundert. „Man spricht nicht davon, das heißt man spricht eigentlich von nichts anderm mehr im Schloß, aber man spricht nicht davon, wenn mehr als zwei Personen beisammen sind, und da noch fühlen sich die zwei verpflichtet zu flüstern. Der Franz ist der Sohn des Kardinals!"

„Benedikta!" schrie die Gräfin Irene fast, „wie kannst du nur ... bedenke doch, daß es sich um einen Priester handelt!"

„Ach, rege dich nicht so auf — ce n'est pas aussi choquant que cela, er war nicht immer Priester — und die Entstehung des armen Franz datiert vor seiner Reise nach Rom zurück. Mein Gott! hab' ich denn schon wieder deine Prüderie verletzt? Du spielst ja alle Farben! Wie alt bist du denn? ... vierundzwanzig, da wirst du vielleicht doch schon wissen, daß es illegitime Kinder giebt."

„Die Thatsache ahne ich allerdings," murmelte Irene, „aber Onkel Raimund, der Kardinal, der stand für mich so ganz außerhalb der Welt auf einem, von seinem kirchlichen Prestige umschwebten Piedestal."

„Nun, wie gesagt, er war nicht immer Priester, also kann man ihm die Sache nicht übelnehmen," erklärte die Fürstin; „übrigens hätte die ganze Geschichte wahrscheinlich weder den Kardinal noch jemand sonst interessiert, wenn die Aehnlichkeit des Burschen mit seinem Vater nicht so über die Maßen auffällig wäre. Der Kardinal scheint selbst davon betroffen worden zu sein. Nachträglich erinnere ich mich, wie scharf er gestern einen Augenblick in die Bedientenbank gestarrt hat ... In die Bedientenbank! Ein erhebendes Gefühl muß es für den Papa gewesen sein ... Nach der Messe war der Kardinal selbst in der Försterei; da er den jungen Mann nicht zu Hause fand, ließ er ihn ins Schloß kommen. Ueber eine Stunde hat er sich mit ihm unterhalten, scheint ganz entzückt von dem Burschen. Oeffentlich anerkennen kann er ihn nicht, aber er will sich seiner sehr ernstlich annehmen. Franz soll Offizier werden und in Pipsens Regiment dienen ... Einen Anlaß wird man mit der Zeit schon finden,

zu schützen. Besonders die Fürstin Benedikta klagte beständig über das Duschbad, und dazwischen betete sie ein „Vaterunser" nach dem andern, abwechselnd deutsch und französisch, wie ihr die Worte gerade einfielen. Sie war zwar ein Freigeist, aber, wenn sie sich fürchtete, wurde sie fromm, und sie fürchtete sich schrecklich bei einem Gewitter.

Die Blitze zuckten über den Wald, der Sturm sauste zwischen den Bäumen, der Regen fiel stärker, immer stärker. — Es war eigentlich kein Wunder, daß sich die Fürstin Benedikta fürchtete! Nur ihre Art zu beten, war merkwürdig. Mitten aus einem Vaterunser heraus äußerte sie die Hoffnung, daß sie keine Offiziere treffen würde in Monbijou, denn das Wetter habe sie doch gar zu arg zugerichtet, und einem fremden Herrn zeige man sich nicht gern in solch einem havarierten Zustand!

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, so hielt auch schon der Wagen, man war angelangt.

* * *

Monbijou war ein vernachlässigtes, halbverfallenes Lustschlößchen, das in eine Restauration umgewandelt worden war. Die Nähe eines schneidigen Offizierscorps brachte ein gewisses Leben in die sonst recht verlassene Waldherberge.

Aus dem strömenden Regen traten die Damen in einen großen Saal, der recht primitiv mit moderner, ungarischer Fayence und den Porträts verschiedentlicher Mitglieder der kaiserlichen Familie verziert und mit einfachen, weiß gedeckten Tischen und Rohrstühlen

ausgestattet war. An einem dieser Tische saßen drei der von der Fürstin Benedikta gefürchteten Offiziere. Eine Flasche Sekt stand neben ihnen in einem Eiskühler, und die Herren erzählten Reitergeschichten in dem gutmütigen, etwas gedehnten Deutsch, das den österreichischen Offizier charakterisiert und das in der österreichischen Monarchie spezifisch „Armeedeutsch" heißt.

Wenn auch nicht näher mit der Fürstin bekannt, waren sie es doch so weit, um bei ihrem Eintritt respektvoll zu grüßen.

Sie eilte rasch an ihnen vorüber. In einem Spiegel hatte sie ihr Antlitz erblickt und war davor erschrocken. Das sonst so kleidsam gekräuselte Haar hing ihr in nassen Strähnen um die Wangen, an denen die Schminke in roten Tropfen herunterrann.

„Ich lauf' hinauf mir ein Zimmer aufsperren lassen, ich muß mich doch ein wenig sauber machen!" rief sie entsetzt. „Kommst du mit, Iren', ich bin gleich wieder unten."

Die Gräfin Irene zog es vor, unten zu bleiben und eine Tasse heißen Thee zu trinken. Sie fürchtete sich nicht vor den Offizieren, die wohlerzogene Leute waren und eine Dame, die es offenbar nicht aufs Kokettieren abgesehen hatte, unbehelligt lassen würden.

Sie hatte die Sicherheit eines sehr stolzen, sehr reinen Geschöpfs und gehörte infolgedessen zu jenen, die nie von männlicher Zudringlichkeit zu leiden haben.

Sie setzte sich ruhig in eine Ecke des Zimmers, mit dem Profil gegen den Offizierstisch, und bestellte bei dem sofort dienstfertig an sie herantretenden Kellner den Thee.

Da begegnete ihr Blick einem Paar großer, dunkler Augen, die finster auf sie gerichtet waren.

In einiger Entfernung von den Offizieren saß noch ein junger Mann, den sie anfangs nicht bemerkt hatte. Sie erkannte Franz Wranny.

Sein Anzug war durchnäßt, seine Reitstiefel und Sporen mit Kot bespritzt. Er hatte offenbar einen langen Ritt hinter sich und mußte ebenso wie die beiden Damen in der Herberge einen Schutz gegen das Unwetter gesucht haben.

Sie hatte gehofft, ihn freudestrahlend, durch das Bewußtsein seiner glücklichen Schicksalswendung gehoben zu sehen. Aber im Gegenteil trug sein blasses und verfallenes Gesicht den harten, starren Ausdruck, hinter dem sich bei Leuten, die sich zu beherrschen wissen, eine große innere Verstörung birgt.

Als er gewahr wurde, daß sie ihn bemerkt hatte, stand er auf und verbeugte sich, ohne die geringste Miene zu machen, sich ihr zu nähern. Erst, als sie ihn durch ein Lächeln dazu aufforderte, trat er an sie heran.

Sie fühlte sehr wohl, daß sich etwas in seinem Wesen ihr gegenüber geändert hatte, seine Verehrung war nicht mehr so blind, war nicht mehr so warm.

„Comtesse befehlen?“ fragte er sehr förmlich.

„Nichts, nichts,“ murmelte sie verlegen; „ein sonderbares Zusammentreffen, nicht wahr? Sie haben gewiß vor dem Wetter Schutz gesucht wie wir!“

Er zuckte die Achseln. — „Schutz hab' ich gesucht für mein Pferd, als der Hagel anfing, war's nicht mehr zu bändigen. Endlich rutschte es aus und fiel auf beide Kniee. In dem Zustand konnt' ich's nicht durch das

Gewitter nach Djiboch zurückreiten, ich mußte es irgendwo in Sicherheit bringen. Verdrießt mich ohnedies, daß mir's passiert ist, daß ich's dem Fürsten so zerschunden zurücklassen soll."

„Zurücklassen? ... Ist es denn nicht Ihr Pferd?" fragte sie.

„Comtesse glauben doch nicht, daß ich es mitgenommen hätte?" fragte er rasch.

Sie schwieg.

Die Falte zwischen seinen Brauen wurde immer finsterer.

„Kann ich Comtesse mit irgend etwas dienen?" fragte er, das Gespräch schroff und absichtlich von jedem freundlichen Gedankenaustausch ablenkend.

Sie wurde immer verlegener, fühlte sich immer beschämter.

„Ich wollte Ihnen nur Glück wünschen," murmelte sie.

Er zuckte zusammen, sein Blick wurde noch finsterer. Offenbar fürchtete er auch in ihren Worten eine Anspielung auf das zu vernehmen, was er der ganzen Welt hätte verbergen wollen.

„Glück?" murmelte er.

„Nun ja, Glück!" wiederholte sie mutig, an seinem Mißtrauen vorübersteuernd. „Wissen Sie noch, wie Sie mir damals in der Försterei sagten, daß es immer Ihr dringender Wunsch gewesen sei, Berufssoldat zu werden? Nun, wie es scheint, wird Ihnen der Wunsch erfüllt. Mein Vetter Pips, dem Ihr Schicksal so sehr am Herzen lag, scheint sich diesmal recht erfolgreich für Sie bemüht zu haben!" Dann halb lachend setzte sie

hinzu: „Sie sehen, ich hatte recht, der große Karpfen auf der grünen Wiese hat doch noch das Wasser gefunden, das er zum Schwimmen braucht. Da er zum Strom nicht konnte, so ist der Strom zu ihm gekommen."

„Der große Karpfen hat keine Lust mehr zum Schwimmen — es ist zu viel Trauriges mit diesem Avancement verbunden. Und was kommt schließlich bei allem heraus?" stieß er, immer bitterer werdend, hervor, „die Befriedigung von ein bißchen armseliger Eitelkeit! Ich schäme mich geradezu für den leeren Ehrgeiz und fange an, ernstlich zu überlegen, ob ich nicht lieber im alten Geleise bleiben soll."

„Im alten Geleise?" rief sie lebhaft, „nein, das dürfen Sie nicht, schon deshalb nicht, weil Sie dadurch den edeln Mann, der sich Ihrer so warm annimmt, tief verletzen würden! — Und das Wort ‚leerer Ehrgeiz' ist in Ihrem Falle auch durchaus nicht zutreffend!" Sie unterbrach sich.

Er war natürlich die ganze Zeit achtungsvoll gerade vor ihr stehen geblieben. Das machte sie unruhig. Sie überlegte einen Augenblick, dann etwas trotzig forderte sie ihn auf, sich niederzusetzen, behandelte ihn, als ob der Offiziersstern bereits an seinem Kragen glänzte.

Mit einer leichten Verbeugung bemerkte er: „Comtesse befehlen!" und nahm an demselben Tisch mit ihr Platz.

„Also, was ich sagen wollte," begann sie von neuem, „von leerem Ehrgeiz dürfen Sie nicht reden, ein jeder Mensch soll trachten, seinen Wirkungskreis zu vergrößern, soweit seine Fähigkeiten reichen, und so wie Sie nun einmal sind, werden Sie als Offizier nicht nur eine

ſchönere Stellung einnehmen — nein, Sie werden ſich auch Ihren Nebenmenſchen viel nützlicher erweiſen können als in Ihrem frühern Beruf, — Sie werden auf mehr Menſchen Einfluß gewinnen und daran müſſen Sie denken. Sie ſind ja wie geſchaffen, vorteilhaft auf die Maſſen zu wirken. Ich habe Sie damals bei dem Brande beobachtet. Solche Menſchen wie Sie, ſind ein Segen beim Militär."

Er ſah ihr voll in die Augen. — Er konnte ſie nicht begreifen, aber es war ihm unmöglich, ſie anders als anbetungswürdig zu finden.

Die Rechnung mußte doch noch irgendwie ſtimmen, ſo ſchwer er es auch fand, die Summe zu ziehen.

„Comteſſe wiſſen nicht, was für einen Stein Sie mir vom Herzen nehmen, indem Sie meinen Ehrgeiz in ein würdigeres Licht rücken!" murmelte er.

„Ich bin froh, daß Sie einſehen, daß ich recht habe," gab ſie ihm zur Antwort.

Mit jedem Augenblicke fühlte ſie ſich ihm gegenüber freier, froher, unbefangener. Es that ſo wohl, ſich nicht mehr zu zwingen, ihm und ſich wehe zu thun.

„Werden Sie bei den Rheinberg-Dragonern dienen, wie man mir's mitteilte?"

„Nein, Comteſſe! Prinz Pips war freundlich genug, mich dazu aufzufordern, aber anfangen möcht' ich bei den Rheinberg-Dragonern nicht. Ich möchte lieber in ein galiziſches Ulanenregiment eintreten."

„Es iſt vielleicht auch beſſer, daß Sie von Anfang nicht in der Nähe von Djiboch dienen," ſtimmte ſie ihm bei. „Und auch Ihren Urlaub können Sie in Djiboch nicht gut zubringen. Nun, wenn Sie ſchon in

Polen dienen, so könnten Sie uns besuchen — mein Bruder wird sich sehr freuen, und ... wir wollen thun, was wir können, um uns Ihnen ein wenig nützlich zu erweisen."

„Gräfin reisen nach Polen zurück?" fragte Franz überrascht.

„Ja, in kürzester Zeit."

Ihr Blick begegnete dem seinen, staunend, fragend.

Jetzt erst ahnte sie, daß er, falsch oder oberflächlich berichtet, von ihrer Verlobung mit dem Majoratsherrn gehört, — sie begriff, warum er anfänglich den alten Ton mit ihr nicht hatte finden können. Der Augenblick, einen Entschluß zu fassen, war gekommen, und sie faßte ihn sofort mit Begeisterung. Mochte man dann Glossen darüber machen, so viel man wollte. Sie war ganz einig mit sich insofern, als sie die Hand des Fürsten auszuschlagen gedachte.

„Ich reise nicht nur nach Polen zurück, sondern ich gedenke auch jetzt für längere Zeit dort zu bleiben," sagte sie mit Nachdruck, „und ich wiederhole es, ich freu' mich auf Ihren Besuch. — Es bleibt dabei — nicht wahr?"

Sie reichte ihm die Rechte zum besiegelnden Handschlag, — er drückte seine Lippen darauf mit einer Herzlichkeit, mit der er noch nie gewagt, ihre Hand zu berühren.

Der Donner grollte noch immer, und der Regen floß in Strömen, man hörte ihn laut und herrisch gegen die Fenster klirren.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, die von draußen in den Speisesaal führte. Zwei Herren

traten ein in hechtgrauen Jagdanzügen, den Hirschfänger an der Seite — der Fürst Ferdinand und Fürst Willy.

Sofort hefteten sich die Augen des letzteren auf den jungen Forstmann, der das Haupt gerade huldigend über die Hand der Gräfin Irene gebeugt hielt.

Mit raschen, scharf rhythmisierten Schritten ging er auf die beiden zu, klopfte mit dem Absatz auf den Boden und stieß ein kurzes herrisches „Nun!“ hervor.

Franz sah sich um, richtete sich sehr gerade auf, den Kopf hoch in der Luft.

„Wünschen Sie etwas, Durchlaucht?“ fragte er.

Diese Anrede, in welcher Wranny jeden Anklang an sein ehemaliges Unterthänigkeitsverhältnis abgestreift hatte, trug alles dazu bei, den jungen Kavalier zu reizen. — Ein böser Blick, der erst seine Cousine suchte, dann Wranny traf, schoß aus seinen Augen.

„Allerdings!“ sagte er. „Geh in den Stall nachschauen, wie dein Vetter mit dem Abreiben der Pferde fertig wird!“

Franz Wranny rührte sich nicht.

„Beeil dich! hörst du? Du kannst ihm helfen!“

Die Offiziere an der andern Seite des Saales hatten sich umgewendet und sahen zu. — Unruhe, angstvolle Spannung stand auf allen Gesichtern.

Anstatt zu gehen, richtete sich Franz Wranny noch gerader auf, dann sagte er sehr ruhig, sehr deutlich:

„Durchlaucht, ich stehe nicht in Ihren Diensten!“

Ein Blick aus den Augen der Gräfin Irene zollte ihm Beifall.

Das Gesicht des jungen Fürsten verzerrte sich.

„Hund!“ ſchrie er, „elender Baſtard!“

Eine Flamme ſchoß aus den Augen Franz Wrannys, ſein Atem kam keuchend über ſeine Lippen; dann einen Schritt vortretend, ſchlug er dem Fürſten die Hand ins Geſicht.

Einen Moment ſpäter ſank er blutüberſtrömt in die Knie — der Fürſt hatte ſeinen Hirſchfänger gezogen und ihm die Waffe in die Bruſt geſtoßen bis ans Heft.

Eine unausſprechlich wüſte, häßliche Scene folgte. Seſſelrücken, Sporengeklirr, heiſere Ausrufe, überſtürztes Gemurmel — kein verſtändliches Wort, das Hereinſtürmen des aufgeſchreckten Küchenperſonals, ſchrilles Weiberſchreien, Aufklirren von zerbrochenem Geſchirr.

Der Kellner, der eingetreten war mit dem Theezeug für die Gräfin Irene, hatte vor Schrecken das Tablet von der Schulter fallen laſſen, — und zwiſchen all dem Entſetzen um das vernichtete junge Leben gab's noch Verdruß wegen der elenden zerbrochenen Scherben.

Nur zwei Menſchen waren ruhig inmitten dieſes unſeligen Wirrwarrs — der Sterbende in den Armen des Offiziers, der herbeigeſprungen war, um ihn aufzuſtützen, und der junge Fürſt, der bleich, finſter und hochmütig, ohne ein Glied zu rühren, ohne mit einem Muskel zu zucken, daneben ſtand.

Draußen tobte das Unwetter, Blitz um Blitz ſchoß herunter und durchzuckte mit unruhigem Licht die matt erhellte Stube. Durch unſichtbare Ritzen drang der Sturm herein, ſelbſt die Flammen in den Petroleumlampen zitterten.

Plötzlich übertönte eine ſilberne Stimme den lauten, häßlichen Wirrwarr — die Stimme der Gräfin Irene.

„Ich bitte, eilen Sie um einen Arzt nach Bregnitz!“ rief sie, sich an einen der Offiziere wendend.

„Ich gehe selber, Gräfin! Ich will den Regimentsarzt holen!“

Der Offizier verschwand. Wenige Minuten später hörte man den scharfen Hufschlag eines Pferdes, das durch den strömenden Regen und die blitzdurchzuckte Finsternis dem nahen Garnisonsstädtchen zueilte.

Von dem Augenblick an legte sich die planlose, laut polternde Aufregung in der Wirtsstube. Die Offiziere hielten sich musterhaft, zeigten ebensoviel Takt als Humanität. Zwei von ihnen hoben den Sterbenden vom Boden und trugen ihn über die flache hölzerne Treppe in eine der Fremdenstuben, die im ersten Stock freundlich und sauber für durchgehende Logiergäste bereit standen.

Es war keine Demonstration gegen den Fürsten in ihrer Haltung, aber er hatte die Umstände herausgefordert, und ihre Sympathien waren auf der Seite des Sterbenden.

Das Küchenpersonal hatte sich zurückgezogen. Die Stube war fast leer, die Gräfin Irene stand bleich und still neben einer großen Blutlache, an die jetzt eine Magd mit einem Lappen und einem Wassereimer herantrat, um den Fußboden davon zu reinigen.

Da packte sie jemand an der Hand — es war die Fürstin Benedikta.

„Komm!“ sagte sie, „das ist kein Aufenthaltsort für dich. Bleib mit mir in meinem Zimmer oben, bis sich das Wetter so weit verzogen hat, daß wir nach Hause können.“

„Laß mich, Benedikta, ich gehe nicht!“ sagte sie. Sie schien über etwas nachzudenken.

Ein herzbrechendes Schluchzen — das Schluchzen eines starken Mannes, der sich seinem Schmerz hingab wie ein schwaches Kind, lenkte ihre Aufmerksamkeit ab. Dort neben der Thüre, durch die das Gesinde herbeigeströmt war, stand Joseph, der junge Kutscher, und weinte, die Fäuste in den Augen, mit krampfhaft zuckenden Schultern.

Irene dachte nicht mehr daran, daß er vor den Augen der Welt für den leiblichen Vetter des Sterbenden galt, sie wußte nur, daß er einer war, der durchs Feuer gehen würde, um ihm die letzten zögernden Augenblicke zu verschönern oder wenigstens zu erleichtern. Sie trat auf ihn zu.

„Joseph,“ sagte sie, „spannt ein, so schnell Ihr könnt, ich gebe Euch einen Zettel mit ins Schloß!“

„Ja, ich bitte, gräfliche Gnaden,“ murmelte er und verschwand.

Nachdem sich die Gräfin Feder und Papier verschafft hatte, schrieb sie an die Fürstin Karoline ein Billet folgenden Inhalts:

„Meine liebe Tante!

Es ist ein schreckliches Unglück geschehen. Infolge eines peinlichen Auftritts hat Willy den armen Franz Wranny erstochen.

Wir haben um den Arzt geschickt, aber es ist sehr wenig Hoffnung. Bitte, seiner Mutter das furchtbare Ereignis mitzuteilen. Sie muß sich beeilen, falls sie ihn noch sehen will. Wenn du irgend kannst, so komm mit ihr; ich brauch' dich mehr als irgend einen Menschen auf der Welt. Deine Irene.“

Es war jetzt ganz still geworden in dem Speisesaal der kleinen Restauration — nichts zu hören, als das Scheuern und Reiben der Magd, die den Blutfleck auf der Diele wegzusäubern trachtete.

Die Offiziere waren oben geblieben bei Franz, und der junge Fürst war verschwunden. — Er hatte sich ein Gastzimmer aufschließen lassen und wusch sich die Hände.

In dem kleinen Speisesaal befanden sich nur noch die scheuernde Magd, die Ferdinand Derzheims und die Gräfin Irene.

Der Fürst Ferdinand ging mit jener besonders würdigen Haltung, die er immer anzunehmen pflegte, wenn er irgendwo nicht mehr aus und ein wußte und einer Situation gegenüber ganz ratlos geworden war, von einem Fenster zum andern und beobachtete das Wetter. Von Zeit zu Zeit bemerkte er: „Ich glaube, es lichtet sich — es beruhigt sich — ihr könntet fahren. Ich will den Arzt abwarten und werde sehen, daß alles, was geschehen soll, geschieht. — Aber ihr solltet fahren. — In einer Viertelstunde könnt ihr fahren. — Wenn der Joseph jetzt ohnehin anspannt . . ."

Die Fürstin Benedikta trat an Irene heran.

„Ferdi hat recht, einmal im Leben hat er recht," sagte sie.

„Du mußt mit mir nach Djiboch zurück," sagte die Fürstin Benedikta, „du kannst nicht länger hier bleiben; zu was — verzeih das harte Wort — der Garnison ein Schauspiel geben? — Du bist ohnehin zu weit gegangen!"

Die Gräfin Irene maß ihre Cousine mit einem großen, kalten Blick.

„Laß mich gehen, wohin mich mein Weg führt," sagte sie ruhig. „Ihr könnt beide zurückfahren — ich bleibe!"

Erst wollte sich Benedikta heftig von ihr abwenden. Der im Bewußtsein ihrer Reinheit wurzelnde Stolz, den Irene inmitten einer Situation bewahrte, die sie in den Augen aller Welt erniedrigen, zu Boden hätte zerren sollen, reizte und demütigte die leichtsinnige Frau, die sich nie etwas mißgönnt hatte, wonach sie sich in begehrender Liebeslaune gesehnt, die aber auch nie einen sie in den Augen der Welt diskreditierenden Preis dafür gezahlt hatte.

Aber sie war doch eher gutmütig, außerdem mischte sich ihr Standesgefühl ins Spiel. Sie bot ihre ganze Kraft auf, um Irene zur Vernunft zu bringen — von einem letzten ausschlaggebenden falschen Schritt zu retten.

„Irene, hör auf mich!" sagte sie, an das junge Mädchen herantretend; „ich mein's dir gut! Deinem Gefühl kann ich nachempfinden, aber du darfst dich ihm nicht hingeben! Das Leben dauert nicht nur einen Tag, einen Monat, nicht nur ein Jahr! In einem Monat, höchstens in einem Jahr wird Gras gewachsen sein über seinem Grab und deinem Schmerz — du aber wirst deinen Platz verloren haben in der Gesellschaft für ewig und wirst doch weiter existieren müssen als ein Mädchen, das man außerhalb des engsten Kreises nicht mehr sieht, als eine Persönlichkeit, die man sich auf der Straße zeigt mit einem vielsagenden: ‚Das war die und die' — und die, wo immer sie auch erscheint, von einem boshaften Flüstern umgeben sein wird. Irene, komm . . ."

Jetzt öffnete sich die Thür, der Regimentsarzt trat ein. Er war, wie die meisten Regimentsärzte, ein gutmütig aussehender Mann, dem der Tod keinen großen Eindruck machte. Nach kurzer Begrüßung der Herrschaften begab er sich sofort zu dem Verwundeten. Die Gräfin Irene erwartete mit hochklopfendem Herzen seine Rückkehr.

Der Fürst Ferdinand hatte aus Verlegenheit und Zerstreutheit eine Zigarre herausgezogen, brach die Spitze davon ab und erinnerte sich dann plötzlich, daß das nicht der Moment sei, zu rauchen. Er wollte irgend etwas wie Teilnahme aus sich herauszwingen, aber ihm war nur darum zu thun, die widerwärtige und unangenehme Situation möglichst rasch abzukürzen.

Ehe der Arzt zurückkehrte, zeigte der arme Joseph sein von weinen ganz entstelltes Gesicht. Es war angespannt.

Gräfin Irene übergab ihm den Brief. Sie horchte auf jede Bewegung hinter der Thür.

Es dauerte nicht lange, da erschien der Arzt, mit ihm die beiden Offiziere, die Wranny hinauftragen geholfen hatten.

Das Urteil des Arztes war kurz: „Keine Hoffnung, der Tod im Laufe der nächsten Stunden, es kann bis in den Morgen hinein dauern, und könnte vor Mitternacht noch zu Ende sein.“

Thun ließ sich gar nichts. Vorläufig war der Kranke bewußtlos, wahrscheinlich würde sich das Bewußtsein vor dem Tode noch einfinden, aber nur kurz vor dem Ende.

Wenn man den Sterbenden versehen zu lassen

wünſche, möge man unverzüglich um den Geiſtlichen ſchicken.

„Das Wetter hat etwas nachgelaſſen — wollt ihr fahren? Wir könnten uns mit Willy beſprechen . . .“ murmelte der Fürſt Ferdinand, „der wird jedenfalls nach Hauſe eilen. Morgen wird er ohnehin Schererei genug haben. Er muß ſich mit ein paar Sachverſtändigen beraten. Irene, fahr doch auch!“

Die drei Offiziere, die indeſſen aus dem Krankenzimmer gekommen waren, wußten nicht, welche Haltung ſie annehmen ſollten. Mit traurigen, blaſſen Geſichtern ſtanden ſie herum und fühlten ſich im Weg.

„Wer iſt bei dem Armen oben?“ fragte das junge Mädchen.

„Die Wirtin will bei ihm wachen, bis ſeine Mutter kommt,“ erwiderte einer der Offiziere.

Dann bat die Gräfin denjenigen der drei jungen Leute, der den Arzt geholt hatte, ihr noch einen ſichern Boten zu verſchaffen, der einen Zettel, den ſie ſoeben niedergeſchrieben, nach Misnytz bringen könnte.

Ehrerbietig nahm ihr der junge Mann den Zettel ab, dann verließ er ſamt ſeinen beiden Kameraden die Reſtauration.

Die Gräfin Irene ſetzte ſich nieder, ſie war ſehr müde. Sie ſtützte die Ellbogen auf den Tiſch und den Kopf zwiſchen die Hände.

In der erſten Aufregung hatte ſie den ganzen Umfang des ſchrecklichen Ereigniſſes nicht gefaßt. Sie hatte an die Maßregeln gedacht, die ergriffen werden mußten, an die andern Menſchen, die der Schmerz treffen würde. Jetzt dachte ſie an ihn. Kleine, rührende Züge fielen

ihr ein, tauſend Kränkungen ſeiner armen, gedrückten Exiſtenz, ſein Heldenmut, ſeine Weichheit, ſein namenloſes Zartgefühl und der herbe Stolz, der die ganze Zeit in ihm geſchlummert hatte, der Stolz, den ſie zuerſt in ihm geweckt und der, als er ſich endlich ganz in ihm aufgerichtet hatte, ſein Ende herbeiführen mußte.

Immer wieder ſah ſie ihn vor ſich, wie ſie ihn das letzte Mal geſehen, ehe er zuſammenbrach, den Kopf zurückgeworfen, mit blitzenden Augen. Sie ſagte ſich, daß ſie ſich an ihm verſündigt, daß ſie nicht das Recht gehabt hatte, ſo vieles in ihm zu wecken, um ihn dann bei dem geringfügigſten Anlaß aus falſcher Scham ſo vollſtändig im Stiche zu laſſen.

Nun lag er oben ſterbend, bewacht von einer Fremden, einer Gleichgiltigen.

Vielleicht würde er das Bewußtſein zurückerlangen, die ganze Bitterkeit ſeines einſamen, verlaſſenen Zuſtandes empfinden.

Wie gräßlich es war, das Sterben, ſo einſam und verlaſſen, dieſes troſtloſe Hinüberfröſteln in das bange, dunkle Geheimnis der Ewigkeit, keine liebe Hand, an der er ſich feſthalten konnte, wenn das letzte Grauen über ihn kam, die letzte, ſchreckliche Angſt vor dem furchtbaren Schritt, der über die Grenze des Lebens führt!

Und alles in ihr fing an zu zittern und zu ſchwanken, und alles zog ſie zu ihm.

Ihre ganze Selbſtbeherrſchung gab nach, ſie fing an, heftig zu ſchluchzen.

„Um Gottes willen, Irene, nimm dich zuſammen, was werden die Leute denken!“ ermahnte ſie ein letztes Mal die Fürſtin Benedikta.

„Nun was werden sie denken?“ fragte, den Kopf hebend, das junge Mädchen, und durch ihre Thränen schimmerte ein furchtbarer Zorn.

„Sie werden denken, natürlich werden sie denken, und sagen werden sie's auch, daß du mit dem schönen Burschen . . .“

Die Gräfin Irene erwiderte kein Wort. Sie richtete sich nur zu ihrer vollen Höhe auf und maß die Fürstin mit einem kurzen, vernichtenden Blick. So stolz hatte man sie in ihrem ganzen Leben nicht gesehen, und es war etwas Heiliges, etwas Wunderschönes in ihrem Stolz, und etwas so Großartiges, Furchtloses, daß der weltverängstigte Hochmut der Fürstin Benedikta knirschend davor zusammenbrach.

Dann schritt das junge Mädchen rasch an ihr vorüber, auf jene Thüre zu, die in das Innere des Hauses führte.

„Wohin gehst du?“ fragte entsetzt Benedikta Derzheim.

„Zu ihm!“ lautete die Antwort.

Ehe die Fürstin es sich versah, hatte Irene das Zimmer verlassen.

„Ich bin nicht prüd,“ murmelte, ihr nachblickend, Benedikta, „wahrhaftig nicht, aber das . . .“

Draußen hörte man die hölzerne Treppe knistern unter raschen, leichten Tritten, dann hörte man oben deutlich eine Thür gehen und schließen.

Es war die Thür der großen Welt — die Thüre der Gesellschaft, die hinter Irene Lurytsch ins Schloß gefallen war.

* * *

Sie hatte das Zimmer, worin er lag, an dem Lichtschimmer erkannt, der durch eine Ritze über der Thür hervorbrach.

Als sie eintrat, war er allein, die Wirtin hatte sich entfernt, um in einer Weile wieder nachzusehen, und als die dicke, fremde, gleichgültige Person wirklich nachsehen kam, verabschiedete sie Gräfin Irene, sie würde rufen, falls sie ihre Hilfe nötig haben sollte, erklärte sie.

Sie hatte sich neben das Bett gesetzt. Mit gefalteten Händen saß sie da, den Blick auf sein Antlitz geheftet.

Eine Petroleumlampe mit einem großen, grünen Schirm stand auf einem braun lackierten Fichtenholztisch inmitten des Zimmers und warf ihr Licht über seine Züge. Er hatte die Augen geschlossen, das kurze braune Haar krauste sich ihm feucht um die blassen Schläfen — das Gesicht war grünlich bleich — es trug einen stolzen, finstern, zornigen Ausdruck, den Ausdruck, mit dem er den Fürsten ins Gesicht geschlagen hatte. Der Ausdruck kleidete ihn, aber es war doch ein schrecklicher Ausdruck für einen Sterbenden!

Für einen Sterbenden!

Immer mehr durchdrang sie der Gedanke daran, daß er im Sterben lag und was es bedeute! — Abgeschnitten von Luft, Licht, Empfindung und Bewußtsein — sechs Schuh Erde zwischen sich und allem, was man lieb gehabt hat auf der Welt — der Verwesung preisgegeben, der grausamen, scheußlichen Verwesung!

War sie auch nicht ganz ungläubig, so war ihr Glaube doch nicht mehr von jener kindlichen, mit materiellen Vorstellungen verbundenen Natur, wie er einen über den Tod eines lieben Menschen trösten kann.

Eine Viertelstunde verging, sie hörte Stimmen unten, die Stimme des Fürsten Willy unter den andern, dann das Rollen eines Wagens, der sich entfernte. Sie hatten sich mit Willy besprochen und waren fortgefahren.

Sie sagten sich von ihr los — sie war eine Ausgestoßene, war sozusagen von der Gesellschaft exkommuniziert.

Es gab ihr nicht einmal einen Stich ins Herz, sich darüber klar zu werden.

Draußen war es verhältnismäßig still geworden, der Donner hatte aufgehört, nur der Regen strömte noch immer nieder, der starke, ausdauernde, eintönige Regen, der den Herbst einleitet, Tropfen um Tropfen, schwer und gleichmäßig. Manchmal klirrte er an die Fensterscheiben, als ob jemand daran klopfe, der hereinwollte aus der nassen, kalten Finsternis. Dann wieder war's nur mehr ein eintöniges, murmelndes Rauschen, fast wie das Rauschen eines Stroms, der etwas mit sich fortschwemmt. Neben seinem Bett auf dem kleinen Nachttisch lag seine Taschenuhr. Anfangs hatte sie das Ticken nicht gemerkt, jetzt hörte sie es immerfort.

Es quälte sie, sie sagte sich, sein Leben wird stehen bleiben, plötzlich so wie eine Uhr stehen bleibt, in der ein Rädchen gesprungen ist.

Eine Stunde war um, die Hälfte der zweiten.

Kommen sie noch nicht?

Jetzt öffnete er die Augen, sein Blick irrte unsicher und unbeholfen wie ein angeschossener Vogel in der weiß getünchten Stube herum. Dann heftete er sich auf sie. Er blinzelte und konnte nicht begreifen, er suchte sich aufzurichten, um deutlicher zu sehen.

Eine irre Hoffnung durchzuckte sie.

„Wer ist's?“ murmelte er.

„Ich,“ sagte sie leise — „Iren'!“

Der finstere, vorwurfsvolle Ausdruck wich von seinen Zügen.

„Iren'!“ wiederholte er ... „Iren'!“

Er schloß die Augen, dann öffnete er sie wieder.

Sein leuchtender Blick ruhte auf ihrem Antlitz, ruhte darauf mit einem Ausdruck glückseliger Andacht, in die sich ein großes Staunen mischte.

Da bemächtigte sich ihrer eine namenlose Befangenheit und Scham. Aber es war nicht die alte, kleinliche, falsche Scham, sondern eine neue, große, heilige, nie gekannte!

Sie fing an, sich vor ihm dafür zu entschuldigen, daß sie bei ihm geblieben war! — die arme Gräfin Irene!

„Ich hab's nicht über mich gebracht, Sie so allein zu lassen, ohne ein bekanntes Gesicht neben sich,“ murmelte sie.

Ein Lächeln trat auf seine bleichen Lippen, ein Lächeln voll unendlicher Dankbarkeit und voll gerührten Verständnisses für ihre arme mädchenhafte Zaghaftigkeit und Scheu. Er tastete nach ihrer Hand, um sie an seine Lippen zu ziehen, aber er konnte die kleine Hand nicht mehr heben. Sie ließ sie in der seinen liegen auf dem derben Linnen des Gasthausbettes. — „Die Mutter muß gleich kommen,“ flüsterte sie, „ich habe um die Mutter geschickt.“

„Um die Mutter ... die Mutter, und ...“ eine große Unruhe trat in seine Züge — „um ...“

„Ja, auch um ihn," ſagte ſie ſanft. Dann ſaß ſie eine Weile ſtumm, die Augen zu Boden geſenkt, das Ohr nach dem Fenſter gewendet, horchend. Seine Hand, in der die ihre ruhte, fing an kühl und ſchwer zu werden. Ein Schauer durchfröſtelte ſie. Sie hob die Augen, heftete ſie auf ihn. Die ſchwache, kranke Hoffnung, die ſich in ihr zu regen begonnen hatte, ſank matt zu Boden, und mit der Hoffnung verſchwand auch die letzte Spur von Befangenheit. Sie hatte keinen Raum in ihrer Seele neben der Angſt vor dem Schrecklichen, das bevorſtand.

Die Gräfin Irene hatte noch nie einen Menſchen ſterben ſehen. Das Gefühl einer furchtbaren Verantwortung überkam ſie, alle ihre alten, religiöſen Gewohnheiten und Bedenken wachten in ihr auf. — „Wenn nur der Kardinal ſchon käme!" Und wieder wendete ſie den Kopf.

Das Toben des Unwetters war vorüber, der Sturm hatte ſich gelegt, nur ein leiſes Schauern und Klagen ging durch den Wald, und die Regentropfen fielen ſchwer, eintönig, gleichgültig.

Ein andrer Laut! Ein heiſeres, ſchwaches Röcheln. Der Schweiß trat ihr auf die Stirn.

Sie fing an zu beten.

Ach, wenn der Kardinal nur käme! Es war ja zu traurig, daß die arme Seele ihre Reiſe antreten ſollte, ohne daß ihr der Prieſter den Abſchiedsſegen erteilt hatte.

Seine Züge verfielen zuſehends. Da beugte ſie ſich zu ihm nieder.

„Franz!" flüſterte ſie leiſe.

Er ſah ſie an, ein letztes Mal mit dem wunderſamen ſeligen Leuchten in ſeinem Blick.

„Kann ich noch irgend etwas für Sie thun? haben Sie einen Wunsch?“ murmelte sie.

Plötzlich merkte sie, daß sich der Blick in seinen Augen veränderte — „helleres Licht!“ hauchte er. Sie begriff, daß er das Licht wünschte, um sie besser zu sehen. Aber sie begriff auch, daß sie es ihm nicht mehr verschaffen konnte, daß das Licht in seinen Augen zu erlöschen begann.

Sie hatte nur noch ein Verlangen, ein Bestreben, ihm eine letzte Freude mitzugeben in die Ewigkeit.

Da beugte sie sich über ihn und drückte ihre Lippen auf die seinen.

Im selben Moment ging die Thüre. Ein fester, kurzer Schritt näherte sich dem Bett, sie sah von dem Toten auf, eine hohe, dunkle Gestalt stand neben ihr, der Kardinal! Er hielt das Allerheiligste in seiner Hand.

„O, Onkel Raimund!“ schuchzte sie, „es ist zu spät, zu spät, um eine Minute zu spät.“

Dem Priester rannen die Thränen über das edle blasse Gesicht. Er legte die Hand auf den blonden Scheitel des Mädchens.

„Sei ruhig, mein Kind!“ sagte er mit fast erstickter Stimme, „sei ruhig, Gott ist ihm sehr gnädig gewesen, er ist mit guten und edeln Gedanken hinübergezogen, ein Engel hat ihm das Sterbesakrament gereicht!“

* * *

Um weniges später waren auch die Försterin und die Fürstin Karoline endlich in Monbijou eingetroffen.

Die Försterin hatte sich hineinbegeben zu ihrem toten Kind.

Die Thür hatte sich hinter ihr geschlossen. In den Gang hinaus hörte man heftiges Schluchzen, dann, eintönig, gehalten, sehr ernst, von einer männlichen Stimme gesprochen, ein andächtiges Gebet. Zwei weibliche Stimmen fielen ein, die Stimme seiner Mutter und die Stimme der Gräfin Irene.

* * *

In einem Zimmer — einem Zimmer, das gerade so weiß und rein war und nach Fichtenharz duftete, wie das, worin Franz Wranny verschieden war, saß die Fürstin Karoline bleich und starr und wartete darauf, daß Irene sie brauchen würde.

Sie war nicht unzufrieden mit ihr, verurteilte keineswegs ihre Ueberspanntheit, trotz der verzerrenden Schilderung, die die Fürstin Benedikta von ihrem Benehmen gemacht, tadelte sie daran nichts. Sie wußte, daß Irene nicht anders hatte handeln können, und daß sie selbst an der Stelle des jungen Mädchens nicht anders gehandelt hätte. Aber sie war krank vor Mitleid. — In ihrer innersten Seele verachtete sie das Vorurteil, aber sie war müde und alt und wich dem Kampf damit aus, und sie that, was sie konnte, um die jungen feurigen, und ihre Kraft überschätzenden Menschen, die sie liebte, zu verhindern, den Kampf damit aufzunehmen. Sie wußte, daß der einzelne in diesem Kampf immer unterliegt.

„Arme Irene, arme Irene!" Das Tageslicht schimmerte fahl an den weißgetünchten Wänden, als sich leise die Thüre öffnete und die Gräfin Irene hereintrat. Ohne ein Wort zu sagen und, offenbar, ohne zu sehen,

was sie umgab, eilte das junge Mädchen auf sie zu, und zu ihren Füßen niedersinkend, versteckte sie ihr Antlitz in den Schoß der alten Frau.

* * *

Um eine Woche später stand ein mit Gepäck beladener Karren vor dem Schloß von Djiboch. Das Gepäck gehörte der Gräfin Irene, die im Begriffe stand, Djiboch und seine Herrlichkeiten für immer zu verlassen.

Eigentlich hatte sie das Schloß nicht mehr betreten wollen nach Franz Wrannys Tod. Nur auf die Versicherung hin, daß Willy es sofort nach Meldung des Unglücks verlassen, daß er, nachdem er sich dem Gerichte gestellt, vorläufig ein andres seiner Schlösser bezogen hatte, nur auf diese Versicherung hin und nach langen inständigen, zärtlichen Bitten der Fürstin Karoline, nach ernstem, verständnisvollen Zuspruch des Fürsten Felix, hatte sie sich entschlossen für wenige Tage zurückzukehren, um von dort abzureisen.

Fürst Felix und die Fürstin Karoline begleiteten sie auf die Bahn. Die Sonne schien, und der Himmel war blau, aber das Laub an den Bäumen war gelichtet, und eine gewisse Schärfe in der Luft, verbunden mit dem Geruch verwesender Blätter, kündete an, daß der Sommer vorüber, daß die alljährliche große Abrechnung der Natur vollendet sei.

An der Gräfin Irene hatte sich eine große Veränderung vollzogen. Die vielen heißen Thränen, die sie in den letzten Tagen vergossen, hatten ihrem holden Antlitz den Blütenschimmer der Jugend für immer geraubt.

Es war viel geſtorben in ihr, das nicht mehr auferſtehen konnte. Aber ein langes Leben ſtand ihr noch bevor, ehe ſie den Frieden des Alters erreicht haben würde.

An das alles dachten der Fürſt Felix und die Fürſtin Karoline, während ſie unter den alten Linden ſtanden, unter denen ſie vor zweiundzwanzig Jahren von dem Prinzen Raimund Abſchied genommen hatten.

Die Gräfin Irene reiſte nach Polen zurück. Weder der Fürſt Felix noch die Fürſtin Karoline hatten ſie daran hindern wollen. Es war beſſer, daß ſie ging.

Die erſten Tage nach dem Unglück hatte ſie davon geſprochen, ins Kloſter zu fliehen. Aber nach einer langen Unterredung mit dem Kardinal hatte ſie die Abſicht aufgegeben.

Sie würde eher etwas zu thun finden, Schmerzen zu lindern, Schwache zu ſtützen, außerhalb des Kloſters, und das war das einzige, wonach es ſie noch verlangte.

Mit tiefer Trauer beobachteten ſie ihre zwei Freunde. Sie hatten ſich's beide zugeſchworen, ihr zu helfen, wo ſie könnten in dem bittern, traurigen Leben, das ihr bevorſtand. — Aber die Tante Karoline war ſehr alt, die Zeit, in der ſie dem blaſſen Mädchen noch nutzen konnte, war kurz, und die Zeit, in der es der Fürſt Felix wagen durfte, ſeinem Liebling ſeine Stütze anzubieten, war noch lange, lange nicht gekommen.

Sie ſtanden unter den müde und trocken raſchelnden Linden, ſprachen von gleichgültigen Dingen, wie Menſchen thun, die der Erinnerung an einen großen Schmerz ausweichen wollen.

Der Zug hielt, die Kammerjungfer trat herbei, ge-

ſchäftig aufgeregt, ſtieg ſie ihrer Herrin nach ins Coupee. Aus dem Wagenfenſter lächelte das blaſſe Mädchen noch traurig ihren zwei Freunden zu, die aufmunternde Worte zu ihr ſprachen. Sie ſchüttelte müde den Kopf. Plötzlich den Blick auf die gelichteten Kronen der Linden heftend, bemerkte ſie: „Als ihr von Onkel Raimund Abſchied nahmt, blühten die Linden noch?“

„Teilweiſe, mein Herz,“ ſagte die Fürſtin Karoline.

„Mit der Blüte iſt's vorbei, mit der Schönheit des Jahres iſt's vorbei!“ murmelte die Gräfin Irene. „Der Sommer iſt tot, aber der Winter iſt noch weit, weit!“ Dann, mit einem unſäglich traurigen Ausdruck in dem ſchönen, bleichen Geſicht murmelte ſie, die Worte des vom Leben ſcheidenden Prinzen Raimund wiederholend:

„Wenn's nur ſchon Winter wär'!“

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410